Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	13 M. 50 ₰
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰
Für einen Monat		1 M. 50 ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 6 ₰

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰
Für einen Monat		2 M. — ₰
Tagweise für einen Band	. . . .	— M. 10 ₰

Bei auswärtigen Abonnements treten nach Vereinbarung eigene Bedingungen ein.

Die Kosten der Post-Sendungen trägt der Abonnent.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benützung nicht immer alle Bücher vorrätig sein können.

Verdorben oder beschädigt zurückgebrachte Bücher sind mit dem vollen Wert sogleich baar zu ersetzen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek (Schöpping)
16. Maximiliansplatz 16.

Aus altem Hause.

Roman

von

Theodor Duimchen.

Leipzig,
Robert Friese Sep.-Cto.
(Arth. Cavael.)
1895

Fräulein Hedwig Kanzler

zugeeignet

Th. D.

Der vorliegende Roman, im Frühjahr 1893 beendet, ging bereits im August desselben Jahres in die Druckerei; ich habe mich aber damals entschlossen der periodischen Presse das Vorabdrucksrecht anzubieten und mehreren Redaktionen gedruckte Exemplare des Romans vorgelegt.

Die Verhandlungen haben Zeit gekostet, auch wurde die Arbeit erst ziemlich spät veröffentlicht, sodaß ich die Buchausgabe erst heute dem Verkehr übergeben kann.

Königswald bei Dresden. Martins-Klause, 1. October 1895.

Theodor Duimchen.

Wie sie geht und steht! Dieser königliche Anstand! Diese Beherrschung der Formen! Wie sie ihre Gunst und Gnade, ihre Liebenswürdigkeit und ihr Lächeln auf alle die lieben Freundinnen vertheilt! Siebzehn Jahre ist sie heute geworden und wie eine Fürstin bewegt sie sich! Das hat sie nicht von Ihnen, nicht von den Spreckelsens, alle Achtung sonst vor der Rasse! Das ist das alte Dogenblut ihrer Mutter! Wie sie dahin schwebt, wissend, daß die andern Kleinen sie beneiden um ihre Schönheit und Gaben und doch anmuthig, scheinbar ohne eine Ahnung davon zu haben. Und wie schön ist sie! Märchenhaft schön, wie ihre Mutter. — Aber stärker, viel kräftiger. Das hat sie von Euch. Du lieber Gott, die andern jungen Dinger im Vergleich mit ihr! Gut genährt, immer fleißig gewaschen und wohl erzogen, das sind sie. In dem Alter sind sie dann eigentlich auch alle hübsch, nun sie wären es ja auch, wenn Katharina sie nicht in den

Schatten stellte, verdunkelte, auslöschte. — Auslöschte, das ist das richtige Wort! Man sieht die andern gar nicht!

Es war im Hause des einen der beiden alten Herren, des Hamburgischen Großkaufmanns Henricus von Spreckelsen. Sein alter Freund, Doktor Störtebeker, hatte an dem Mittagessen Theil genommen, das im Familienkreise aber zu Ehren des siebzehnten Geburtstags der Tochter des Hauses heute besonders üppig verlaufen war. Jetzt saßen die beiden Herren im „Oktogon,“ wie man das große, im Erdgeschoß des achteckigen Thurmes gelegene Arbeits- und Bibliothekzimmer des Hausherrn zu nennen pflegte. Dieser Thurm stand an der nach dem Feenteich zu gelegenen Ecke der Villa und sprang mit vier Kanten ziemlich weit in den Garten vor. Die vier anderen waren in das Haus hinein gebaut und der Thurm wurde erst über dem flachen Dach des zweistöckigen Gebäudes ganz frei, um sich dann noch um eine etwas reichliche Geschoßhöhe darüber zu erheben. Dach und Thurm waren mit niedrigen Zinnen umkränzt, die die prächtigen alten Baumgruppen ziemlich weit überragend, schon von jenseits des Feenteiches, von der Brücke, von der Straße und von der weiten Außenalster her sichtbar, dem Wohnsitz etwas Schloßartiges gaben. Doktor Störtebeker saß der doppelflüglichen Thür gerade gegenüber und konnte von seinem Platz aus fast

den ganzen Garten übersehen, der sich immer mehr mit reizenden jungen Damen zu füllen begann, die von Fräulein von Spreckelsen stets an der Gartenpforte empfangen und dann den schon Anwesenden zugeführt wurden.

Jetzt drehte auch ihr Vater, der seinem Freund seitwärts gegenüber saß, das scharfgeschnittene, etwas knochige, glattrasirte Gesicht nach dem Garten zu. Es war ein energischer, nüchterner Kopf, mit straff anliegendem, kurzem, grauem Haar. Ein fester, thatkräftiger Mann augenscheinlich, kaum einer, in dessen Seelenleben das Gemüth eine große Rolle spielte. Jetzt strich er sich aber doch wohlgefällig das breit gebaute, vorspringende Kinn mit der Rechten und etwas wie ein glückliches Lächeln zuckte um die grauen Augen, die seiner Tochter durch die Gruppen der zum sommerlichen Gartenfest heiter geschmückten, in munterer Unterhaltung, in Lust und Scherz lebhaft hin und her flatternden Freundinnen folgten. Man sah es ihm an, er war selbst bezaubert von seiner reizenden Tochter, lächelte aber doch über den alten Arzt und vertrauten Freund des Hauses, der über seine weiße Halsbinde und seine Vatermörder hinweg, die er nach Art der Vorfahren noch immer trug, mit vorgestrecktem Kopfe, fast erregt, den Bewegungen der jungen Mädchen folgte, und sagte: „Na, na, lieber Doktor, Sie reden ja mit einer Begeisterung, daß wer Sie nur hörte sicher

glauben müßte, Sie seien selbst erst zwanzig und sterblich in das Gör verliebt. Trinken Sie mal aus, schmeckt Ihnen der Rauzan nicht?"

„Aber ausgezeichnet, lieber alter Freund, ausgezeichnet! Grade so recht was für uns alte Herren, die wir noch etwas Gutes vertragen können! Schade um jede Flasche davon, die an solch einen schlappen jungen Dachs von heute kommt." Und Doktor Störtebeker beugte sich nach dem kleinen Tischchen hinüber, auf dem zwischen ihnen, in silberbeschlagener Kristallkaraffe der edle alte Rothwein funkelte, nahm sein Glas und schlürfte mit Behagen den guten Tropfen. Von Spreckelsen schenkte sofort wieder ein, und füllte auch sein eigenes Glas, das bereits leer gewesen war.

„Man wird uns nicht mehr allzuviel Zeit lassen für die brave, alte Röthe, es scheint mir, als müßten wir nächstens Kaffee trinken. Ich sehe meine Schwester dort von Gruppe zu Gruppe gehen, sie ist wohl schon damit beschäftigt, sich die Gesellschaft zusammen zu holen."

Auch Doktor Störtebeker bemerkte die Dame; von ähnlicher Statur, wie ihr Bruder, nur noch etwas dünner, schmaler und hagerer, trug sie ein in Anbetracht der herrschenden Wärme etwas schweres, zwar sehr feines, aber auffallend einfach gemachtes, dunkelgraues Wollkleid. Sie fiel durch diese Einfachheit und diesen Stoff auf neben den leichten, duftigen Sommer-

kleidern der jungen Mädchen, die ihrerseits dem glänzenden Sonnenschein und dem strahlend schönen Tag alle Ehre angethan hatten. Es war außergewöhnlich warm in diesem Jahre.

„Merkwürdig mit Ihrer Schwester“, sagte Doktor Störtebeker, „es prägt sich von Jahr zu Jahr immer mehr auch in ihrem Aeußeren aus, daß der Hauptinhalt ihres Lebens eigentlich nur noch Strumpfstricken und Pfennigsammeln für wohlthätige Zwecke ist.“

„Was wollen Sie?“ antwortete von Spreckelsen. „Sehr ruhig und ernst angelegt, den dunklen Seiten des Lebens zugewandt, ist sie immer gewesen und ihre Ehe war doch wahrhaftig nicht dazu angethan, sie zu besonders rosiger Auffassung zu bekehren oder ihr den sogenannten höheren Schwung zu verleihen.“

„Nein, da haben Sie Recht“, sagte der Doktor, „unser durch seinen Scharfsinn berühmter Rechtsanwalt, Dr. jur. Edmund Vermeulen, ist gewiß nicht seines höheren Schwunges wegen Senator geworden und er war außerdem noch einige dreißig Jahre älter, als sie. Auch eine von Euren Ehen gewesen, die im Hauptbuch geschlossen werden. Wie lange hat sie eigentlich den Genuß gehabt, ihn zu besitzen?“

„Nun, etwa sechs Jahre meine ich, nicht?“

Doktor Störtebeker hatte, wie es schien, im Kopfe mit gerechnet.

„Ja ja“, sagte er jetzt kopfnickend und schien

noch etwas hinzufügen zu wollen, aber schon fiel der lange Schatten der aus dem sonnigen Garten heranschreitenden Frau Vermeulen in's Zimmer. Gleich darauf trat sie mit der Frage in die Thür, ob die Herren ihren Kaffee hier zu nehmen wünschten, oder sich der Jugend zugesellen wollten. Der Herr des Hauses meinte: „Ich denke, du schickst ihn uns hierher, liebe Susanne, wir können dann unsere Britannica in Ruhe rauchen. Dem jungen Volke zeigen wir uns nachher noch einen Augenblick.“

Doktor Störtebeker knüpfte jetzt seinen ungewöhnlich langen Gehrock auf, unter dem eine weißseidene Weste zum Vorschein kam und zog seine Uhr, ein altmodisches, aber kostbares Stück. Sie hing an einer doppelten, ganz feinen goldnen Kette, die von der Westentasche lang um den ganzen Hals herum und außerdem von der Westentasche zum Knopfloch führte, wo sie mit einem goldenen Uhrschlüssel eingeknöpft war. „Ja ja“, sagte er, „es ist wohl das Richtige, ich habe auch nicht mehr viel Zeit. Ein paar sehr schwere Fälle da hinten im Gängeviertel. Die Leute gefielen mir heute Morgen gar nicht. Ich weiß noch nicht einmal ganz sicher, woran ich bin und muß sie unbedingt heute Nachmittag noch einmal sehen.“

„Es ist sehr edel von Ihnen und nicht genug zu loben, Herr Doktor“, sagte Frau Vermeulen, „daß Sie Sich solcher armen Leute so sorgsam annehmen.“

„Na, wer sollte es denn sonst thun, wenn sich sogar ein alter reicher Junggeselle, wie ich, davon drücken wollte“, antwortete der Angeredete fast unwirsch. „Etwa die jetzt massenhaft gezüchteten jungen Kollegen, die selber nichts haben, kaum eine Aussicht, höchstens die auf irgend eine magere Krankenkasse, wo es dann nur die Masse und der Fünfminutenbetrieb bringen kann?“

„Wenn in den Jüngeren noch etwas von dem idealen Streben wohnte“, meinte Frau Vermeulen, „das wir an Ihnen so verehren, so würde Vieles besser sein, aber die Mehrzahl der jetzigen Aerzte denkt nicht mehr daran, daß ihr Beruf ein adelig Amt ist, sie sehen darin nur das Mittel zum Gelderwerb.“

„Kaum, Frau Senator, es liegt mehr an den Verhältnissen als an den Menschen“, antwortete ihr der Doktor. „Wir Alten hatten es noch leichter, selbst wenn wir ohne Vermögen waren. Solche Sorge um den täglichen Groschen, solche Angst vor dem Hunger, wie heutzutage, die waren denn doch damals noch nicht für einen Mann vorhanden, der seine Studienjahre benutzt hatte und tüchtig geworden war in seinem Beruf. Man war ziemlich sicher, wenigstens ein gutes Auskommen zu finden. Jetzt kommen auf jeden von Personen oder vom Glück Begünstigten eine ganze Anzahl Verbitterter, von Leuten, die zu Grunde gegangen sind oder die es doch nicht weiter gebracht

haben, als daß sie von der Hand in den Mund leben können und die da wissen, daß sie es nie weiter bringen werden. Sorge um's Brod und um die Zukunft der Familie, das ist keine genügende Belohnung für ein adelig Amt. Wir haben leicht von idealem Streben reden, Frau Senator."

In diesem Augenblick wurde die Unterhaltung jäh unterbrochen. Die würdige Frau Senator fühlte sich plötzlich von zwei schlanken Mädchenarmen von hinten um die Taille gefaßt und von der Thür mitten in's Zimmer versetzt, sie kam über ein: „Aber Katharina, wie kann man so wild . . ." nicht hinaus. Die junge Dame sprach schon übermüthig und ausgelassen auf die Herren ein, während die großen, schwarzen, glänzenden Augen munter unter dem goldnen Stirnhaar blitzten. „Ihr habt Tantchen doch nicht etwa einen Korb gegeben? Nicht wahr Papa, nicht wahr Doktorchen, die Herren trinken doch heute mit uns Kaffee und essen hübsch artig Kuchen und Torte mit uns? Bitte, nicht mit der Cigarre entschuldigen, die kann man alle Tage rauchen, Katharine von Spreckelsen hat aber nur einmal im Jahre Geburtstag. Leider", fügte sie hinzu. „Es ist ganz hübsch, einmal die Hauptperson zu sein, um die sich Alles dreht."

„Als ob du nicht immer die Hauptperson wärest", schaltete hier Frau Senator ein, wie es schien, noch immer ein wenig verdrießlich über das Benehmen

ihrer schönen Nichte. Die hörte auch einen Vorwurf heraus: Die fein gezeichneten schwarzen Bogen der Augenbrauen schlossen sich über der Nasenwurzel zusammen, eine feine Falte entstand für einen Augenblick über der Stirn. Es war aber nur wie eine über sonnige Landschaft huschende Wolke.

„Das ist nicht wahr, Tantchen", rief sie lachend über die Schulter zurück, „sonst bin ich gar nicht die Hauptperson und das Haus dreht sich gar nicht um mich. Ich drehe mich immer ums Haus und um Alle, die drinn sind. Nicht wahr, Papa?" und sie hatte ihren Vater um den Kopf gefaßt und herzlich abgeküßt. „Bin ich nicht ein bescheidenes, artiges Mädchen, was meinen Sie, Doktor, ist Ihnen solche Sanftmuth und Güte sonst jemals vorgekommen? Ich sage ja auch nur: bitte, bitte. — Aber wir müssen doch wirklich ein paar Herren in der Gesellschaft haben, mit denen man sich vernünftig unterhalten kann, sonst wird es ja so langweilig; Sie wissen doch, Doktor: ‚Ich höre gern, wenn kluge Männer reden.'"

„Nun, es wird wohl kein Fehler sein", meinte Doktor Störtebeker lächelnd, „wenn diese klugen Männer ein Vierteljahrhundert jünger sind als wir."

„Ach du meine Güte, außer Fred kommt heute doch niemand, der hat ja allerdings auch noch einen auswärtigen Freund angedroht. Von den jungen Herren werden wir aber wenig haben, denn die ärgern

wir doch so, daß sie nicht lange aushalten. Wer ist es doch gleich, den er mitbringt, Tantchen?"

Frau Senator war augenscheinlich nicht angenehm davon berührt, wie ihre Nichte ihres Sohnes und seines Freundes erwähnte.

„Herr Doktor Marschall stammt aus Berlin, ein sehr tüchtiger, ausgezeichnet empfohlener, junger Mann, Assistenzarzt des Geheimraths Steiger in Berlin. Fred kennt ihn von Bonn her, er hat demselben Corps angehört."

„Ja ja, liebes Tantchen, ich habe auch alle mögliche Hochachtung vor den beiden Herren und den drei Fakultäten, die sie vertreten, ich möchte aber doch, daß Papa und Doktor Störtebeker nicht hier sitzen blieben, sondern mit hinauf kämen."

„Das wird schwer angehen, liebes Kind", entgegnete Doktor Störtebeker, ich habe nur noch wenig Zeit."

„Nein" entschied ihr Vater freundlich, aber doch etwas bestimmt. „Es ist doch auch besser, wenn ihr unter euch seid."

„Dann darf ich euch wenigstens die Cigarren holen und ein Weilchen hier bei euch bleiben?"

„Aber das geht doch nicht", fiel Frau Vermeulen ein, „deine Gäste . . ."

„Bewahre, liebe Katharina", fügte Herr von Spreckelsen hinzu, „du hast Pflichten heute, es schickt sich nicht, daß du deine Freundinnen allein läßt und

es schickt sich nicht für uns, daß wir in deiner jugendlichen Geburtstagsgesellschaft eine Rolle spielen, wir werden uns nachher bei den jungen Damen verabschieden. Doktor Störtebeker hat Besuche zu machen und ich muß wieder ans Kontor."

Es hatte geschienen, als wäre Katharine sehr nahe daran gewesen, zu schmollen, das „es schickt sich nicht" hatte ihr aber augenscheinlich sofort eingeleuchtet. Sie war einen Augenblick etwas ernst, dann aber machte sie den beiden Herren lachend einen Knix, drehte sich auf den Absätzen herum, bot ihrer Tante den Arm und führte sie mit den Worten: „Nun, das Unvermeidliche muß man mit Würde tragen, sagt Streckfuß, komm Tantchen" hinaus. Von der Thür aus rief sie über die Schulter ihrem Vater noch zu: „Aber ja Adieu sagen nachher, ehe ihr weggeht, nicht wahr?"

„Merkwürdig", sagte Herr von Spreckelsen zu dem Doktor, als die beiden außer Hörweite waren, „das hilft bei dem Dickkopf immer. So wild und aufbrausend sie manchmal ist, so eigensinnig und hartnäckig sie zuweilen sein kann, ist man im Stande, ihr zu zeigen, daß das, was sie fordert, was sie durchsetzen will, sich nicht mit guter Lebensart verträgt, so fügt sie sich sofort."

„Das ist so merkwürdig doch nicht. Als Sie, der im reifen Mannesalter stehende Hamburgische Patrizier Henricus von Spreckelsen, von Ihrer Orientreise zurück-

kommend, in Venedig der jungen Lucrezia Morosini begegneten, sich mit ihr verlobten und sodann die Tochter des altberühmten Geschlechts, das der Herrscherin der Meere im Mittelalter eine Reihe ihrer größten Feldherrn und Fürsten gegeben hatte, hierher in Ihr Heim führten, da vereinigten Sie zwei Stämme, die eigentlich nur Eines gemeinsam hatten: Eine stark ausgeprägte Achtung vor dem eignen Werth, wie er in der Hauptsache durch den Reichthum und durch die Abstammung von einem alten Hause verliehen wird. Diese Achtung hat man folgerichtig auch vor den anderen in gleichen Umständen sich befindenden, vor den Gleichberechtigten. Auch Venedig war eine Republik der Reichen, noch glänzender durch Kunst und Wissenschaft und verfeinerter im Umgang. Jeder, der zu den Geschlechtern gehörte, konnte dort, wie bei uns, einmal den Purpur tragen. Unter Reichen, Herrschenden, Gleichen bilden sich immer die besten, rücksichtsvollsten, abgeschliffensten Verkehrsformen aus. Im Verhältniß zu den Gewohnheiten der übrigen Umgebung, der Stadt und auch der Nachbarn natürlich, wobei wir wohl hier etwas schlechter weggekommen sind, fügte der Doktor lächelnd hinzu. Im Geschlechte der Morosini, wie im Geschlechte der Spreckelsen haben sich die Jahrhunderte lang beobachteten guten Formen, der Sinn, für das was sich schickt und die Rücksicht darauf, was die Gleichberechtigten dazu sagen, immer fester und fester

vererbt. Daß sich diese Anlage bei Ihrer Tochter für unser nordisches Auge noch stärker zu entwickeln scheint, ist eigentlich sehr naturgemäß.“

„Das mag so sein“, antwortete von Spreckelsen, „daß es in ihr so kräftig wirkt, ist mir ein wahrer Trost. Ihr leidenschaftliches Temperament und ihre Hartnäckigkeit haben mir schon manchmal schwere Sorge gemacht.“

„Lieber Freund, was die Eltern dem Kinde geben, das haben sie. Italienisches Blut und italienische Leidenschaft, nordisches Blut und nordischer Starrsinn sind in ihr. Wenn sie ihre schöne Mutter nicht so früh verloren hätte, würde sie sich wohl auch etwas ausgeglichener entwickelt haben.“

„Das ist es, Doktor, es ist ein Unglück für jedes junge Mädchen, ohne Mutter aufwachsen zu müssen, für ein Mädchen von Katharinens Art ein doppeltes. Was aber sollte ich thun? Ihr eine Stiefmutter geben? Das ist ein Versuch, der von guten aber auch von schrecklichen Folgen sein kann. Und ich wollte nicht. Ich bin ein recht trockner Mensch im allgemeinen, wie Sie wissen, ich konnte aber doch den Gedanken nicht fassen, Lucrezia eine Nachfolgerin zu geben. Sie haben sie gekannt, Doktor, Sie haben mitgelebt in dem Sonnenschein, den sie in mein Haus gebracht hatte, Sie werden mich verstehen.“

Der Doktor hatte sich in seinen Stuhl zurück-

gelehnt und sah mit großen, weit geöffneten Augen in den Garten hinaus. Es war ein seltsamer Ausdruck in dem Blick. Die Augen sahen nicht den Garten, nicht das Wasser, nicht die Baumgruppen am andern Ufer, es war, als ob sie sich gar nicht auf einen bestimmten Punkt richteten, oder doch nur auf eine Gestalt, die in weiter, weiter Ferne vor des Sinnenden Seele stand. Er war sehr blaß, als er jetzt leise mit dem Kopfe nickend, langsam sagte: „Ob ich Sie verstehe, jeder, der ihr nahen durfte, hat sie lieb gehabt — so sehr — für Keinen ist der Platz je ausgefüllt worden, den sie verlassen hat.“ Der alte Junggeselle strich sich mit der Hand über das Gesicht und fuhr dann fort: „Wenn ich irgend die Menschen kenne, so ist es so viel besser gewesen, es hätte eine ebenso seltene Frau sein müssen, die als Stiefmutter sich die Liebe dieses Kindes zu erwerben verstanden hätte.“

„Das war es ja eben, was sich auch mir immer aufdrängte“, sagte der Hausherr, „wenn der Gedanke an eine Vernunftheirath mit Rücksicht auf das Haus, das ich nun doch einmal machen muß, immer und immer wieder an mich herantrat. Und das kluge, muntre, schöne Kind hat mir ja so viel Freude in mein Leben getragen, nur ihr verdanke ich es, daß ich den Verlust überwand. Die Arbeit für sie und ihre Zukunft hat mir das Dasein erst wieder erträglich gemacht.“

„Der Inhalt Ihres Lebens“, sagte der Doktor, „wird noch immer reicher werden. Uns unter den Händen, fast wie unter der Sonne Italiens ist aus der Knospe die Blüthe geworden, sie hat sich vom Kind zum Weibe mit einer Schnelligkeit entwickelt, wie ich das noch niemals beobachtet habe.“

„Ja ja“, sagte von Spreckelsen lächelnd, „das ist aber gerade eine schwere Sorge mehr. Eine vollendete Dame auf der einen Seite, die sich jeden Tag verheirathen könnte und auf der andern zuweilen die Art und das Temperament eines wilden Jungen. Jetzt wäre ihr die Mutter am nöthigsten. Wer soll nun die zarte und vertrauliche Führung übernehmen, die so wichtig ist.“

„Ich glaube nicht, daß Sie Ursache haben“, meinte der Doktor, „Sich schwere Gedanken darüber zu machen. Der Weg, den ich als Arzt so oft gehe, ist für Sie der richtige. Möglichst gute Bedingungen schaffen für den Verlauf, Schädliches fern halten, im Uebrigen den Kranken der Natur und sich selbst überlassen. Die seelischen Folgen des vollendeten körperlichen Ueberganges werden sich sehr rasch geltend machen. Das Gefühl, daß ein andres Wesen aus ihr geworden ist, das Sehnen und Drängen nach dem Unbekannten werden sie rasch zum vollendeten Weibe machen. — Zu einem vollendeten Weib. Sie werden Ihre Frau wieder erstehen sehen. So klug, so schön, so geistvoll, so unwiderstehlich.“

Herr von Spreckelsen nickte nachdenklich und sagte dann: „Wir haben darüber gesprochen, als ihr Wissenstrieb zu erwachen begann: Meine ganze Bibliothek, aus der wir damals nur wenige Bände gemeinschaftlich entfernten, hat ihr offen gestanden. Sie hat alles gelesen und was sie einmal gelesen hat, gehört ihr: Ihr Urtheil ist von einer unheimlichen Schärfe und Treffsicherheit, ich fürchte, sie belacht im Innern die meisten ihrer Freundinnen und noch mehr, was ihr von jungen Herren begegnet ist bis heute. Wo soll ich hier einen Mann für sie finden, einen Mann aus unsern Kreisen, der, wenn sie auch nicht an ihm in die Höhe blicken kann, doch wenigstens ein ihrer würdiger Lebensgenosse ist. Etwa Vetter Fred? Seine Mutter, meine Schwester Susanne, hat augenscheinlich diesen Plan."

„Um Gottes willen", rief der Doktor aufspringend, „das wäre ja geradezu ein Verbrechen. Dieser Sohn eines alternden, nach sehr reichlich genoßner Jugend recht müden Mannes und eines ebenfalls schon ältlich gewordenen Mädchens, weder ein Kind der Liebe noch auch nur der Sinne, ein Mensch ohne Kraft, ohne Schönheit, ohne Gefühle, jedes leidenschaftlichen Antriebes unfähig, das Muster eines tadellos erzogenen Hamburgers, ein sehr ordentlicher Mensch, nach dem Sinne der Börse und der Anwaltskanzleien. Ein trauriger Kerl! Viel gelernt? Noch keinen eignen Gedanken hat er gehabt, Ihr Herr Neffe, Doktor Juris

und Philosophiae, natürlich. Bildungsphilister, das richtige Erzeugniß eurer Vettern- und Geldheirathen. — Mann, alter Freund", und er stand vor ihm und schüttelte ihm mit beiden ausgestreckten Armen an den Schultern — „Spreckelsen, wie bekommen Sie es fertig, den Gedanken nur ruhig auszusprechen."

„Mein Gott, Doktor, Sie sind ja der reine Vulkan, beruhigen Sie Sich doch, ich denke ja gar nicht daran, ich erzähle es Ihnen ja gerade der Absonderlichkeit wegen. Seien Sie vernünftig und setzen Sie Sich wieder hin, Sie können ganz ruhig sein, es geschieht Ihrem Liebling nichts. Meine Schwester wird nicht über Katharinens Hand verfügen, darauf können Sie Sich verlassen."

In diesem Augenblick klopfte es an der, dem Garteneingang gegenüber liegenden, auf den Gang führenden Thür und auf das „Herein" des Hausherrn erschien der Diener und brachte auf silberner Platte Kaffee, Likör und Cigarren für die Herren. Während er Rothweinkaraffe und Gläser von dem grauen, auf einem sehr schweren Bronzefuß ruhenden Marmortischchen entfernte und dafür die kleinen Mockatäßchen, den Likörständer, die Cigarren und eine brennende Wachskerze auf niedrigem silbernem Leuchter aufstellte, kam die Unterhaltung auf allgemeinere Dinge. Der Doktor sprach wieder von den Besuchen, die er noch zu machen gedenke und davon, daß mehrere Typhus-

fälle, die sehr gefährlich und unter beunruhigenden Erscheinungen verliefen, ihn sehr besorgt machten.

Es war nicht lange darauf, daß die beiden alten Herren sich oben von der jugendlichen Gesellschaft verabschiedeten. Sie fanden sie im Durcheinander, Vetter Fred und sein Freund waren gekommen und man war im Begriff, wieder nach dem Garten zu gehen. Jetzt gab es noch einen kleinen Aufschub, der junge Herr Vermeulen führte seinem Onkel seinen „Studiengenossen" zu, um ihn vorzustellen. Er war ein ganz hübscher Kerl, der Doktor Marschall: Reichlich mittelgroß und gut gewachsen, kurz gehaltnes, braunes, welliges Haar, glänzende, lebhafte, braune Augen, ein eleganter, sorgfältig gepflegter Schnurrbart, von noch etwas dunklerer Farbe als das Haupthaar, das farbenfrische Gesicht sonst glatt, ein „schöner Mann" und er schien es zu wissen. Der Anzug, den er trug, war etwas gesucht fein und über seinem sicheren Auftreten lag ein gewisser gefallsüchtiger Hauch. Doktor Störtebekern, dem er jetzt auch vorgestellt wurde, gefiel er nicht. Die Verbeugung Doktor Marschalls, die ihm, dem alten Herrn und angesehenen Kollegen gegenüber sogar noch etwas tiefer ausgefallen war, als diejenige, über die Herr von Spreckelsen durch einen kurzen Händedruck quittirt hatte, erwiederte der Alte nicht allzu verbindlich. Dann gingen die Herren, um zur Stadt zu fahren. Doktor Störtebeker, der seinen eignen

nicht bestellt hatte, nahm einen Platz in dem Spreckelschen Wagen an. Als sie zusammen die Treppe hinunter stiegen, schien er eingehend die Zeichnung des Treppenläufers zu studiren, schob endlich mißmuthig den breitkrempigen Cylinderhut — er trug dasselbe Modell seit einigen dreißig Jahren — mit der Elfenbeinkrücke seines Rohrstockes etwas aus der Stirn und knurrte: „Das ist so einer von den ganz Modernen, der Herr Kollege, passen Sie mal auf, Spreckelsen, so einer von den „Strebsamen“ oder ich müßte mich sehr täuschen“.

„Wohl Ihr Arzt, der vortreffliche alte Herr, gnädiges Fräulein?“ fragte Doktor Marschall Katharinen.

„Jawohl und unser allerbester Freund dazu“ erwiederte sie.

„Ah, beneidenswerther Mann“, fühlte sich der Herr Doktor verpflichtet, mit kurzer galanter Verbeugung zu sagen, indem er sich den braunen Schnurrbart strich.

„Doktor Störtebeker beneidenswerth? Finde ich nicht. Wir, ich, wir sind zu beneiden um solchen Freund, solche Männer giebt es jetzt gar nicht mehr“. Sie hatte es ziemlich schnippisch gesagt und ließ jetzt die beiden jungen Herren stehen, sich kurz nach einer Freundin umwendend.

Der junge Arzt war eine Sekunde lang etwas verblüfft, jedoch aus seinem sicheren Benehmen nicht

heraus zu bringen durch den kleinen Unfall. „Keine gute Censur für uns“, wendete er sich an seinen Freund. „Ist deine reizende Verwandte immer so . . . so . . . deutlich, Lord?“

„Sehr guter Behandlung können wir uns Alle nicht rühmen. — Hm — Backfischbenehmen“ meinte Herr Fred Vermeulen ärgerlich.

„Backfisch“, sagte der junge Arzt und seine Augen folgten der Gestalt Katharinens, „ein Backfisch wäre diese Verehrerin von Alterthümern?“

„Siebzehn Jahre ist sie heute“, sagte „der Lord“. Er ließ die Unterlippe etwas hängen und stäubte vom linken Aermel seines schwarzen Kammgarn-Jackets ein Stäubchen ab, was da sitzen mochte. „Sie ist sehr entwickelt für ihr Alter. Ihre Mutter war Italienerin, sie starb früh, daher kommt es wohl auch, daß meiner schönen Cousine Umgangston hier und da etwas zu wünschen übrig läßt.“

„Ja, sie ist recht schneidig, die junge Dame“, sagte der Doktor, „kein Wunder, wenn sie zwischen den alten Herren groß geworden ist. Welche Stellung hat der alte Doktor eigentlich hier in Hamburg, hat er Einfluß, ist es nöthig, daß ich ihm . . .“

„Durchaus nicht“, fiel Herr Fred Vermeulen ein. Er ist sehr reich. Aber nur bei denjenigen alten Familien noch Hausarzt, zu denen er ganz besondere persönliche Beziehungen hat. Im Uebrigen hat er

seine vornehme und sehr lohnende Praxis längst aufgegeben. Dagegen kurirt er noch massenhaft arme Leute, die nichts dafür bezahlen können."

„Was Du sagst, das ist ja wirklich ein sehr gelungener Kauz. — Wie war doch der Name jener jungen Dame dort, der in dem blaßrosa Kleide, sie wendet sich eben zur Thür?"

„Alma Ronneburg."

„Du machtest mich vorhin besonders auf sie aufmerksam. Ich finde nichts an ihr; ziemlich mager, grauer Teint."

„Hm, ist aber doch die einzige Tochter des Senators Ronneburg. Wie sie da steht, einmal ihre fünf bis sechs Millionen sicher werth", bemerkte Vermeulen.

„Ach so", sagte Doktor Marschall.

Die Herren blieben nicht mehr lange. Mit der Tochter des Hauses sprach Doktor Marschall überhaupt nicht mehr. Das gefiel Katharinen eigentlich doch nicht und daß er sich gerade der einfältigen Alma in so ausschließlicher, fast auffälliger Weise widmete, ärgerte sie geradezu. Sie hatte einen stark ausgeprägten, ästhetischen Sinn; nur daher kam es wohl, daß ihr das Paar unangenehm auffiel. Das bleichsüchtige, unscheinbare Mädchen, mit den wässerigen Augen und dieser schöne Mann ... Ja ja, ein schöner Mann war er, das war nicht zu leugnen. Als die beiden

Herren sich entfernt hatten, ertappte sich Katharine darauf, daß sie noch immer an den jungen Arzt dachte. Doktor Marschall hatte sich von ihr außerordentlich höflich, aber nur mit einer stummen, tiefen Verbeugung kurz verabschiedet. Hatte sie wohl unrecht gethan, ihn gerade so schlecht zu behandeln, wie die anderen Herren ihrer Bekanntschaft? Er hatte nicht durch das leiseste Anzeichen sich merken lassen, daß er beleidigt sei, er hatte sich einfach nicht mehr um sie gekümmert und lächelnd war er dann gegangen, lächelnd, wie man über eine Unartige lächelt. Sie stampfte mit dem Fuße, sie wollte von ihm nicht wie ein ungezogenes Kind behandelt sein, über dessen Betragen man lacht und das man laufen läßt.

Das schien aber allerdings Doktor Marschalls Meinung zu sein. Sie traf ihn nach etwa acht Tagen wieder. Senator Ronneburg gab ein Gartenfest; es waren auch junge Herren geladen. Schließlich tanzte man sogar, des Sommers ungeachtet. Sie war durchaus nicht darauf vorbereitet gewesen, ihres Vetters Freund in diesem Hause zu begegnen, aber er hatte schon am Tage nach ihrem Geburtstage mit Fred Vermeulen einen Besuch gemacht, erzählte ihr Alma und war dann natürlich eingeladen worden.

„Ein sehr netter Mensch“, meinte Alma. Katharine war den ganzen Abend verstimmt, sie wußte eigentlich gar nicht, weshalb.

Daß Doktor Marschall sie nur kurz begrüßte, sehr höflich und förmlich, durchaus wie es sich gehört, auch einmal mit ihr tanzte, sich aber dann ausschließlich anderen Damen, namentlich der einzigen Tochter des Hauses widmete, das konnte doch unmöglich der Grund sein. Was war ihr denn Doktor Marschall? Gleichgültig, natürlich gleichgültig. Sie konnte die Freundinnen nicht begreifen, die sich, wie es ihr schien, ordentlich an den schönen Mann herandrängten. Schön war er ja. Unzweifelhaft, ein sehr schöner Mann. Und die gut geheilte, scharf gezeichnete, rothe Narbe, die oberhalb des rechten Auges über die weiße Stirn herunterlief, sie stand ihm sehr gut. Auch sein Auftreten, die Art sich zu bewegen, unterschied ihn vortheilhaft von den anderen Hamburger jungen Herren.

Eine gewisse kecke Frische und Lustigkeit machte ihn so zu sagen immer zum Mittelpunkt eines kleinen Kreises, jedesmal wenn sie ihn sah. Er war wohl ein sehr unterhaltender Gesellschafter. — Ihr eigner Tänzer unterhielt sie schon seit zehn Minuten von der letzten „Kaffee-Conjunctur.“ Allerdings, er hatte auch den Versuch gemacht, vom letzten Wagner-Cyclus und von den neuesten Erwerbungen der Gemäldesammlung zu sprechen, aber das waren nur auswendig gelernte, alberne Redensarten gewesen. Von Kunst verstand er augenscheinlich nichts, gar nichts und sie hatte es ihn wohl merken lassen. Sie war ziemlich ungnädig mit

dem armen Kerl gewesen. So schlechte Behandlung war der junge Edmund Knoof, der Sohn und Erbe des Seniors von M. A. Knoof, Robertsen & Co. aber nicht gewöhnt. Gar nicht. Er versuchte dieser seiner Meinung von der Sache durch seine Miene einen gewissen Ausdruck zu geben und sein Gesicht wurde nicht geistreicher davon. Katharine fand es schrecklich öde heut Abend. Sie langweilte sich geradezu und verließ das Fest als eine der Ersten. Vetter Fred hatte die Ehre, sie nach Hause zu begleiten. Sie hatte Müdigkeit und Kopfweh als den Grund angegeben, und wirklich, sie fühlte sich auch müde, wie zerschlagen, als sie sich von ihrem Vetter an der Thür des Hauses verabschiedete.

„Du kannst mir einen Gefallen thun, Fred, und mich morgen eine halbe Stunde spazieren rudern, ehe Du zur Stadt gehst, willst Du? So etwa halb acht?"

Der junge Herr Vermeulen war sehr erfreut gewesen über den Vorschlag seiner schönen Cousine und hatte sich ihr natürlich mit großem Vergnügen zur Verfügung gestellt.

Trotzdem sie sich auf das Aeußerste ermüdet fühlte, fand sie keinen Schlaf. Es war eine heiße Sommernacht. Durch das offne Fenster drangen mit den Rauschen der Bäume schwere Blumendüfte herein. Sie warf sich unruhig auf ihrem Lager hin und her

und sehnte sich nach Kühlung und Ruhe, aber die kam nicht. Sie stieß die rosaseidne Bettdecke zurück und fühlte die schwere, feuchtwarme, schwüle Luft noch mehr.

Erst lange nach Mitternacht fiel sie in einen unruhigen Schlummer. Unruhige, tolle Träume jagten an ihr vorüber. Unsinniges Zeug, von dem sie Gott sei Dank das meiste wieder vergessen hatte am andern Morgen. Als sie sich wusch und anzog und ihr Spiegelbild erblickte, erröthete sie: Sie hatte wahrhaftig von Doktor Marschall geträumt! Ganz unglaubliche Unterhaltungen. Ganz undenkbare Situationen. Es war geradezu empörend. Sie war viel zu früh aufgestanden und mußte noch ziemlich lange warten. Vetter Fred fand sie nicht so gut aussehend, wie gewöhnlich; das verbesserte nicht ihre Laune. Er hatte aber Recht. Das war nicht das lustige, frische Gesicht, das man an ihr gewohnt war; es lag etwas übermüdetes, gereiztes darin und blaue Schatten unter den Augen gaben ihr etwas Fremdes.

Sie gingen nach dem kleinen Steg, an dem ihr Boot lag, ein hübscher Mahagoni Doppelsculler. Der junge Vermeulen begann ihn fertig zu machen. Er schloß den langen, schmalen Kasten auf, der unter einem Schutzdach am Ufer lag, setzte das Steuerruder ein, schraubte die aus bleifederdicken Stahlstäben gebildete Lehne auf den Steuersitz, band das blauseidene

Rückenkissen darüber, klappte die kurzen Halbausleger über den Bootrand aus, legte die leichten Riemen ein, schloß den Kasten ordnungsgemäß wieder zu und löste das Boot von der Kette.

Katharine hatte jeder seiner Bewegungen verfolgt, sie war immer ärgerlicher geworden über ihn. Ein abscheulich regelrechter Mensch! Auch der Anzug sportgemäß und ganz wie es sich gehört, er würde sich noch einmal umziehen müssen. — Nun war sie eingestiegen und saß ihm gegenüber mit seinem gelbblonden Haar, dem Schnurrbärtchen, das man gar nicht sah und den ganz dünnen, fast weißen Brauen über den wässerigen Augen. Da schoß plötzlich eine Blutwelle ihr zu Kopf. Sie hatte unwillkürlich ihren Vetter mit Doktor Marschall verglichen. Sie war wüthend auf sich, daß der Mensch immer wieder in ihre Gedanken kam. Ohne jeden Grund riß sie wild an den dicken, weißseidnen Steuertau, das Boot machte eine jähe Wendung nach dem Lande zu. Vetter Fred unterbrach sich in seinen zwar keineswegs kräftigen, aber ganz regelmäßig und schulgerechten Ruderschlägen.

„Aber Katharina“, fragte er erstaunt, „was machst Du denn, so kommen wir doch nicht durch die Brücke.“

Non Neuem stieg Katharinen das Blut zu Kopf. Sie wußte im Augenblicke nicht, was sie sagen sollte und wie das sehr häufig geschieht, wurde sie darum unrechtmäßiger Weise ärgerlich auf die unschuldige Veranlassung.

„Gott, Du ruderst ja wieder einmal den reinen Lazarethschlag. Ich glaube, ich begnüge mich damit, hier auf dem Feenteich mit Dir Staat zu machen, auf der Alster lachen mich ja die Leute aus.“

Das war denn doch selbst für die Ruhe des Herrn Vermeulen zu viel. Er stellte das Rudern ein, hielt mit beiden Händen die Riemen so, daß die Schaufeln auf dem Wasser lagen, richtete sich auf seinem Sitz gerade auf und sagte in einem Ton, den sie ihm gar nicht zugetraut hätte:

„Meine liebe Katharina, ich nehme auf Dich als Dame die nöthige Rücksicht, Du darfst aber nicht vergessen, daß Du Deinerseits Dich als Dame führen mußt. Du forderst mich auf, Dich zu rudern. Was ich darin leiste, weißt Du. Ich habe nie den Ruf eines Athleten erstrebt, auch nie behauptet, mich mit Abs messen zu können. Ich habe nie um den Alsterpokal gerudert und auch nicht einmal die Absicht, es künftig zu thun. Das Alles giebt Dir aber nicht das Recht, einen Deiner nächsten Verwandten, der Dir gefällig ist, der Deiner Aufforderung nachkommt, Dich zu rudern, zu beleidigen. Deine Art, Dich auszudrücken, ist außerdem nicht ladylike, im Gegentheil.“

Katharinens Augenbrauen zogen sich zusammen, die schwarzen Augen blitzten, sie schien im Begriff, aufzuspringen.

„Bitte“, fuhr Fred fort, dessen ungewohnte Worte

ihn augenscheinlich selbst berauschten und immer weiteren Muth verliehen, „bleibe ruhig sitzen. Es ist die höchste Zeit, daß man es dir endlich einmal sagt. Du bist geradezu unliebenswürdig und mehr als das, unweiblich zuweilen. Solches Auftreten schickt sich nicht für eine Dame deiner Stellung. Ich habe genügende Veranlassung, dir das heute ins Gesicht zu sagen, wie es andre Leute längst hinter deinem Rücken thun: Doktor Marschall hatte dich einmal gesehen, auch er . . . . .“

Das war mehr, als Katharine vertragen konnte. Doktor Marschall gerade. Weil sie sich innerlich sagen mußte, daß ihr Vetter eigentlich Recht hatte, war sie doppelt empört und daß er es wagte, ihr anzudeuten, Doktor Marschall habe ungünstig über sie geurtheilt, wühlte ihren Stolz bis in die Tiefe auf.

„Ich verbitte mir jedes weitere Wort, Fred,“ rief sie wild aufspringend, so daß das Boot in gefährliches Schwanken gerieth und Fred alle Mühe hatte, es durch festen Druck auf die Riemen vor dem Umschlagen zu bewahren.

„Du hast keine Veranlassung, dir etwas zu verbitten“, erwiederte er, „sondern dazu, das, was dir von einem Verwandten gesagt wird, der zehn Jahre älter ist, als du, zu beherzigen. Du hast auch alle Ursache, mich um Entschuldigung zu bitten und ich werde keinen Ruderschlag thun, bevor das geschehen ist“.

„Du wärest der Rechte, mich zu zwingen“, lachte

Katharine wild auf, warf ihm die zusammengeknüllten Handschuhe ins Gesicht und sprang mit einem Satz über Bord.

Herr Fred Vermeulen war entsetzt. Zunächst hatte er sehr viel Mühe, das Boot wieder ins Gleichgewicht zu bringen, dann sah er mit weit aufgerissenen, erschrockenen Augen Katharinen nach, wie sie theils schwimmend, theils watend dem Ufer zustrebte, es erreichte, den Steg hinaufstieg, durch den Garten lief und im Hause verschwand. Es blieb ihm nichts übrig, als das Boot zu wenden und auch wieder zurückzufahren. Er war sehr geknickt.

Als ordentlicher Mann, der gewöhnt ist, alles ihm obliegende in der richtigen Reihenfolge zu erledigen, versäumte er nicht, nachdem er ausgestiegen war, das Boot an die Kette zu legen, das Steuerruder auszuhaken, das blauseidene Rückenkissen von der Steuerlehne abzubinden, diese selbst abzuschrauben und zusammenzulegen, die Ausleger einzuklappen, die Riemen aus dem Boot zu nehmen und Alles sorgfältig wieder zu verwahren und wieder in den großen, langen Kasten unter dem Schutzdach zu verschließen. Dann wandte er sich dem Hause zu. Es war ihm nicht ganz behaglich. —

Herr von Spreckelsen hatte mit seiner Schwester am Frühstückstisch gesessen. Daß er sein Töchterchen dabei hatte vermissen müssen, war ihm nicht angenehm

gewesen; deshalb und vielleicht auch in der unbewußten Erinnerung an die neuliche Unterhaltung mit Doktor Störtebeker hatte es ihm so wie so nicht besonders gefallen, daß sein Neffe so früh schon Katharinen spazieren ruderte und als er, zufällig durch das Fenster blickend, Zeuge davon wurde, wie seine Tochter mit den Wellen kämpfte, und sich nach dem Ufer hin arbeitete, während Fred ruhig sein Boot wendete und hinterher fuhr, war er ganz wild geworden und hinaus gestürmt. Er war mit Katharinen, die inzwischen das Haus erreicht hatte, in der Treppenhalle zusammengetroffen. Katharine, auf die das Bad ablenkend eingewirkt hatte, war über das bleiche Gesicht des Vaters etwas erschrocken gewesen, hatte sich aber sehr rasch gefaßt, ihm lachend zugerufen: „Bitte, Papa, nur ansehen, nicht anfassen“ und war mit den Worten: „Ich ziehe mich nur rasch um und bin gleich bei euch“, an ihm vorüber die Treppe hinaufgeeilt.

Der besorgte Vater hatte ihr aber sogleich ihr Mädchen nachgeschickt mit dem strengen Befehl, Fräulein sogleich wohlabgerieben zu Bette zu bringen, auch angeordnet, daß sogleich nach dem Arzt geschickt würde und sich dann selbst hinauf in den kleinen Salon neben dem Schlafzimmer seiner Tochter begeben, um dort zu warten, bis er sie würde sehen können.

Als Fred jetzt unten erschien, traf er nur seine Mama, die ganz außer sich war.

Frau Susanne Vermeulen hatte nach dem Tode ihres Mannes trotz ihres großen eigenen und des von ihm ererbten Vermögens, von dem bis zu ihrem Tode ihr der Nießbrauch zustand, obgleich ihr also ihre Einnahmen ein ganz unabhängiges Leben in großem Stil gestattet hätten, sich anfänglich ausschließlich der Erziehung ihres Sohnes gewidmet und dann, als er auswärtige Schulen und später Universitäten besuchte, auch ihre Nichte Katharine größer wurde, ihr eigenes Haus aufgegeben und die Führung desjenigen ihres Bruders übernommen, dem im Interesse seiner Tochter sowohl, als auch deßhalb sehr damit gedient gewesen war, weil er an den zu diesem Zweck besoldeten Hausdamen wenig Freude erlebt hatte.

Das Verhältniß der beiden Geschwister war ein ausgezeichnetes gewesen, umsomehr, als auch die verwittwete Frau Senator ihrer Nichte Katharine herzlich zugethan war.

Nur in letzter Zeit, nach der Rückkehr Freds, hatte sich hier und da etwas wie eine leise Störung gezeigt.

Der junge Mann hatte sowohl seinen philosophischen, als auch seinen juridischen Doktor gemacht, wollte auch bei einem der ersten Hamburgischen Rechtsanwälte noch ein oder zwei Jahre arbeiten, dann aber doch in ein Geschäftshaus von Ruf und Rang eintreten. Dieser Lebensplan rührte von seinem verstor-

benen Vater her, der seine Wünsche kurz vor seinem Tode wiederholt der Mutter gegenüber geäußert hatte. Sehr nahe liegend war es nun gewesen, daß Mutter und Sohn den Wunsch hegten, der Onkel möchte Fred als Mitarbeiter mit der Aussicht auf spätere Theilhaberschaft in sein Geschäft aufnehmen und dagegen hatte der alte Herr auch nichts einzuwenden gehabt, vorausgesetzt, daß sich nicht etwa ein Schwiegersohn einstellte, der dann natürlich „der Nächste dazu wäre", wie er sich seiner Schwester gegenüber ausgedrückt hatte.

War es nun eine Folge davon, oder hatte der Plan schon von Anfang an gleichzeitig mit bestanden, Herr von Spreckelsen hatte erst durch kleine, gelegentliche, später durch häufigere und deutlichere Anzeichen geleitet, angefangen zu bemerken, daß Frau Susanne auf eine Verheirathung Freds mit Katharinen hoffte; das hatte ihn geärgert. Er war sehr stolz auf seine Tochter und hatte sie sehr lieb. Er hatte nicht den geringsten Zweifel daran, daß sein Neffe Fred ein sehr ordentlicher Mensch und ganz brauchbarer Geschäftsmann werden würde, als Mann seiner schönen Tochter konnte er sich ihn aber beim besten Willen gar nicht vorstellen.

Frau Senator hatte sich längst gesagt, daß die Durchführung des Planes keineswegs leicht sein würde, darum aber doch noch nicht jede Hoffnung aufgegeben. Aus diesem Grunde war ihr der Zwischenfall von heute

Morgen, der sehr geeignet schien, ihren Sohn bei Vater und Tochter in schlechtes Licht zu setzen, sehr unangenehm.

„Mein Gott, Fred, was hast Du denn eigentlich gemacht mit Katharinen. Sie ist in Gefahr gewesen, kommt völlig durchnäßt hier an und Du erscheinst trocken, wie aus dem Ei geschält, als ob nichts vorgefallen wäre.“

Daß die Sache so aussehen konnte, war dem jungen Herrn Vermeulen noch gar nicht eingefallen. Er wurde ganz roth vor Schreck und Verlegenheit. Die Erwägung, daß trotz seiner Unschuld jeder Andere zunächst auf den Gedanken kommen würde, den seine Mutter soeben aussprach, war sehr peinlich für ihn. Er wollte eine Auseinandersetzung beginnen, aber seine Mama unterbrach ihn: „Nein nein, jetzt nicht, laufe wenigstens schleunigst zu Doktor Störtebeker und bitte ihn, her zu kommen. Der Onkel wünscht es, er ist ganz aufgeregt Katharinens wegen.“ Damit ließ sie ihn stehen und eilte hinauf, um ebenfalls nach ihrer Nichte zu sehen.

Es blieb Herrn Vermeulen nichts weiter übrig, als zu gehen, um sich des Auftrags bei Doktor Störtebeker zu entledigen, dann hielt er es unter den obwaltenden Umständen für das Gerathenste, sich umzuziehen und nach der Stadt zu fahren. Er stand auf dem Hinterdeck des kleinen Alsterdampfbootes

und machte ein ziemlich mißmuthiges Gesicht. Er fiel dadurch sogar einigen Bekannten auf, die ihn fragten, was ihm geschehen wäre. Das machte ihn natürlich noch ärgerlicher. So gar nicht vorherzusehende, ungewöhnliche Dinge sind unangenehm, sehr unangenehm.

Katharine hatte inzwischen durch die Thür einen erfolgreichen Kampf mit ihrem Vater geführt. Sie hatte auf das nachdrücklichste und kräftigste dagegen sich verwahrt, daß sie in's Bett solle und ihren Vater ausgelacht, als sie hörte, daß Doktor Störtebeker gleich kommen werde. Als sie dann, namentlich durch Vermittelung ihrer Tante, es glücklich durchgesetzt hatte, daß die vorläufige Behandlung wenigstens auf Stubenhaft herabgemildert wurde, machte sie gleich darauf ihre Erscheinung im Nebenzimmer. Sie sah reizend aus in ihrem seidnen Morgenrock in weiß und hellblau. In ihres Vaters Augen leuchtete es auf, als sie ihm um den Hals flog. Er war aber zu sehr beunruhigt und als er jetzt das an seiner Schulter liegende Köpfchen leicht am Kinn zurückbog und küßte, lag schon wieder Sorge in seinen Zügen. Katharine sah das plötzlich und ihr Gesicht veränderte sich mit einem Schlage.

„Ich glaube, Du hast Dich im Ernst um mich geängstigt, Papa“, sagte sie ganz weich. Sie war wie umgewandelt und ließ sich ohne Widerstand von ihm zu dem niedrigen Halbsopha führen, das am Fenster stand. Als jetzt ihr alter Vater in zärtlicher Liebe ihr

half, eine möglichst bequeme Lage einzunehmen und ihr schließlich, der Wärme des Tags ungeachtet, noch eine leichte Decke über die Füße breitete, war sie tief gerührt. Sie hielt ihn am Aermel fest, zog ihn leise zu sich und als er sich über die weit zurück Gelehnte niederbeugte, ihr in die feuchtschwarzen, schimmernden Augen sah und leise, leise mit der Rechten über das rothgoldne Haar strich und sie küßte, sagte sie:

„Ich fürchte, Du hast wirklich um meinetwillen einen großen Schreck gehabt, Du lieber, guter Papa. Ich wollte, ich könnte sagen, ich will so etwas ganz gewiß nicht wieder thun, ach, ich bin ein ganz schlechtes Mädchen.“

Sie war jetzt in ihrer berückenden Weichheit ein Kind und Weib von unwiderstehlichem Reiz.

So war sie. Durch ihre Leidenschaftlichkeit, die für gewöhnlich im Gehege der im Vater- und im Mutterstamme von Geschlecht zu Geschlecht fester vererbten guten Formen schlummerte, manchmal aber plötzlich mit wilder Naturkraft aufloderte und diese Schranken durchbrach, hatte sie schon häufig den Vater erschreckt, auch andere. Die träumerische Schwermuth jedoch, die solche Ausbrüche ablöste, das weiche Anschmiegen des Kindes, bezauberte ihn dann immer so vollständig, daß er ihr fast nie einen Vorwurf hatte machen können. Es lag ihr eben Alles zu Füßen, sogar ihre Freundinnen. Und wenn selbst laute Heiter-

keit, tolle Mädchenausgelassenheit zuweilen ebenso unvermittelt bei Katharinen in schwermüthige Nachdenklichkeit umschlugen, so erschien das an ihr doch niemand launisch. Es war, als ob alle dann unbewußt im Banne einer höheren Natur stünden, als ob sie ahnten, daß sie in eine Seele mit unbekannten Tiefen blickten.

Wahrscheinlich würde auch heute wieder ihr Vater sich schwer bekümmern, wenn er nachher im Alsterboote zur Stadt fuhr, sich, wie schon so oft, sorgend sagen, daß diese stoßartig hervorbrechende, südliche Gluth gefährlich wäre für sein schönes Kind, um so gefährlicher für sie selbst und Andere, als das leidenschaftliche Feuer sich mit der von seinem Stamme ererbten unbeugsamen, nordischen Hartnäckigkeit verband, jetzt aber sagte er nur:

„Beunruhige Dich darum doch nicht, Liebling, es ist ja jetzt alles gut und Du bist doch vermuthlich ganz unschuldig an dem Schreck, Fred wird wohl ungeschickt . . . .“

„O, bewahre“, fiel Katharine eifrig ein, „Fred kann gar nichts dafür, im Gegentheil, der hat sich ganz musterhaft benommen.“

„Ja aber“, begann Herr von Spreckelsen wieder, wurde aber durch ein Klopfen an der Thür unterbrochen und auf sein „Herein“ trat zu der Tante Erleichterung Doktor Störtebeker ins Zimmer.

Der alte Herr kam auch ganz aufgeregt und mit

rothem Kopfe an. Er stellte eilig seinen historischen Hut mit der geschweiften, ganz flachen Krempe auf den Stuhl, warf die Handschuhe hinein, stellte den Stock mit der Elfenbeinkrücke daneben und sagte dabei:

„Morgen, Morgen Herrschaften, was ist denn los, was ist denn los? Unser schöner Wildfang ist verunglückt? Ja Kind, Kind, was machen Sie denn für Geschichten?"

Beim Anblick des erhitzten alten Herrn kam Katharinen sofort ihr ganzer Uebermuth wieder. „Verunglückt?" rief sie lachend, „nein, es ist doch aber eigentlich zu komisch; es fehlt mir ja wirklich ganz und gar nichts. Ich bin in's sommerwarme Wasser gefallen und habe mich dann umgezogen. Es ist mir gar nichts geschehen und ich befinde mich ungemein wohl. Hier, Herr Doktor", und sie hielt ihm ihr Handgelenk hin, „Puls normal, Zunge ist auch ganz in Ordnung, da" und sie streckte sie soweit wie es möglich war heraus. Die Zunge schien allerdings in vorzüglicher Verfassung zu sein. Alle Viere lachten.

„So", fuhr Katharine fort, „nun thun Sie mir den Gefallen, Doktor, und beruhigen Sie Papa, sonst versäumt er sein Boot, kommt zu spät zur Stadt und ärgert sich dann noch den ganzen Tag über mich."

Herr von Spreckelsen sah nach der Uhr. „So spät schon, das kann ja kaum richtig sein", sagte er überrascht.

„Zwanzig Minuten vor neun“, bestätigte der Doktor, die seinige ziehend. „Sie haben noch fünf Minuten, um bis zum Steg zu kommen. Fräulein Tochter da können Sie mir wirklich mit aller Ruhe überlassen.“

Die Erinnerung an seine gewohnte Kontorstunde hatte den alten Herrn sofort wieder zum wohlgeregelten, nüchternen Geschäftsmann gemacht, der er gewöhnlich war. Es war Grundsatz bei ihm, daß man den jungen Leuten kein schlechtes Beispiel geben dürfe, wenn man „Zug“ im Personal haben wolle; er saß so pünktlich des Morgens zu seiner Stunde an seinem Schreibtisch, wie er von dem jüngsten Lehrling verlangte, daß der zu der seinigen an seinem Pulte stünde.

„Nun wohl, es scheint ja allerdings gar nichts auf sich zu haben, übrigens bleibe ich im Kontor und bin jeden Augenblick durch den Fernsprecher zu erreichen, Susanne. Also Adieu, liebe Katharina, sei hübsch artig und füge Dich den Anordnungen des Doktors gehorsam. Guten Morgen, liebe Susanna, guten Morgen, lieber Doktor.“ Damit verließ er das Zimmer und schon wenig Augenblicke später hörte man das eiserne Gartenthor hinter ihm zuschlagen.

„So, Doktor Störtebeker“, sagte inzwischen Katharine zu dem alten Freund des Hauses, „wissen Sie denn, was mir eigentlich fehlt?“

„Nun?“ fragte erstaunt aufsehend der Doktor.

„Ein ordentliches Frühstück. Ich habe nämlich in all der Angst und Sorge noch gar nichts zu essen bekommen. Ich wollte erst nach dem Rudern frühstücken. Sie haben vom Standpunkt der Wissenschaft aus doch hoffentlich nichts dagegen, daß ich hinunter gehe, und das ordentlich besorge?“

„Nein, bleib nur ruhig liegen, ich hole Dir eine Tasse Thee und etwas kaltes Fleisch herauf.“

„Aber Tantchen, mache Dir doch nicht die Mühe.“

„Ich bin gleich wieder hier, Du kannst inzwischen dem Herrn Doktor erzählen, wie es eigentlich gekommen ist und Dich tüchtig ausschelten lassen.“

„Nun, dann beginnen Sie nur, Doktor“, sagte Katharine, sich ergeben in ihren Sitz zurücklehnend, „aber, bitte nicht zu wenig, Tantchen.“

Der Doktor nahm jetzt den Platz ein, den Herr von Spreckelsen verlassen hatte. Er faßte noch einmal nach Katharinens Puls und sagte: „Nun das kalte Bad scheint Ihnen in der That nichts gethan zu haben, aber nun erzählen Sie doch, wie Sie eigentlich in den Feenteich gekommen sind. Es scheint ja, wenn man Sie so sieht, ein ganz passender Aufenthalt für Sie zu sein, für Fräulein Katharine von Spreckelsen bleibt es aber doch immerhin etwas sonderbar“.

„Ich glaube, ich bin recht ungezogen gewesen. Fred kann auch gar nichts dafür. Ich habe mich nur über den dummen Jungen so fürchterlich geärgert. Sie

dürfen es aber Niemandem wieder sagen, Doktor.“ Und sie hielt ihm die kleine Rechte hin.

„Bewahre“ betheuerte Doktor Störtebeker lächelnd, „es bleibt wieder einmal ganz unter uns.“

Nun begann sie, dem alten Herrn zu erzählen, wie sie ihren Vetter den Abend vorher gebeten gehabt hätte, sie vor dem Frühstück etwas zu rudern, wie der sie auch mit gewohnter Pünktlichkeit abgeholt, nach dem Boot geführt und alles zurecht gemacht hätte. Sie beschrieb es außerordentlich drollig, wie seine kleinliche, stumpfe Regelmäßigkeit in den Vorbereitungen, seine trockne, langweilige Erscheinung vor ihr auf der Ruderbank, namentlich wohl infolge einer fast schlaflosen Nacht sie schließlich ganz nervös gemacht hätten. Sie war fast wieder etwas gereizt geworden beim Bericht. Die Geschichte machte dem Doktor innerlich eine große Freude. Der Mann würde seinem Liebling sicher nicht gefährlich werden.

„Na und dann haben Sie ihn schlecht behandelt, wie Sie unsre jungen Herren meist behandeln. Das werden Sie sich schließlich doch wohl abgewöhnen müssen, holde Dogaressa, denn einer von ihnen muß doch einmal Doge werden.“

„Vergleichen Sie doch diese stumpfsinnigen Gesellen, das, was sich hier Patrizier nennt, nicht mit den Gestalten Venedigs. Wenn ich an die Ahnen meiner Mutter denke, die den herrlichsten Staat, den

kunstgeschmücktesten, den reichsten, den je die Welt gesehen hat, mit groß gemacht und mitbeherrscht haben durch Jahrhunderte, das waren Fürsten und Kaufleute." Sie hatte sich halb empor gerichtet und auf den rechten Arm gestützt, die Linke lebhaft bewegend, sprach sie erregt auf den Doktor ein.

„Nun bitte, bitte ruhig", sagte er lachend, sonst muß ich wenigstens noch ein Brausepulver verordnen. Eine von Spreckelsen darf auf keinen Fall so schroff über die goldene Jugend Hamburgs urtheilen, über die Zierde und Hoffnung der Stadt . . . .

„Ich weiß, ich weiß Doktor, ich sage es ja auch nur Ihnen, aber es ist wirklich manchmal ganz schrecklich."

„Ja ja, liebes Kind, aber wir beiden klugen Leute sind doch längst darin einig, daß man seine Ueberlegenheit nicht nur nicht merken lassen darf, sondern auch, daß es ungemein thöricht und für solche wirklich grundgescheite Köpfe, wie unsre beiden, auch ganz und gar nicht ziemlich ist, sich jemals an solchen Menschen zu ärgern."

„Jawohl Doktor, Sie haben gut reden, Sie haben länger Zeit gehabt, es zu lernen, als ich."

„Stimmt, Kind. Ein Jeder hat sein Venedig, wenn er nicht zu den ganz Dummen gehört. Einem Jeden wird es schwer, in Hamburg zu leben, aber Jeder lernts schließlich doch, wenn er wirklich zu den

Weisen gehört", sagte der alte Arzt. „Sehen Sie, ein Mann könnte sich ja allenfalls die Donquijoterie leisten, sich mit seiner ganzen Umgebung, mit allen denen zu überwerfen, in deren Mitte er leben muß, ein Mädchen, eine Dame, eine junge Dame in Ihrer Stellung ganz gewiß nicht!"

„Doktor, ich habe manchmal Furcht vor dem Leben!" rief Katharine. „Es wird noch mein Unglück werden, daß ich so ganz und gar nicht zu den Andern passe, mir ist es, als müßten meiner Sehnsucht Schwingen wachsen, daß ich auffliegen und fliehen könnte, dorthin, wo die Sonne scheint, wo kunstgeschmückt in prächtigen Sälen seltene Menschen edle Worte reden und große Thaten thun und doch muß ich hier liegen, ruhig, ganz ruhig und am Nachmittag wird Alma Ronneburg kommen und wird sich nach meinem Kopfschmerz von gestern erkundigen und wird reden . . . reden, immerzu und sie hat Einem doch nie etwas zu sagen. Daß sie mit Dem getanzt hat und mit Jenem getanzt hat, was sie zu Diesem gesagt hat und zu Jenem gesagt hat, daß Die sich für Den interessirt und daß Der eine ganz Andere haben möchte, daß das auch viel richtiger ist, denn Der hat soviel und Sie hat doch im Verhältniß nicht genug. Und da theilt sich das Vermögen in vier Theile und hier ist noch ein besonderes Kapital von der Großmutter her und Der wird schon Associe von seinem Vater

und verdient viel Geld und Jenen hält sein Vater knapp und wird ihn wohl noch ein paar Jahre Prokurist bleiben lassen und darauf kann er doch nicht heirathen ..... Das sind so meine Freundinnen und nun erst die jungen Herren! Es ist wirklich zu entsetzlich, Doktor Störtebeker, ich weiß manchmal gar nicht, was aus mir werden soll."

Eine kluge, lächelnde, wirklich weise Frau, liebe kleine Freundin, nur ruhig und nicht verzagt, die Anlagen sind ja da. Es ist natürlich, daß auf Ihren Eisenkopf und Ihre Raketenseele die Gesellschaft unserer guten Stadt, namentlich auch das, was man hier junge Männer heißt, nicht gerade den Eindruck der Erhabenheit macht: Es ist richtig, trotz weltweiter Handelsbeziehungen ist ihr Denken meistens beschränkt und der Ehrgeiz der alten Stadtgeschlechter ist fast nur auf Erwerb oder Besitzerhaltung gerichtet. Das mißfällt Ihnen, namentlich, weil's bei uns meist etwas nackt und häßlich aussieht. Auf dem Grund der Dinge liegt der Geldsack wo anders aber auch und in Ihrem gepriesenen Venedig war der Kampf um's Geld ganz gewiß die Achse, um die Alles, auch Staat und Kunst rollte. Ich glaube auch", fuhr er lächelnd fort, „daß es bei Ihnen weniger die traurige Erkenntniß ist, daß es auf dieser besten aller Welten etwas reichlich viel Esel giebt, daß hinieden nicht der Geist, sondern die Dummheit obenauf ist, weil sie meist mehr Geld hat,

daß unter uns „die Besten“, statt daß sie herrschen, wie man uns weiß macht, leichtlich zu Grunde gehen, sondern es ist mehr der unbefriedigte Kunstsinn in Ihnen, was Sie empört. Sehen Sie, Madonna, mir scheint“, er machte ihr vom Stuhl aus, die rechte Hand zur Erde bewegend, eine etwas alterthümliche Verbeugung, „die Dummen würden Sie so wenig stören im Behagen, wie die Armen, wenn sie ebenso gefällig sich außerhalb Ihres Gesichtskreises hielten. Das Mitleid mit der Welt kommt später. Sie sind bis in die Fingerspitzen erfüllt von feinem, künstlerischem Instinkt, Sie sind auch voll regen wissenschaftlichen Interesses, Sie verbinden mit feurigem Schönheitssinn scharfen, durchdringenden Verstand und ein reichlich Theil stolzer Selbstsucht, gerade wie der Madonna Ur-Ur-Urgroßmama, die ich zu kennen die Ehre hatte, als ich noch Professor in Padua war, im Jahr Fünfzehnhundertundsoundsoviel, im Cinquecento, wissen Sie Madonna, im Jahrhundert, da in Italien die Kunst und der Verrath, die Wissenschaft und der Giftmord blühte. — Es lebt noch etwas in Ihrem Innern, in Ihrer Erberinnerung von den kunstsinnigen, staatsklugen, verstandesscharfen, aber kraß selbstsüchtigen, ruchlos grausamen, stahlharten, herzlosen, verehrten Vorfahren, mein hübsches Kind. Und das wirkt so stark auf die geistbeschwingte Phantasie der wunderschönen Enkelin, daß ihr nun im Vergleich zu den Gestalten, die zum

Theil der Geschichte ihrer eigenen Familie angehören, die Hamburger „fürstlichen Kaufleute“ nicht recht gefallen wollen und daß gegen den jungen glänzenden Ludovico Morosini Herr Edmund Knoof eine traurige Figur macht, der ja allerdings, auch wenn Alles gut geht, höchstens in den Aufsichtsrath des Vereins der am Kaffeehandel betheiligten Firmen gelangen, nicht aber Mitglied des Raths der Zehn werden kann. Für die, die unten sind, taugten aber „die da oben“ in Venedig gerade so wenig, als bei uns. Die Welt taugt überhaupt nicht viel. Je früher man das einsieht, desto früher gelangt man dazu, an dem Guten und dem sehr seltenen Schönen, das sie doch noch birgt, wenigstens Freude zu haben.“

„Freude, Freude! Wenn ich noch einmal recht kindisch bin, wenn ich einmal an gar nichts denke, dann bin ich lustig. Wenn das aber nicht mehr geht? Wenn ich nun älter werde und immer mit diesen Menschen leben muß, von denen einer ist wie der andere, von denen jeder dasselbe erlebt und dasselbe sagt, von denen keiner sich von den andern unterscheidet und von denen ich mich nicht unterscheiden darf. Doktor, ich wollte es wären wenigstens ein paar Menschen darunter, die anders wären, oder wenigstens möchte ich endlich einmal einen sehen, der mich interessirt, der irgend etwas ist, irgend etwas an sich ist, wenn er auch gar nichts taugte und wenn er ein

Verbrecher wäre. Sehen Sie, Doktor, Sie haben ja ganz Recht: Viele aus unsern italienischen Geschlechtern, die unterm Purpur schritten, waren ja eigentlich Verbrecher, aber was waren es auch für Menschen."

„Ei, ei, ei! Das ist ja eine bedenkliche Moral! Hat die holde Unschuld vielleicht Neigung, selbst zu Gift und Dolch zu greifen, zur Ausfüllung ästhetischer Lücken?"

„Ah Gift!" rief Katharine, „an diesen Geschichten sieht man doch sehr deutlich, daß Vieles übertrieben ist. Wie könnten die Gifte diese Rolle gespielt haben, jemals die furchtbare Waffe in der Hand ehrgeiziger und ruchloser Frauen gewesen sein, wie man uns vorfabelt. Es ist doch gar nicht möglich, daß Katharina von Medici, Lucrezia Borgia so unter ihren Feinden und ihrer eigenen Familie gehaust haben. Es ist mir immer unwahrscheinlich vorgekommen, wenn ich es gelesen habe. Ich konnte mir, von allem Andern abgesehen, nicht denken, daß sie so unklug gewesen wären. Kein Verbrechen ist sicherer — und lange Zeit nach geschehener That noch — nachzuweisen, als wenn Jemand durch Gift aus dem Wege geräumt wird."

In diesem Augenblick hörte man draußen Tante Susanne, mit Geschirr klappernd, wieder herauf kommen, Doktor Störtebeker ging ihr entgegen und öffnete ihr die Thür. Die Frau Senator ließ Katharine nicht aufstehen, sondern breitete ihr eine Serviette über den

Schooß und setzte die Platte mit einer Tasse Thee und ein Tellerchen mit Fleisch und Brod darauf.

„Nun sehen Sie nur, Doktor, so muß ich mich nun als Kranke behandeln lassen und recht wenig ist es auch. Ich springe in meinem Leben nicht wieder ins Wasser.“

„Das ist sehr wünschenswerth“, bemerkte Tante Susanne. „Haben Sie ihr denn ordentlich die Wahrheit gesagt?“

Der Doktor lächelte. „Wenigstens das, was ich dafür halte, Frau Senator. Wir sind wieder einmal aus dem Hundertsten ins Tausendste gekommen, wie es mir mit dem Fräulein da gewöhnlich geht. Eben waren wir bei historisch-kritischer Beleuchtung mittelalterlicher Giftmorde.“

„Mein Gott“, sagte Frau Vermeulen, „was für ein Frühstücksthema.“

„Ja und merkwürdiger Weise hat die sonst so geistvolle junge Dame im Augenblick, als Sie kamen, eine Ansicht ausgesprochen, die einen an ihr geradezu auffälligen Mangel an Scharfsinn und Ueberlegung beweist.“

Katharine, die sich bereits eifrig dem Frühstück widmete, unterbrach sich im Kauen und machte etwas undeutlich: „Oh.“

„Jawohl“, sagte Doktor Störtebeker, „die Madonna hat Recht, so grob bin ich selten. Es ist aber

wirklich erstaunlich, wie Sie alle Menschen und Dinge nur in Bezug auf Sich selbst und sogar vergangene Zeiten, nur von Ihrer eignen Zeit, von Ihren eignen Anschauungen, von Ihrem eignen Wissensstand aus, beurtheilen. Sie vergessen, daß es zur Zeit der Borgia und der Medici weder Anatomie, noch Chemie gab: Während wir heute zum Beispiel eine kaum wägbare Spur von Arsenik in einem jahrelang begraben gewesenen Körper noch mit unfehlbarer Gewißheit nachweisen können, wäre auch der gelehrteste Arzt damals völlig außer Stande gewesen, solchen Beweis zu führen, selbst wenn man ihm gestattet hätte, den plötzlich und unter verdächtigen Umständen Gestorbenen zu seciren, zu zergliedern. Man gestattete ihm das aber bekanntlich nicht: Mit Rücksicht auf das Dogma von der Auferstehung des Fleisches verbot die mittelalterliche Kirche das Oeffnen und Zerschneiden von Leichen auf das Strengste. Man hatte damals kaum eine Ahnung davon, wie die Wirkungen der verschiedenen Gifte zu Stande kamen, man wußte aus der Erfahrung, daß es solche tödtliche Stoffe gab und Einige verstanden sie herzustellen. Die Anwendung erregte hier und da Verdacht, aber ein bündiger Beweis war niemals zu erbringen. Aus dem Dunkel traf der Todesstreich, unheimlich, wie von einer Teufelsfaust geführt. Es war ein politisches Kampfmittel ersten Ranges. Sich verstellen und den tödtlich Gehaßten einladen auf sein

Schloß, dem Feinde sich nähern unter der Maske der Freundschaft, das hätte man ja so wie so gekonnt, wenn man aber dann Streit mit ihm suchte und ihm den Degen oder den Dolch durch den Leib rannte, so war man eben der, der ihn getödtet hatte und das schloß häufig aus, daß man die Früchte der That ernten durfte. Selbst wenn man Meuchelmörder dang und die nachher zur eigenen Entlastung hinrichten ließ: Das Opfer war durch offene Gewaltthat gefallen, das war unbequem. Wenn aber der vorsichtige Fürst dem ihm Gefährlichen oder Verdächtigen beim Abschied freundlich die Hand drückte, so fühlte der Geehrte den haarfeinen Stich des Giftstachels kaum, den der Gewaltige im Fingerring verborgen trug und starb doch, sicher, unfehlbar, am dritten, vierten, fünften Tag, wie vorher berechnet. Ja, wenn an festlicher Tafel selbst einer zusammenstürzte und sich in wüthenden Schmerzen windend oder von der Genickstarre zum Bogen zusammengezogen verschied, so raunte wohl das scheu murmelnde Volk sich zu, wie dieser plötzliche Tod dem fürstlichen Gastgeber so verdächtig nützlich sei, eine offene Klage aber war niemals möglich."

Katharine war seinen Ausführungen mit gespannter Aufmerksamkeit und weit geöffneten Augen gefolgt. Tante Susanne warf ein:

„Aber Doktor, es sind doch auch damals schon solche Prozesse geführt worden."

„Jawohl, hie und da, von einem Mächtigen gegen einen Mächtigen, aus politischen Gründen, um ihn aus Besitz oder Stellung zu drängen und da in der Regel mit der feudalen Beweisführung des Ordeals: Hier liegt mein Handschuh, du bist der Mörder, mein ritterlich Schwert wird's beweisen. Und der andere: Da liegt der meine, Gott zum Zeugen, du lügst. Wem es gelang, den Andern umzubringen im gottesgerichtlichen Zweikampf, der hatte dann eben Recht. Vielleicht wurde auch unter dem Schutze der Kirche, wenn es Zweck hatte, oder eines Fürsten, der eine Absicht dabei verfolgte, einmal gegen eine hochgestellte Verbrecherin eine solche Anklage erhoben. Nun, dann lief es meist auf einen Reinigungseid hinaus, schlimmsten Falls auch in der Gestalt eines Gottesurtheils, indem sie etwa ihre Hand schwörend auf ein glühend Crucifix legen mußte. War das Kreuz heiß genug, möglichst nahe der Weißgluthhitze und hatte sie eine einigermaßen feuchte Hand, so konnte ihr das nichts schaden, wie uns klugen Spätgeborenen Leidenfrost so hübsch bewiesen hat.

Kam so etwas in den unteren Ständen vor, nun dann wurden natürlich der oder die Verdächtigen, die keinen Schutz fanden, einfach so lange gefoltert, bis sie gestanden und dann hübsch langsam, wie es das interessante Zeitalter liebte, hingerichtet. Aus Furcht davor aber brauchte man kein

Verbrechen zu unterlassen, das konnte einem so wie so geschehen."

„Es ist schrecklich", sagte Frau Vermeulen, „und das nannten sie Rechtspflege."

„Sie müssen das nicht so tragisch nehmen, Frau Senator", sagte Doktor Störtebeker, „das Rechtsgefühl der Zeitgenossen wird dadurch kaum ärger verletzt gewesen sein, als das des heutigen Geschlechts durch unsre Prozeß- und Beweisformen. Die Herren Juristen sind immer so anmaßend oder so beschränkt gewesen, das, was nach Form Rechtens bewiesen, was von ihnen festgestellt worden ist, für ganz unfehlbar wahr zu halten und das Volk ist vermuthlich damals gerade so thöricht gewesen wie heut, ihnen das zu glauben."

Katharine, die inzwischen mit frühstücken fertig geworden war, wischte sich eben den Mund mit der kleinen Serviette und stellte alles bei Seite, dabei fing sie aber auch schon an zu sprechen:

„Es ist wirklich recht einfältig von mir, daß ich daran nicht gedacht habe, es ist richtig, vollkommen richtig, was Sie sagen, Doktor, die Leute wußten ja auch nie sicher, ob es Gift oder Krankheit war und als die Pest kam, glaubten sie auch an vergiftete Brunnen."

„Ganz recht, die Nachkommen Ihrer alten Italiener, die zum Theil noch etwas zurück sind in wissenschaftlicher Beziehung, schlagen auch heute noch in

Cholerazeiten gelegentlich die Aerzte todt. — Und so dumm ist das noch gar nicht einmal, Kochsche Kommabacillen, Reinkultur in Bouillon, ein kleiner Tropfen nur, so groß wie ihn die zum Messen dienende Platindrahtöse eben fest hält, könnte in der Hand eines Ruchlosen eine furchtbare Waffe sein. — Noch etwas übrigens, ich würde vorläufig die Damen nicht geängstigt haben, es ist aber nun doch wohl besser: Es sind in den letzten Tagen einige verdächtige Todesfälle vorgekommen. Wie die Damen wissen, verläßt uns Hamburger der Typhus ja nie ganz. Er hat es zu gut bei uns. Unsere Wasserleitung, unsere Wohlfahrtseinrichtungen, unsere Wohnungsverhältnisse gefallen ihm: Ich meine die Wohnungsverhältnisse drinnen, in den Gängen und Höfen, in der Steinstraße, am Hafen. Also das bin ich gewohnt. Jetzt scheint er aber in der gefährlichsten Form im Anzug. Habe ich wirklich Flecktyphus unter den Händen, so stehen wir aller Wahrscheinlichkeit nach wieder einmal vor einer unserer von Zeit zu Zeit immer wiederkehrenden Epidemien. Da wäre denn Vorsicht dringend geboten. Eine Erkältung, eine kleine Störung, die zu anderer Zeit kaum beachtet zu werden braucht, kann unter solchen Umständen tödtliche Folgen haben."

Er erhob den Zeigefinger gegen Katharine: „Sich hübsch aufmerksam beobachten, ob das Befinden ganz das gewöhnliche und Alles in Ordnung bleibt, kein

Obst essen, überhaupt keine Unvorsichtigkeit begehen beim Essen oder Trinken, bis gegen Abend im wohlgelüfteten Zimmer bleiben, sich keiner Erhitzung aussetzen und Fräulein Ronneburg recht nett empfangen, Langeweile ist gesund. Ich komme heute Abend noch einmal und werde dann auch über die Gefahr, die uns droht, berichten, hoffentlich ist meine Sorge nicht begründet“. . . .

Leider war sie begründet. Schon am Nachmittag brachte Fred, der nach der Börse hinaus kam, um sich nach seiner Cousine Befinden zu erkundigen, recht beunruhigende Nachrichten mit. Er hatte auch Doktor Störtebeker in der Stadt getroffen und erzählte, daß dieser in zwei Fällen Flecktyphus sicher erkannt zu haben glaubte. Auch andere Aerzte hätten dieselbe Beobachtung gemacht und nach Doktor Marschall befürchte man auch im Krankenhause der großen Anzahl der in den letzten Tagen eingelieferten Kranken gegenüber, daß man vor einem seuchenartigen Ausbruch der Krankheit stehe. Sicher sei es ja noch nicht, fügte er zur Abschwächung hinzu; Doktor Störtebeker urtheile nur aus den Krankheitserscheinungen, während die jüngeren Aerzte den ungeheueren Fortschritten der Wissenschaft Rechnung tragend, ihren Spruch erst auf Grund der mikroskopischen Untersuchung abgeben wollten. Doktor Marschall habe übrigens einige Präparate einem ihm befreundeten Assistenten einer

berühmten Berliner Typhus-Autorität zugeschickt. Als am Abend der alte Arzt kam, ließ er von den Hoffnungen wenig übrig; mit dem Befinden Katharinens war er außerordentlich zufrieden. Der Streich vom Morgen hatte der jungen Dame ganz und gar nichts geschadet, er warnte aber nochmals vor allen Unvorsichtigkeiten irgend welcher Art. Er sei sicher, daß man die Seuche in Hamburg habe. Als Herr von Spreckelsen einwandte, daß man das doch eigentlich erst sagen könnte, wenn die mikroskopischen Ergebnisse bekannt wären, wurde Doktor Störtebeker ziemlich gereizt.

„Lieber Freund, die Medicin mag meinetwegen so tief stehen, nur eine Wissenschaft zu sein. Arzt sein aber ist eine Kunst. Der gute Arzt hat ein besonderes Talent nöthig, zum großen Arzt gehört angeborenes Genie, wie zu einem großen Maler oder Bildhauer. Wer nicht zum Arzt g e b o r e n ist, lernts so wenig, wie man Dichten lernen kann. Was Sie da eben sagten, mag für die jungen Naturforscher von heute zutreffen, die in der Hauptsache im Laboratorium lernen wollen, einem Kranken anzusehen, woran er leidet und wie man ihn gesund macht, die jahrelang durch das Mikroskop gucken, um immer pflichtschuldig das zu finden, was der Meister sagt, daß da sei. Uns Alten ist nicht das Probirgläschen, sondern der Mensch die Hauptsache, nach der wir urtheilen und die wir behandeln. Ich bin gewiß kein Genie, daß ich aber

wenigstens in dem Berufe stehe, für den ich geboren bin, das glaube ich allerdings. Ich habe alle unsere großen Epidemien mit durchgemacht und ich sage Ihnen, ohne zu warten, bis die Spirillen photographirt vorliegen, heute Abend sind mir zwei Kranke am Flecktyphus gestorben."

Der alte Herr hatte leider nur zu Recht. Nach einigen weiteren Tagen wurde die Seuche auch amtlich zugegeben. Zu spät für den Unwillen der Bevölkerung. Man beschuldigte „die oben" den Versuch gemacht zu haben, das Unglück so lange als möglich geheim zu halten, aus Rücksicht auf den Verkehr. Die inländischen deutschen Blätter bemächtigten sich des aufregenden Stoffes und sprachen sehr rücksichtslos von den Regierenden der Freien und Hansestadt Hamburg; dadurch wurde wieder der Unwille und die Furcht in Hamburg selbst geschürt. Eine fürchterliche Atmosphäre, gemischt aus Wuth und Todesangst begann sich namentlich in den Massen zu entwickeln, denen plötzlich die Augen geöffnet wurden über die mörderischen Lebensbedingungen, in denen sie in ihren elenden Höhlen gedankenlos unter dem Druck der Sorge um die nächste Stunde gelebt hatten.

Auch die Geschäfte fingen an zu leiden. Der Verdienst wurde knapp unter den Leuten, für die nur ihre eignen zwei Hände arbeiteten. Das Elend stieg, drohend erhob sich schon, seiner Freundin der Seuche

zu helfen, ein lüsternes Lächeln im fahlen Gesicht, der Hunger. . . .

Im Hause am Feenteich war natürlich verhältnißmäßig wenig zu spüren von dem Furchtbaren. Immerhin aber, die Stimmung litt. Aus dem Kreise der Freunde und Bekannten hatte man zwar noch kein Opfer zu beklagen, aber man wußte doch, daß sie nach Tausenden zählten, man wußte, daß die Kraft der Seuche wuchs, daß sie vorschritt, daß sie näher und näher rückte, daß schließlich auch die bevorzugtesten Viertel unmittelbar bedroht wurden. Der entsetzliche Druck lag schließlich fast auf Allen.

Auf Katharinen wirkte die Seuche zunächst abschreckend, denn alles, was man davon hörte, war so häßlich. Gleichzeitig aber war es doch in ihr wie ein dämonischer Reiz, ein Trieb, sie kennen zu lernen, zu sehen wie sie die Menschen mähte, als seien sie Gras.

Doktor Störtebeker sah man wenig, Tante Susanne war die Vorsitzende des Frauen-Centralkomites. Herr von Spreckelsen und Fred gehörten dem Bezirksausschuß an, der es übernommen hatte, das Bedürfniß wohl zu thun und Geld zu spenden, das sich wie in der ganzen Stadt, so auch in ihrem Viertel stärker und stärker entwickelte, in die rechten Bahnen zu leiten.

Als medicinischer Berather leistete Doktor Marschall Frau Senator Vermeulen so zu sagen Adjutanten-

dienste. Er, der eigentlich nur zu einem Besuch seines Freundes und zu dem Zwecke gekommen war, einige Einrichtungen des Hamburger Krankenhauses sich anzusehen, hatte sich sofort zur Verfügung gestellt, sich bereit erklärt in Hamburg zu bleiben und zu helfen im Kampfe gegen die Seuche, sobald als ihr Charakter fest stand. Auf Katharinen hatte dieses muthige Verhalten einen außerordentlich tiefen Eindruck gemacht; gleich in den ersten Tagen hatte sie Doktor Störtebeker gefragt: „Was sagen Sie zu Fred's Freund, Doktorchen? wer irgend kann, flieht aus Hamburg, selbst Leute, die Pflicht und Anstandsgefühl hier halten sollten, laufen feige davon und dieser Fremde, den Hamburg gar nichts angeht, stellt sich mit Todesverachtung in Reih und Glied. Das gefällt mir."

Der alte Doktor war aber recht kühl gewesen. „Na, na", hatte er gesagt, „halb so viel, halb so viel. Eben auch einer von den jungen Dachsen, die nach kaum beendeten Bierstudien gekommen sind, Hamburg zu retten. Sieht vorzüglich aus und ist eine gute Chance."

Katharine war innerlich entrüstet über diesen Ton, mit dem der Alte über den Opfermuth der jungen Aerzte sprach. Doktor Störtebeker merkte es. Ein Verdacht blitzte in ihm auf, der ihm schon einmal ganz flüchtig aufgestiegen war. Es war an jenem Tag gewesen, an dem Katharine frühmorgens in's

Wasser gesprungen war. Fred Vermeulen, den er in der Stadt getroffen und gefragt hatte, was denn eigentlich zwischen ihnen beiden vorgegangen sei, hatte ihm eine ziemlich verworrene Erzählung gemacht, wie es gekommen wäre. Der Name Doktor Marschalls war darin vorgekommen. Er hatte nur soviel schwere Gedanken im Kopfe gehabt und war so beschäftigt gewesen, daß er nur halb hingehört hatte, aber er erinnerte sich jetzt, daß die Unterhaltung ihm an jenem Tage noch nachträglich durch den Kopf gegangen war. Es war später erst gewesen, im Laufe des Nachmittags, am Abend, daß er sich flüchtig erinnerte, immer beschäftigt mit anderen Dingen, daß ihm eine Beziehung aufgefallen war, ein Faden zwischen Doktor Marschall und Katharinen, er hatte es aber nicht auffinden können, was es eigentlich gewesen war. Das fiel ihm jetzt wieder ein, plötzlich, es gab ihm ordentlich einen Ruck innerlich. Sollte etwa? . . .

Der junge Mann hatte ganz die Art, seinen Weg zu machen. Neulich war dem Doktor im Gespräch mit älteren Herren zu Ohren gekommen, daß jener durch seinen Freund Vermeulen ins Nonneburgsche Haus eingeführt, sich sehr kräftig um die einzige Tochter des Hauses bemüht, der alte Senator aber bald darauf Frau und Tochter für einen sehr lang bemessenen Aufenthalt nach Schottland geschickt habe. Es war weidlich darüber gelacht worden.

Er nahm sich vor, die Augen aufzuhalten und seine Sorge wuchs mehr und mehr, als er das that: Katharine begann, an der Thätigkeit ihrer Tante Antheil zu nehmen. Sie wohnte den Sitzungen bei, die Frau Senator Vermeulen abhielt und auch zu ähnlichen Berathungen, die in befreundeten, an den gleichen Bestrebungen sich betheiligenden Häusern stattfanden, begleitete sie sie. Zu fast allen kamen auch Vermeulen und Doktor Marschall.

Doktor Störtebeker versuchte zunächst in sehr zarter und vorsichtiger Weise, Frau Senator auf sein Bedenken aufmerksam zu machen. Er fand bei ihr aber nicht das mindeste Verständniß. Sie ging mit so vollkommner Unbefangenheit über jede Andeutung hinweg und ließ die mannichfachen, kleinen Gelegenheiten, die Doktor Störtebeker ihr gab, ihrerseits sich auszusprechen, so vollkommen unbeachtet, daß der Doktor fast wieder etwas ruhiger wurde. Er sagte sich, daß, wenn irgend ein Grund zu einer Sorge vorläge, das der Frau Senator Vermeulen, die denn doch eine weltkluge Dame mit stark ausgeprägtem Familiensinn war, nicht gänzlich hätte entgehen können.

Dabei übersah er aber eines: Frau Senator hatte an ihrer Nichte eine große Freude erlebt. Katharine hatte nämlich ihren Sohn an jenem Abend, als sie ihn zuerst wieder gesehen hatte nach dem Streit, außerordentlich gut empfangen. Sie war geradezu liebens-

würdig, fast warm gewesen. Frau Senator war beglückt.

War es, weil Katharine nachträglich gefühlt hatte, ihrem Vetter Unrecht gethan zu haben und das wieder gut machen wollte, oder weil Fred Vermeulen die Brücke war, auf der Doktor Marschall kommen konnte? — — —

Fraglich, ob Katharine es selber wußte: Junge Damen denken gewöhnlich nicht in den Formen, die man nun einmal Logik nennt. Sie handeln aber in der Regel sehr zweckentsprechend, ohne nachzudenken. Es war Frau Senator Vermeulen gewiß nicht entgangen, daß das Interesse ihrer Nichte an ihren Bestrebungen außerordentlich im Wachsen sei und sie war auch ziemlich überzeugt, daß nicht allgemeine Menschenliebe zu Grunde läge, sie hoffte aber, das veränderte Verhalten Katharinens gelte ihrem Sohne. Sie hatte sich nachträglich den Vorfall im Boote erzählen lassen und überlegt, daß Fred doch verhältnißmäßig sehr männlich und kräftig aufgetreten sei. Vielleicht hatte das Eindruck auf die soeben zum Weibe erblühte gemacht, die gerade das wohl bisher an ihm vermißt hatte. Er war ihr dadurch näher getreten. Je öfter sie sich nun trafen, je häufiger sie sich jetzt bei der Verfolgung eines gemeinsamen Zieles berührten, um so leichter konnte die erste Liebe, die aus natürlichen Gründen um diese Zeit im Mädchenherzen zu

erwachen pflegt, sich auf ihren Sohn richten. Sie begünstigte also die Gelegenheiten, selbstverständlich in der vornehmsten Weise und so, daß selbst die beiden Betheiligten niemals auch nur durch den leisesten Hauch einer Absicht hätten verletzt werden können.

Doktor Marschall war ihr dabei immer sehr angenehm. Das wahrte dem häufigen Zusammentreffen erst recht ein gewisses amtliches Gepräge, es war eben immer Armenhilfe, Ausschuß-Thätigkeit, was die jungen Leute zusammenführte. Sie merkte die Mahnung, die in Doktor Störtebekers Winken lag, sehr wohl, aber sie lächelte innerlich über den alten Herrn, der auf so falscher Fährte war.

Es blieb jedoch nicht aus, daß mit der Zeit ihre hoffnungsfreudige Zuversicht etwas ins Wanken gerieth durch die Art, wie Doktor Marschall und ihre Nichte verkehrten. Hie und da fiel ein Wort, eine Aeußerung, die sie stutzig machten. Der Blick, mit dem Katharinens große, tiefe Augen zuweilen zwischen Fred und Doktor Marschall wie vergleichend hin und her gingen, hatte ihr auch nicht gefallen wollen, aber man hängt fest an seinen Wünschen und giebt sehr schwer eine einmal gefaßte Hoffnung auf. So ging es auch hier, sie beruhigte sich immer wieder und fand immer wieder in kleinen, eigentlich ganz nichtssagenden Wahrnehmungen Grund genug, sich selbst zu überzeugen, daß sie sich doch wohl geirrt habe in ihren zuweilen aufsteigenden Befürchtungen.

Ein Vorfall aber machte ihr zum ersten Male ernstlich Sorge und der Zufall wollte es, daß auch Doktor Störtebeker gleichzeitig wieder aufgeschreckt wurde. Es war nämlich am Abend eine Versammlung bei der ganz in der Nähe, an der schönen Aussicht wohnenden Frau Geheimrath Reckler, einer kinderlosen und ebenfalls sehr eifrigen, wohlthätigen Dame gewesen. Außer Fred und dem Doktor waren noch einige andere Herren, die als Schriftführer, sowie bei der Kasse und Vermögensverwaltung thätig waren, zugegen gewesen und es hatte sich zwischen den Hamburger Herren und Doktor Marschall ein gewisser Gegensatz gezeigt, dem die ganze Art nicht ganz zweckentsprechend schien, wie man die Mittel aufbrachte und namentlich wie man bei der Zuwendung von Unterstützungen verfuhr. Die Damen brachten nicht gern baare Opfer, sondern lieber solche an Zeit, von der sie ja ebenso reichlich hatten. Auch viele junge Mädchen wurden im weitern Bekanntenkreis geworben zum Anfertigen nicht nur der nöthigen Wäschestücke, sondern sogar von Handarbeiten, die dann erst an große Geschäfte für den guten Zweck verkauft wurden. Leider sehr billig, man bekam wenig mehr als die Auslagen.

Doktor Marschall drückte sich aber doch wohl nicht ganz passend aus, wenn er sagte, es sei doch nicht der Zweck, reiche Ladenbesitzer zu unterstützen, sondern arme Kranke. Man solle lieber Geld geben und die nöthigen

Arbeiten den genesenden Frauen und Mädchen zuweisen, damit sie nicht gleich wieder in die Fabriken oder zu noch schwererem Werke getrieben würden.

Bei der Hülfeleistung wollte man bewußt oder unbewußt durch die Wohlthat auch auf die Gesinnung der Leute wirken, man gab weniger da, wo es am nöthigsten war, sondern wo eine Aussicht vorhanden schien, auf das Gemüth der Beschenkten in einer bestimmten Richtung Einfluß gewinnen zu können. Man zögerte, bevor man gab, um sich vorher zu vergewissern. Die Bedrängten merkten das natürlich und eine Folge davon war, daß die niedriger veranlagten Naturen besser wegzukommen pflegten, weil es ihnen nicht darauf ankam, zu schmeicheln und eine Gemüthsverfassung zu heucheln, die der gütige Hörer oder die Hörerin zu erwarten schien. Hunger und Noth machen sehr hellhörig: Nach ein oder zwei Unterhaltungen wußten die Leute gewöhnlich sehr gut, was man von ihnen wollte. Es waren, wie gesagt, nicht gerade die besten, die auf diese Weise am besten fuhren und wenn Doktor Marschall auch nicht tief genug blickte, um diesen innern Zusammenhang klar zu durchschauen, so war er doch Arzt genug, um die Hülfe, die Arznei, die Unterstützung, kräftige Nahrung einfach immer da zu verlangen, wo sie nach Lage der Sache hingehörte. Nun hatte er ein gewisses Gewicht in diesen Versammlungen, denn er hatte Erfolg: Die Art der

Krankheit, die er vor sich hatte, war niemals zweifelhaft, er behandelte sie nach den ganz feststehenden Vorschriften des Berliner Meisters, ohne viel Anpassung an den einzelnen Fall, aber rasch, kräftig, rücksichtslos und das war wohl unter den Umständen das Richtige. Wenn er also in der Sitzung sagte: Für den und den Kranken muß das und das geschehen, sonst . . . so war es für die andern ziemlich schwierig, sich nicht zu fügen, daß sie aber nachgeben mußten, ärgerte die Hamburger Herren und die mangelnde Achtung vor ihrer Handarbeitsthätigkeit auch viele von den Damen.

An dem Abend nun hatte der Herr Geheimrath, der die Kasse führte, die Gelegenheit benutzt, dem jungen Berliner Herrn eine kleine, heilsame Lehre zu ertheilen. Er war gern etwas lehrhaft, der Herr Geheimrath. Der Doktor hatte für einen Schwerkranken, den er glücklich durch gebracht hatte und der schon auf dem Weg der Besserung war, beantragt, der Mann müsse aus seiner elenden Wohnung herausgenommen, auch nach und nach kräftiger genährt werden, wenn man einen Rückfall vermeiden wolle. Der Herr Geheimrath hatte gemeint, das wäre wohl nicht so eilig, als daß man nicht erst Erkundigungen einziehen könnte, was bisher, so lange es sich nur um die dringlich nöthige ärztliche Behandlung handelte, nicht geschehen wäre. Es sei sein Grundsatz und ein guter Grundsatz,

daß man nur den gänzlich mittellosen etwas schenken dürfe, jeden noch leistungsfähigen aber zur Bezahlung anhalten solle. Er wisse sich auch eins mit der Auffassung der übrigen Herrschaften, wenn er ausspräche, daß man immer mit den vorhandenen Mitteln rechnen und schon deshalb nicht nur nach dem Bedürfniß fragen, sondern auch darauf achten müsse, ob „der Betreffende“ auch würdig wäre, damit man nicht in die Lage käme, später einem, dessen „gute Gesinnung“ es viel mehr verdiente, das vorenthalten zu müssen, was man dem weniger würdigen gewährt habe. Und schließlich müsse auch gerade in der „Jetztzeit“ alles auf das Strengste vermieden werden, was den Unterstützten verleiten könnte, anzunehmen, man erfülle einfach eine Pflicht, die die Gesellschaft gegen ihn oder gegen sich selbst habe.

Es hatte sich ein regelrechtes Für und Wider entwickelt. Zunächst hatte Doktor Marschall sich nicht gleich gefügt, weil er sich ärgerte und es ihm darauf ankam, Recht zu behalten. Als er aber einen strahlenden, bewundernden Blick Katharinens aufgefangen hatte, war Ueberraschung und jähe Freude heiß in ihm aufgestiegen und er war mit einer Wärme für seinen Kranken eingetreten, über die er sich innerlich selbst wunderte, während er seine eignen Worte tönend durch das große Zimmer klingen hörte.

Die Herren fühlten, daß er Eindruck gemacht habe und daß sie nicht allzuschroff sein dürften. Der

Herr Geheimrath schlug „ein Kompromiß“ vor und es kam zu dem ganz ernsthaft behandelten Ergebniß, daß man sich möglichst schnell erkundigen und dem Manne dann sobald als thunlich Einiges an Stärkungsmitteln zunächst liefern wolle, aber nicht ganz umsonst, sondern zu irgend einem, wenn auch ganz geringfügigem Preise, der ihm außerdem vielleicht noch gestundet werden könne.

Doktor Marschall war, in seinem Berichte fortfahrend, achselzuckend zu dem nächsten Fall übergegangen. Das Schicksal des Mannes beunruhigte ihn ja auch wenig, begierig aber war er, zu erfahren, ob er Katharinens Blick richtig gelesen hatte . . .

Er hatte richtig gelesen. Auf dem Nachhausewege — Fred und der Doktor begleiteten die Damen — sagte sie ganz plötzlich, mit einer fast heftigen Bewegung sich zu ihm wendend: „Das war schön und edel von Ihnen, lieber Doktor, ich bin Ihnen geradezu dankbar“ . . . dann brach sie ab, denn ihre Tante hatte sich nach ihr umgedreht, die schon vorher in der Sitzung mit wachsender Beklemmung beobachtet hatte, wie unverwandt ihre Nichte an Marschalls Lippen hing. Katharine aber, die jetzt selbst erst das verfängliche „lieber Doktor“ hörte, das sie soeben gesprochen hatte, that treffsicher das richtige und fuhr fort: „auch meinem Vetter. Es war hübsch von Dir, Fred, daß Du nicht mit den andern gingst. Uebrigens schadet es nichts,

Doktor, daß Sie Ihren Willen nicht bekommen haben. Ihrem Kranken helfen wir und zwar sofort, nicht wahr Tantchen? Den Mann, den Sie vom Tode errettet haben, opfern wir nicht dem kleinlichen Beschluß von heut Nachmittag. Wir suchen ihn morgen auf, nachdem wir schon eine kleine Wohnung gemiethet haben und sorgen dafür, daß er so zu essen bekommt, wie Sie es vorschreiben. Die Wohnung besorgt Fred und geht dann mit uns hin, nicht wahr Tantchen, nicht wahr lieber Fred, Du thust es mir zu Gefallen?"

Frau Senator war zwar diesmal durchaus nicht beruhigt, aber sie hielt es doch für richtig, zu antworten: „Ich habe nichts dagegen, wenn Dein Vater damit einverstanden ist." Dann nahm sie ihres Sohnes Arm und man setzte den kurzen Weg nach Hause fort.

Sie fragte ihn, wie er jetzt mit seiner Cousine stünde, sie hörte gern von ihm, daß sie viel netter gegen ihn wäre, als früher, aber, aber — dazwischen hörte sie hinter sich immer eifrig geflüsterte Unterhaltung. Ihre Nichte sprach warm, erregt und viel leiser, als es wohl geschehen wäre, wenn sie eine erwachende Liebe zu dem kurz vor ihr schreitenden Herrn Frederik Vermeulen im Herzen getragen hätte. Frau Senator würde noch beunruhigter gewesen sein, wenn sie wahrgenommen hätte, was Doktor Störtebeker beobachtete, der, aus einem dunkleren Seitenwege daher kommend, wenige Schritte vor sich die jungen Leute unter der

strahlenden Gaslaterne, die an der Ecke stand, an sich vorüber gehen sah, ohne daß sie ihn bemerkten. Katharine hing an Marschalls Arm. Der Ausdruck, mit dem das kluge, wunderschöne Gesicht seines Lieblings zu den braunen Augen des Doktors aufblickte, that ihm in der Seele weh. Lautlos stand er da, ohne Bewegung, wie eingewurzelt. Endlich murmelte er dumpf und grimmig: „Lucrezias Tochter und dieser Patentfatzke — —." Der alte Herr hatte einen wichtigen Gang vorgehabt, jetzt drehte er auf dem Absatz um und ging schweren Schrittes wieder nach Hause. Das Gesicht dieses Menschen, der sich mit der Linken den braunen Schnurrbart strich, während er sich leicht zu der jungen Dame an seiner Seite bog, sein eitles Lächeln, das so deutlich verrieth, er habe soeben selbst eine Entdeckung gemacht, die er zu benutzen wissen würde, jagte den alten Doktor auf, wenn er im Stuhle saß und ließ ihn nicht Ruhe finden auf seinem Lager. Zähneknirschend nannte er sich einen alten Thoren, der seine Pflicht versäumt, trotzdem er die Gefahr ahnt.

Am andern Morgen ganz früh klopfte er Herrn Frederik Vermeulen aus den Federn, nahm ihn über den gestrigen Abend ins Verhör, nachdem er ihn zu unbedingter Verschwiegenheit gegen Jedermann verpflichtet hatte und war schon bei seinem Freunde von Spreckelsen eine Stunde bevor der zur Stadt fuhr.

Herr von Spreckelsen war sehr überrascht, als er, noch im Ankleiden begriffen, die Meldung empfing, Doktor Störtebeker erwarte ihn im Arbeitszimmer. Er beeilte sich hinunter zu kommen und fand den alten Freund rastlos und erregt mit weiten Schritten in dem großen Zimmer auf und ab gehend.

„Na nu, was ist denn los?“ fragte er.

„Ich komme mit einer Warnung. Ich hätte früher kommen sollen. Hoffentlich ist es nicht zu spät. Es handelt sich um Ihre Tochter“, antwortete der Arzt kurz, fast rauh.

„Um meine Tochter?“ fragte der Kaufherr. Er war graubleich geworden, eine tiefe Falte zeigte sich zwischen den Augenbrauen. Ein grimmiger Zug trat starr in seine Züge. Der Doktor sah die Veränderung. Er erschrak vor dem Ausdruck und dabei fiel ihm auf, wie doch dieser alte Mann da, der ihn jetzt scheinbar ganz ruhig mit einer Handbewegung zum Sitzen einlud, in diesem Augenblick seiner schönen Tochter ähnlich sah. „Ich bitte“, sagte von Spreckelsen.

Doktor Störtebeker begann rasch die Befürchtungen zu entwickeln, die er hegte, führte die Wahrnehmungen an, die er gemacht hatte. Er sprach hastig und wurde immer eifriger, erregter in seinem Vortrage, je deutlicher er sich dabei wieder die Möglichkeit ausmalte, daß es sich wirklich so verhalte, wie er fürchtete.

Der Ausdruck in des Kaufherrn Zügen, der ihn

von Zeit zu Zeit durch kurze Fragen unterbrach, die ihm eine thatsächliche Beobachtung, oder eine Schlußfolgerung des Doktors deutlicher machen sollten, wurde zu seiner Ueberraschung während seiner Erzählung immer ruhiger. Die Stirn glättete sich und schließlich lag es fast wie ein Lächeln in den Augenwinkeln.

„Sie hatten mich erschreckt, alter Freund, die Gefahr aber überschätzen Sie augenscheinlich. Der Herr mag immerhin meiner Tochter flüchtiges Interesse erregt haben, er ist eben etwas anders als die andern jungen Herren, denen Sie bisher begegnet ist. Daß er ihr aber im Ernst gefährlich werden könnte, daß sie auf den Gedanken kommen könnte, diesen Herrn Niemand zu heirathen, ist ganz ausgeschlossen. Da kennen Sie ihren Stolz viel zu wenig."

„Sie gaben mir aber neulich selber zu, daß Katharine vermuthlich auf die Hamburger Herren ihrer Bekanntschaft herabsehe."

„Meine Tochter übersieht wahrscheinlich ihre Freundinnen und hält vermuthlich sogar die Herren ihrer bisherigen Bekanntschaft für ganz untergeordnete Köpfe," antwortete Herr von Spreckelsen, indem sich sein Mund leise etwas zusammenzog. „Meine Tochter wird aber niemals ernstlich an eine Ehe auch nur denken, über die eben diese jungen Damen und eben diese jungen Herren lächeln würden. Ich glaube wir können ganz ruhig sein."

„Das ist nicht meine Meinung“ rief Doktor Störtebeker aufspringend, „die Anlage zu solcher Auffassung liegt in ihr, zweifellos, sie würde so denken, wenn sie so alt wäre, wie Sie. Hören Sie mich ruhig an. Ich werde mir erlauben, ganz offen zu sprechen, nicht als ob es sich um Ihre Tochter handelte. Setzen Sie ihren Stolz bei Seite. Ich spreche als Arzt, als Physiolog. Ich bin kein Cyniker, am allerwenigsten, wenn ich von Ihrer Tochter rede. Sie haben mich nicht ganz verstanden. Ich glaube nicht, daß Katharine den Menschen wirklich lieben wird mit einer großen, ihr Leben ausfüllenden Liebe. Wäre das meine Sorge und wüßte ich, daß er ihrer Neigung werth wäre, so würden Sie mich nicht in Angst hier sehen. Daß die letzte Tochter derer Morosini und von Spreckelsen einen Mann heirathete ohne Namen und ohne Geld, das würde mich nicht aufregen, wenn er ihr nur als Mensch ebenbürtig wäre, darin bleibe ich Plebejer, aber ich sehe ihr Unglück. Ich habe mich nach dem Mann erkundigt bei Leuten, die ihn und den Kreis seines Geheimraths genügend kennen. Er stammt aus einer mäßig begüterten Familie Berlins, die bis zur Erschöpfung schwere Opfer hat bringen müssen, um diesen einzigen Sohn, Töchter sind vier vorhanden, durch das Mittel einer wissenschaftlichen Laufbahn in die sogenannten höheren Kreise hinauf zu schieben. Er ist so ein seichter Streber der allerneuesten Abart. Von Jugend

auf hat man ihm vorgesagt, daß die gesammte Familie sich für ihn aufopfert in der festen Erwartung, daß er Erfolg, großen Erfolg, natürlich materiellen Erfolg haben und es verstehen werde, die Kapitalanlage zu einer außerordentlich nutzbringenden zu machen. Er ist Corpsier, wie sie jetzt sagen, er ist Reserveoffizier, er weiß es, daß das, sein Doktor und die Thatsache, daß er ein ungewöhnlich schöner Mann ist, die Trümpfe sind in der Karte, die man ihm in die Hand gegeben hat für den Skat des Lebens, und daß er damit „Carriere" machen muß. Er hält auf gesellschaftlich tadellosen Ruf, wozu bekanntlich weder Reinheit der Sitten noch des Karakters nöthig ist. Auf seine Wissenschaft wird er sich nicht verlassen aus guten Gründen, er wird sein Brett an der Stelle bohren, wo es am dünnsten ist. Deßhalb ist er hier in Hamburg. Um solche Bekanntschaften wie die Ihres Neffen Fred zu erlangen, studirt so was bei den Bonner Hanseaten und giebt in einem Semester soviel Geld aus, daß die ganze Familie fünf Jahre davon leben könnte. Sie sagen, er könne Ihrer Tochter nicht im Ernst gefährlich werden. Das kann er doch, ihr Unglück kann er werden.

Ich rede als Arzt, wiederhole ich, als einer der die seelischen Wirkungen kennt, die gewisse körperliche Ursachen naturnothwendiger Weise haben. Bei Jedem und Jeder. Ihrer Tochter Zusammentreffen mit ihm

fällt in die Zeit, wo das junge, leidenschaftlich angelegte, unfertige Mädchen sich ganz ungewöhnlich schnell und kräftig, fast gewaltsam zum Weibe entwickelt hat. Das vergessen Sie. Die Begleiterscheinungen des körperlichen Ueberganges, die Unruhe, das triebartige Sehnen nach etwas Unbekanntem, nur Geahntem, wird sie irrthümlicher Weise auf den Mann beziehen, der durch sein Aeußeres auf die Künstlerin in ihr, auf ihren Schönheitssinn wirkt und in Bezug auf Kopf und Karakter wenigstens mehr zu sein scheint, als die Dutzendwaare, die bisher um sie herum gestanden hat. Und dann — — er ist als Arzt und Mensch höchst wahrscheinlich dumm, aber pfiffig ist die Sorte immer. Der Kerl kennt seinen Vortheil schon und es ist Gefahr im Verzuge, sage ich Ihnen."

Von Spreckelsens Gesicht verfinsterte sich wieder bei diesem Ausfall seines Freundes. „Was meint meine Schwester. Es wäre wichtig, zu wissen, ob sie irgend welche Wahrnehmungen gemacht hat, die die Ihrigen bestätigen," sagte er.

„Ich habe noch nicht mit ihr darüber gesprochen," erwiderte Doktor Störtebeker „leise Andeutungen hat sie nicht verstanden. Ich glaubte, ich dürfte auf bloße Vermuthung hin nicht weiter gehen. Sie sind ja jetzt noch geneigt, von der Höhe Ihres Familienstolzes herab meine Sorge zu belächeln, aber im Interesse Ihres

Kindes bitte ich jetzt dringend, Frau Senator zu unsrer Besprechung zuzuziehen.“

Herr von Spreckelsen erhob sich. „Ich werde selbst gehen sie zu holen, entschuldigen Sie mich wenige Augenblicke.“

Katharine wunderte sich. Sie hatte den alten Freund des Hauses von ihren Fenstern aus durch den Garten gehen sehen, finster, ohne aufzublicken. Sie hatte dann von den Dienstboten gehört, daß er nur nach ihrem Vater gefragt habe und ihn in dessen Arbeitszimmer erwarte. Das war ihr aufgefallen. Wenn er sonst einmal so früh kam, ohne daß Jemand krank war, so hatte er einfach mit am Frühstückstisch gesessen, auch wenn er nicht daran Theil nehmen wollte. Auch ihre Tante fand sie nicht im Eßzimmer, als sie sich angekleidet hatte und hinunter gegangen war. Sonderbar. — — —

Endlich hörte sie Thüren gehen, endlich. Sie hatte über eine halbe Stunde gewartet. Der Vater kam mit Tante Susanne allein, Doktor Störtebeker war vom Oktogon aus gleich durch den Garten gegangen. Während sie den beiden entgegeneilte, um ihnen guten Morgen zu wünschen, hörte sie das eiserne Thor klirren.

„Guten Morgen, Papa, guten Morgen, Tante, Doktor Störtebeker ist dagewesen? Ist er denn weg, was wollte er denn?“

Ihr Vater erwiderte ihren Morgengruß etwas flüchtig, schien ihr und er hatte sie mit einem eigenthümlich forschenden Blick angesehen, oder war ihr das nur so vorgekommen?

„Doktor Störtebeker,“ sagte die Tante, „hat von Fred heute Morgen zufällig gehört, daß wir mit der Absicht umgingen, einen Kranken im Langen Gang persönlich aufzusuchen. Doktor Störtebeker hatte schwere Bedenken. Die Seuche soll an Bösartigkeit zunehmen, die Ansteckungsgefahr ist groß.“

„Ach“ rief Katharine bedauernd, „so giebst Du wohl auch Deine Erlaubniß nicht zu unserm Plan, Papa? Doktor Störtebeker wird aus Sorge übertreiben.“

„Wohl nicht“, antwortete Herr von Spreckelsen, aber ich bin dennoch einverstanden damit, daß dies einmal in Aussicht genommene Unternehmen unter sorgfältigster Beobachtung aller Vorsichtsmaßregeln, die wir mit dem alten Freund besprochen haben, ausgeführt wird. Schon Doktor Marschalls wegen. Solche aus den niederen Schichten stammende junge Leute sind leicht geneigt, die Beweggründe der Höherstehenden zu verkennen. Dieser junge Anfänger sieht zufällig und natürlich nur ganz vorübergehend einmal in unsere Kreise hinein. Ich möchte nicht, daß er unsere pflichtgemäße Vorsicht, unsere Sorge für Deine Gesundheit und Dein Wohlergehen etwa für kleinliche

Feigheit an Dir oder an uns halten könnte. Also den Besuch macht nur ruhig — ohne unnöthigen Aufenthalt, nicht wahr Susanne?“ fügte er, zu seiner Schwester gewendet, hinzu — „aber es muß bei diesem einen Mal bleiben. Es ist ganz zwecklos, daß Du Dich unnöthig aussetzest, Du erfüllst damit weder eine Pflicht, noch stiftest Du einen Nutzen dadurch, der sonst nicht erreichbar wäre. Bei den Aerzten, deren Beruf das mit sich bringt, ist es etwas anderes, namentlich bei den jungen herberufenen Aerzten, die ja eigens dazu in Dienst genommen sind und dafür bezahlt werden.“

„Du hast ganz Recht“, ergänzte Frau Senator, „ich werde Katharinen auch nicht mehr mit in die Ausschußsitzungen nehmen. Es ist doch bedenklich, daß sie unmittelbar mit denen in Berührung kommt, die mit den Kranken verkehren; was mich persönlich betrifft, so verspreche ich Dir, peinlich darauf zu achten, daß ich nicht etwa den Ansteckungsstoff in Dein Haus trage.“

„Das genügt vorläufig; wenn aber Doktor Störtebeker wirklich darin Recht hat, daß die bösartige Seuche selbst nach unserem Viertel vorschreitet, so wird es doch wohl besser sein, wenn Du mit Katharinen Hamburg verläßt. Ihr könnt Euch das ja gemeinschaftlich überlegen. Für den Rest der heißen Zeit vielleicht nach Ostende oder Scheveningen und später nach dem Süden.“

„Ach, Ihr seht ja Alles mit einem Male viel zu schwarz", rief Katharine, „zum Davonlaufen wird es doch nicht gleich sein."

„Ich bin besorgt", antwortete ihr Vater, und wieder schien ihr, als läge in Ton und Ausdruck etwas nicht ausgesprochenes. Sie wollte noch etwas sagen, aber ihr Vater hatte es eilig. Es war auch in der That die höchste Zeit, er hatte nur noch wenige Minuten, um sein Boot rechtzeitig zu erreichen.

Gleich darauf zog sich auch Tante Susanne unter einem wirthschaftlichen Vorwande zurück. Katharine stieg nachdenklich in ihr Zimmer hinauf.

Eine leise, dumpfe Unruhe bemächtigte sich ihrer. Sie nahm ein Buch und versuchte zu lesen. Es war ein kürzlich erschienener Roman, den man ihr geschenkt hatte. Er langweilte sie. Bald sank die Hand mit dem Buche in den Schooß und das schöne Haupt zurück an die Lehne. Träumend, sinnend schaute sie zu dem offenen Fenster hinaus in die grünen Baumkronen, durch die die leicht gekräuselten Wellen des Feenteiches hindurch blitzten.

Die Vorfälle des Morgens beschäftigten sie. Sie hatte das undeutliche Gefühl, daß irgend etwas geschehen sei, was sich ihrer Kenntniß entzog; was war es nur? Diese plötzliche Sorge um ihre Gesundheit kam überraschend, nicht die leiseste Andeutung war bisher gefallen. Wollte man sie nur aus Hamburg

entfernen? Weshalb? Da klang plötzlich der Ton ihr wieder ins Ohr, in dem ihr Vater so absprechend über Doktor Marschall gesprochen hatte. Ein jäher Verdacht stieg in ihr auf. Sollte man glauben, daß .... Ja, fühlte sie denn für den schönen Mann etwas mehr, als .... Im nächsten Augenblick schoß jähe Röthe ihr zur Stirn, blitzschnell hatte sie lange Gedankenreihen zu Ende gedacht und vor ihrem Geist stand heiß, lebendig, in greifbarer Lebenswahrheit ein Bild: Sie war Doktor Marschalls Frau. Er war ein weit berühmter, großer Arzt. Sie führte ein Haus allerersten Ranges, in dem die Spitzen des Reichthums, der Wissenschaft und der Kunst sich das Stelldichein gaben. Wie die kleinen, gewöhnlichen Frauen, ihre früheren Freundinnen an der Seite ihrer gut lebenden und gut rechnenden Ehegenossen sie beneideten um ihren bedeutenden und schönen Gatten. Und wie die Männer, die schon zu ihm aufsahen als einen Führer in seiner Wissenschaft und in seinem Beruf, ihr mit jedem bewundernden Blicke zu verstehen gaben, daß es fast zuviel des Glückes für ihn den Sterblichen scheine, daß er dazu auch noch eine solche Frau, sie besitze.

Während sie so dalag für einige Minuten, strömte sonderbares Behagen ihr durch die Nerven. Sie dachte nicht blaß, nicht wie alle Welt in Zahlen oder in Begriffen, sie dachte, wie die großen Künstler, wie die Dichter denken, in einer ununterbrochenen, blitzschnell

vorüberziehenden Reihe von Bildern, von denen doch jedes bis in die letzte Einzelheit so deutlich war, daß sie bangte und hoffte, daß sie litt und genoß in jähem Wechsel, daß sie erlebte, was sie sah.

Und von dem Mann hatte ihr Vater wie von einem, der nicht zu ihnen gehörte, wie von einem tiefer stehenden, wie von einem gesprochen, der nicht in Frage kommen könnte, der nichts bedeute für die bevorzugten Kreise der von Spreckelsen und ihres Gleichen. Komisch! Wie sich wohl die Biedermänner und die Söhne von ihres Herrn Vaters Freunden geduldet vorkommen würden in dem Heim, an dessen Spitze sie mit ihm stünde.

Dann aber lachte sie über sich selbst, über die Schaffenskraft ihrer Phantasie. Wie kam sie nur auf diesen Gedankengang? Konnte sie denn wirklich schon den Mann nicht mehr los werden aus ihrer Seele? Und Doktor Marschall? Wie wohl Doktor Marschall von ihr dachte? Allerdings wohl anders, als in den ersten Wochen ihrer Bekanntschaft, ganz anders. Sicher, gestern Abend war er sogar. . . .

Plötzlich übermannte sie der Aerger. Sie sprang auf und zornig mit dem Fuße stampfend, schalt sie sich thöricht, einfältig, lächerlich. Sie nahm sich kräftig vor, sie versprach es sich, an diesen ganzen Unsinn nicht mehr zu denken.

Sie ging nach dem Bibliothekzimmer, um sich

ernstem, wissenschaftlichem Lesen zu widmen, das sie immer am sichersten vollständig fesselte.

Sie las seit einiger Zeit Darwin: „Ueber die Entstehung der Arten oder die Erhaltung bevorzugter Rassen im Lebenskampf."

Die Lehre des Britten gefiel ihr, hatte ihr schon immer gefallen. Der Mann war Aristokrat wie sie: Die Herrschaft der Besten und ihre Dauer predigt er.

Die bevorzugten Rassen, die in ihr selbst waren, die eigenen Ahnen tauchten vor ihr auf. Ihres Vaters Stamm, emsig im Erwerb, zäh im Festhalten seines Besitzes, wie er mit seines Gleichen zu gemeinsamem Vortheil die Andern zügelte und auf der anderen Seite von ähnlicher, aber doch viel höherer Art, größer und herrlicher in langer Reihe ihre mütterlichen Vorfahren, die venetianischen Nobili, die Damen der großen Welt vergangener Jahrhunderte, voller Kunst, voller Wissenschaft, voll eisernen Herrscherwillens.

Wie sie dahinschritten auf den Höhen der Menschheit — die Hunderttausende der Niederen, nur ihrer Füße Sockel!

Doktor Störtebeker war neulich nicht gut auf sie zu sprechen gewesen. Ungefähr so hatte er auch schon früher immer geurtheilt. Hätte er Recht?

In ihrer Mutter Vaterstadt stand sie im Geiste, vor den Marmorstufen der Riesentreppe, auf denen das Haupt des großen Marino Falieri fiel, des greisen

Fürsten der Republik, der die Unterdrückten von ihren Peinigern, ob sie schon seines Gleichen waren, hatte befreien wollen. „Die da oben", die ihn gewählt hatten, daß er in ihrem Auftrag, in ihrem Sinne und zu ihrem Vortheil regiere und die er hatte verrathen wollen, verstanden es, sich gegen Abtrünnige zu schützen. Sie hatten ihn gerichtet. Sie sah den Jüngsten vom Rath zwischen den beiden rothen Säulen das blutige Schwert schwingen und hörte die metallene Siegerstimme über den Platz hin verkünden: „Gerechtigkeit ist geschehen!"

Sie empfand ein künstlerisches Behagen an der stilvollen Größe dieses grausigen Hohns.

Und durch die Quadern das Palastes sah sie die Drei sitzen, die Niegenannten, die fürchterlichen Drei zwischen blitzenden Säulen aus seltenem Marmor, in Gold und Pracht: Die glänzenden Wände leuchten von den herrlichen Werken aus Tizians und Tintorettos unsterblichem Pinsel und sie berathen kalt rechnend die blutigen Mittel, mit denen man den lähmendsten Schrecken erzeugt, das Grausen, das versteinert, daß auch der verwegenste Verschwörer fürder nicht wage, des Staates Wohlfahrt anzutasten.

Allerdings, unter Wohlfahrt des Staates verstanden sie ihrer Herrschaft und ihres unermeßlichen Besitzes Sicherheit. Darin hatte der alte Doktor Recht mit seinem Spott. Das war aber doch in der Ord-

nung, sie waren die Herren. Daß sie herrschten, beweist, daß sie zu herrschen verdienten, sagt Darwin. Sie hatten sich damals ihre Herrschaft gerettet und sie befestigt für Jahrhunderte. Das hatte Blut gekostet, gewiß, aber ist je eine Dynastie gegründet, je ein Staat gebildet worden ohne Blut? Und sie gaben das Blut erfolgreich aus im Dogenpalast. Die Rathskammern, die Gerichtszimmer und die Prunksäle standen auf gutem Grund: Nur durch den Fußboden von ihnen getrennt lagen sie, die Gefährlichen und Verdächtigen in den dumpfen, lichtlosen Zellen, die eigentlich nur Nischen in den klafterdicken Mauern waren. Mit grünblassen Gesichtern, die Knochen gebrochen und die Glieder zerfleischt beim Verhör, bis ihnen endlich die mitleidige Garotte das Genick brach und der Canal ihre Leichen aufnahm.

Das Mittel half aber: Venedig war schön und groß. Hier draußen schien die Sonne warm auf den Markusplatz und im goldenen Lichte lebte, lachte, liebte und schacherte das Volk. Jawohl! Sie verstanden zu herrschen und sie haben geherrscht ein Jahrtausend lang; sie hatten Recht. Die Niedrigen sind dazu da, verbraucht zu werden zu Gunsten der Bevorzugten.

Zuletzt waren die Herrlichen ja aber doch untergegangen, der Handel war der Meereskönigin aus den Händen geglitten, der Reichthum geschwunden und die Macht.

Am Genueser und am Korsen ging alle Kunst, ging alle Wissenschaft, ging alle Herrlichkeit Venedigs zu Grunde. Die revolutiongebornen gallischen Heere des genialen Plebejers zertraten, was noch übrig geblieben war: Der letzte Doge weinte um die verloren gegangene Freiheit, die Geschlechter verarmten und sanken. Also waren sie doch nicht die Besten! Wer aber? Was war denn von unten emporgestiegen aus den Elenden und Bedrückten?

Gedanken, Gedanken von riesiger Kraft. Ein Gehirn gebar die Entdeckung Amerikas, ein deutscher Kopf erfand die Buchdruckerkunst. Und die Welt verwandelte sich. Plötzlich hob sich der Grund, auf dem die Paläste standen, und im Beben der Erde stürzten die goldenen Stühle und die Throne. Und was man groß, herrlich und gottverordnet genannt hatte, noch in der Nacht, hieß am andern Morgen grausame Willkür und blutiger Eigennutz.

War denn der Korse anders? Ein mittelalterlicher Italiener aus dem großen Jahrhundert war er, wie je einer. Seine eiserne Faust zwang den Sturm der Elemente und leitete ihn zum eigenen Vortheil; die Welt war nur für ihn da. Die Menschen verachtete er und trat auf sie. Er war die Genie gewordene Selbstsucht. Und war er nicht gerade darum groß? — — Aber auch er fiel.

Wo sind die Sieger, die dauern? Hamburg?

Hier stand die alte Ordnung noch. Waren die Träger der Herrschaft hier besser als die Geschlechter aus Venedigs goldenem Buch?

Sie lachte plötzlich auf, so laut, daß sie sich selbst aus ihren Träumen weckte. Die Gestalten aus dem Palazzo ducale und die jungen Herren ihrer Bekanntschaft standen vor ihrem Geist nebeneinander. Ein possenhaft Bild von greifbarer Lächerlichkeit diese lange Reihe Hamburgischer Nobili. Und das sieht verächtlich herab auf einen kraftvoll schönen Mann, wie Doktor Marschall, neben dem Keiner aufkommt, auf diesen Mann der Wissenschaft und der Arbeit, den muthigen Kämpfer für die leidende Menschheit?

In der nächsten Sekunde stieg ihr eine jähe Blutwelle zu Kopf: Da war sie ja wieder bei Doktor Marschall!

Sie sah nach der Uhr. Angst überfiel sie: Wenige Minuten waren verflossen seit sie in die Bibliothek gekommen war und das Buch da ergriffen hatte. Während sie die Stelle noch suchte, wo sie sich im Lesen unterbrochen hatte, waren ihr die Gedanken gekommen ohne Ende, rastlos, und der durch die Jahrhunderte reichende Kreis der in ihrem Geiste aufblitzenden Bilder hatte sie jetzt schon wieder zurück geführt zu dem Mann, an den sie nicht denken wollte, nicht wollte ....

Mit eigenartig gemischten Gefühlen saß sie am

späten Nachmittag neben ihrer Tante im Wagen, ihrem Vetter Fred gegenüber, der auf dem Rücksitz Platz genommen hatte. Neben Fred saß Doktor Marschall.

Sie hatte dagegen gekämpft und dennoch hatte sich ihre Seele immer und immer, fast unaufhörlich, nur durch kurze Pausen unterbrochen, mit ihm beschäftigt.

Sie sah ihn anders an, als noch gestern, sie scheute sich vor der Gewalt, die er schon über sie hatte. Und doch, daß er diesen beherrschenden Einfluß auf sie ausübte, gereichte ihm erst recht zum Vortheil bei ihr. Es war ihr, als sei er größer als sie, als müsse sie aufsehen zu ihm . . Wie er abstach von dem neben ihm Sitzenden, von der engbrüstigen Gestalt ihres Vetters mit den weißgelben Augenbrauen und den Fischaugen darunter.

Diese tadellose Null schien verändert heute. Es kam ihr vor, als ob auch er leise, hochmüthige Regungen hätte gegen den Doktor.

Desto liebenswürdiger behandelte *sie* ihn. Ein Trotz kam über sie. Sie drehte das Verhältniß um. Sie sprach zu ihm mit ausgezeichneter Hochachtung, auffällig bescheiden, und behandelte dagegen den Vetter als etwas beiläufiges. Da merkte sie, wie Fred die Augenbrauen, die er eigentlich gar nicht hatte, in die Höhe zog und wie er Blicke tauschte mit seiner Mutter.

Es war, als ob er Bezug nähme auf etwas zwischen ihnen Besprochenes, ihnen beiden Bekanntes. Was war das? Es bestand eine Absicht, eine gemeinschaftliche Absicht gegen den Doktor, ihr Verdacht von heute Morgen verstärkte sich. Sie beschloß Acht zu geben auf weitere Zeichen.

Doktor Marschall war ganz unbefangen, in bester Laune, heiter, ein schönerer und sogar ein besserer Mann als je. Es war ein stolzes Gefühl, das durch seine Brust zog: Dieses wunderschöne, reiche, in jeder Beziehung hervorragende Mädchen würde er vielleicht sein nennen können. Bei der Neuheit des Gefühls war es ihm, als ob dieses Glück ihn zu höherem verpflichte, als er bisher geleistet hatte und gewesen war. Ein Gelübde lag in seiner Stimmung, er sprach in einem anderen, wärmeren Ton, als gewöhnlich, er war heute etwas mehr als Salonmensch, Corpsstudent und Reserveoffizier.

Das fiel sogar Fred, namentlich aber Frau Senator auf. Ihre Stimme klang etwas gereizt. Sie brachte die Unterhaltung auf Personen und Dinge, die dem fremden jungen Arzt ganz fern liegen mußten, wobei er gar nicht mitreden konnte. Aber Katharine zog sich sofort aus diesem Gespräch zurück und widmete sich ausschließlich dem Doktor, ihn nach seinen Kranken, nach seinen Erfolgen fragend und beantwortete unmittelbare Fragen ihrer Tante nur ganz kurz, zur

Seite. Es entstand eine gewisse Spannung zwischen den beiden Seiten des Wagens, und wenn auch noch nicht ganz deutlich bewußt, ein Gefühl des Zusammengehörens zwischen Katharinen und dem vor ihr sitzenden Doktor Marschall. Und keiner von den vier Menschen hatte einen Blick für das herrliche landschaftliche Bild. In sehr schnellem Trabe fuhr der Kutscher jetzt an der Alster entlang, an der Lombardbrücke vorüber, die heckenartig verschnittene Allee zur Linken lassend und bog dann über die Resendammsbrücke in den Neuenwall ein. Am Heuberg hielt er. Er hatte schon zu Hause den Befehl erhalten, hier zu warten. Vom Diener gefolgt, der mehrere Packete trug, schritten die Damen hinter den Herren durch den schmutzigen Endzipfel der Neustädter Fuhlentwiete, der auf den Fleetzug treffend, sich im Winkel nach rechts biegt.

Es war Ebbe. Aus dem metertiefen Schlamm zog feuchtwarmer, übelriechender Dunst herauf. Je weiter sie in das Gewirr von Gassen und Gäßchen eindrangen, desto schlimmer wurde es. Jetzt waren sie schon im Langengang. Katharinen stockte unwillkürlich der Fuß, die Luft war entsetzlich.

Wenn sie die Arme ausstreckte, konnte sie auf beiden Seiten die Wände der baufälligen alten Häuser berühren, die so hoch waren, daß niemals ein Sonnenstrahl eindringen konnte: Es war kein Gang, kein Gäßchen, es war eine gekrümmte, lichtlose, dumpfige, stinkende Schlucht.

Zerlumpte, abgerissene Kinder standen in den schiefen Thüren. Hier und da erschienen die blassen Gesichter Erwachsener hinter den halb blinden, kleinen Fensterscheiben. Daß es Herrschaften waren, die Unterstützung brachten, sahen sie wohl, trotzdem aber waren die Blicke eher feindselig und drohend, als demüthig und dankbar. Nur zuweilen, wenn man den voranschreitenden Doktor erkannte, erklang ein freundlich grüßendes Wort. Katharine, die ihm unmittelbar folgte, fand es ganz in der Ordnung, daß das Gefühl dieser Männer und Weiber den richtigen Unterschied machte zwischen ihm und ihnen. War er nicht der Heiland und Helfer der Unglücklichen und sie nur Neugierige, Ueberflüssige?

Doktor Marschall wandte sich kurz: „Hier sind wir schon zur Stelle. Unser Mann wohnt im dritten Stock. Ich bitte mir dicht zu folgen. Gehen Sie vorsichtig und gebückt.“ Die anderen schlossen sich enger an einander und traten der Reihe nach über die morsche Schwelle. Die Diele war dunkel. Eine Luft schlug den Eintretenden entgegen, die den Damen fast den Athem nahm. Im dunklen Hintergrunde sah man undeutlich eine schmale, leiterartige Treppe zu den höheren Stockwerken führen.

Eben öffnete sich rechts eine Thür: Ein abgemagertes, ganz junges Mädchen von sechzehn oder siebenzehn Jahren mit wirrem, flachsgelbem Haar,

einen merkwürdig flackernden Blick in den Augen, trat halb heraus.

„Lieber Herr Doktor, sind Sie es?" fragte sie. Da bemerkte Sie die feinen Damen und wollte sich schnell zurückziehen, wohl plötzlich des schmutzigen Hemdes und des zerfranzten Unterrockes gedenkend, die ihre ganze Kleidung waren. Der Doktor hatte sie aber gehört.

„Na, wie gehts dem Bruder? fragte er zurück.

„Ach Herr Doktor, es geht wieder schlechter, wenn Sie doch so gut wären . . . ."

„Jawohl, jawohl, ich komme gleich." Die Thür schloß sich.

„Trauriger Fall," sagte Doktor Marschall zu Katharinen, „aber nehmen Sie doch meine Hand, Sie fallen sonst die elende Treppe hinunter", damit faßte er einen an der Wand hinaufführenden Strick und reichte die freie Rechte halb hinter sich, um der jungen Dame eine zuverlässige Stütze zu bieten. „Die Eltern und ein größerer Bruder sind in diesen Wochen gestorben, sie blieb allein übrig mit dem sechsjährigen Jungen. Er wird ihr eine große Last sein im Leben. Dabei hat sie eine Angst, ihn auch noch zu verlieren, die man kaum begreift. Ich habe selten eine Geschwisterliebe von dieser Stärke gesehen. Allerdings, ihr Erbe wird auch nicht schmäler werden, wenn er am Leben bleibt", fügte er hinzu mit einem Versuch zu scherzen.

Sie stiegen weiter. Endlich machte der Doktor halt an einer niedrigen Thür. Auf sein Klopfen erscholl ein undeutliches „Herein“ von drinnen. Er öffnete und trat ein, dicht gefolgt von Katharinen, Frau Senator und Fred zögerten einen Augenblick. Die Luft war unmenschlich. Auch der Diener schien sie nicht aushalten zu können. Frau Senator war eigentlich empört. Das hätte der Doktor wissen müssen, daß man Damen nicht mit in diese Spelunke nehmen könnte. Sie war gewiß hilfsbereit und opferfreudig, aber selbst hierher zu kommen, war doch ganz nutzlos und überflüssig. Nun, es mußte überwunden werden.

Es war wenig Licht in dem engen Raume. Ein wacklicher Tisch stand in der Mitte; ein Stuhl davor. Im Winkel auf dem Boden lag ein Haufen Betten oder Lumpen. Man konnte es nicht deutlich sehen. Zwei Stimmen sprachen aus dem Halbdunkel heraus zu dem Arzt, der sich aber nicht aufhalten ließ.

„Na, es geht also etwas besser“ sagte er, „ich komme gleich wieder. Jetzt wollen wir nur einmal nach Claasen sehen, wie geht es dem, wo ist er denn?“

„Ach, dem geht es ja wohl ganz gut, nur müde ist er immer, er ist in seiner Kammer drin.“

Der Doktor schritt vor und öffnete eine Thür, die ihm nicht viel höher, als bis an den Ellbogen reichte.

„Bleiben die Damen hier,“ sagte er, damit ver-

schwand er in dem schwarzen Loch. Die beiden Damen blieben am Eingang stehen und bückten sich, um hinein zu sehen. Fred stand hinter ihnen. Es schienen drei oder vier Stufen hinab zu führen, man sah den Doktor in undeutlichen Umrissen, wie er dicht hinter der Thür stehen blieb. Er mußte seine Augen wohl erst einigermaßen an das Dunkel gewöhnen.

„Nun Claasen, wie gehts Ihnen denn?“ hörten sie ihn fragen.

„Ach Gott, Sie sind es Herr Doktor. Es geht ja wohl schon ganz gut. Mir ist nur immer so dumm im Kopfe. Ich möchte immer schlafen. Und nachher kann ich doch nicht.“

„Mein Gott, warum macht denn der Mann auch nicht ein Fenster auf,“ sagte Frau Senator, „das ist ja doch geradezu unvernünftig“.

„Dieser Wohnraum hat kein Fenster, Frau Senator. Ich stellte meinen Antrag gestern Abend nicht ganz überflüssiger Weise, wie Sie sehen. Es sind hier Herrschaften mit gekommen, Claasen, denen ich von Ihnen erzählt habe. Sie wollen dafür sorgen, daß Sie ordentlich gesund werden. Da sind gute Sachen zu essen und zu trinken, damit Sie wieder zu Kräften kommen. Sie sollen auch eine hübsche Kammer kriegen; hier in der Nähe, aber mit Licht und Luft. Wo hast Du doch gemiethet, Lord?“

„In der Neustädter Fuhlentwiete, nicht wahr, Johann? Johann hat es besorgt."

„Na, dann könnte er ja Claasen hinüber führen und die für ihn bestimmten Sachen gleich mitnehmen. Nun Claasen, wollen Sie Sich denn nicht bedanken bei den Herrschaften?"

„Ach ja. Ist es denn möglich? Das kann ja doch gar nicht wahr sein, Herr?"

„Es ist alles wahr."

„Ja Herr, das ist ja denn ein großes Glück auf meine alten Tage. Ja denn muß ich ja wohl ...." und man hörte hinten im Winkel sich etwas bewegen und einige kurze schlurfende Schritte, dann aber klang die Stimme wieder: „Aber Herr, ich kann mich doch so gar nicht sehen lassen vor den feinen Herrschaften. Sagen Sie ihnen „danke schön" von dem alten Mann, Herr, Sie sind ja so gut, Herr."

„Nun schön, dann adieu Claasen, morgen suche ich Sie in den neuen Gemächern auf."

„Ja, danke danke, gute Nacht Herr," antwortete es. „Ich mache mich gleich fertig, Herr."

Der Doktor kletterte aus der Höhle wieder heraus, an dem linken Pfosten lehnte Katharine, die Hand auf dem Herzen.

„Ist Ihnen nicht wohl, gnädiges Fräulein?" fragte der Doktor. Er ergriff ihre Hand und zog ihren Arm durch den seinen, wie um ihr eine Stütze zu bieten.

Frau Senator Vermeulen bemerkte die Vertraulichkeit nicht. Sie hatte sich nach dem Diener umgewandt, dem sie die vom Doktor gewünschten Aufträge ertheilte. Vetter Fred war schon draußen auf dem Flur. Auch Frau Senator hatte es eilig. Der Doktor und Katharine folgten.

Die Dunkelheit der steilen, schmalen Treppe brachte es mit sich, daß Katharine sich eng an ihren Führer anschmiegen mußte, der ihren Arm nicht frei ließ.

Es war ihr recht so, sie ließ ihm den Arm gern. Es war ein Gefühl der Ruhe, eines festen Haltes über sie gekommen, seit er sie führte. — Während sie hinuntergingen, sprachen Beide kein Wort.

Als sie vor die Hausthür traten, lag schon tiefe Dämmerung in dem selbst um Mittag niemals hellen Langengang. Fred und seine Mutter waren schon einige Dutzend Schritte voraus; als sie sich umwendend die beiden bemerkten, setzten sie eiligst ihren Weg fort, um das Abenteuer zu beenden.

Da war es dem Doktor, als ginge Katharine plötzlich langsamer, als hielte sie ihn unwillkürlich zurück.

„Es hat Sie angegriffen?“ fragte er, „das Elend ist schlimmer, als man von Weitem glaubt, Sie nehmen es mir doch nicht übel, daß ich Ihrem Wunsch entsprochen habe.“

„Ich bin nicht angegriffen, ich bin erregt. Wie klein sind wir gegen Sie, Doktor, der Sie jeden Tag ohne Nutzen für Sich selbst zur Noth hinabsteigen, zu Noth und Tod. Nur Ihrem Berufe folgend. Ihr Leben nicht achtend. Den Tod bekämpfend.“

Doktor Marschall sah in flammende Augen und dennoch war ein feuchter Schimmer von Hingebung und Begehren darin, er fühlte, wie der schöne Arm, den er in dem seinigen hielt, zitterte.

Das war die Stunde. — Sein rascher, scharfer Blick glitt die Gasse entlang. Vetter Fred verschwand mit seiner Mutter soeben um eine Biegung des engen Ganges.

„Wenn Sie wüßten, wie wohl mir Ihre Worte thun“, begann er. „Gerade von Ihnen beglückt es mich. Es ist Wahnsinn, daß ich es Ihnen sage, denn es wird mich aus Ihrer Nähe verbannen, aber ich muß es sagen. Die Maske des Salons erstickt mich: Ich liebe Sie, Katharine, seit ich Sie sah. Ich weiß, daß Herrn von Spreckelsens einzige Tochter nicht erreichbar ist für mich, den fremden jungen Arzt. Ich hätte wohl nicht gesprochen, zu Niemand und nicht zu Ihnen: Jetzt aber weiß ich, daß Sie mich nicht verspotten werden, wenn Sie wissen, was die Worte, die Sie eben zu mir gesagt haben, mein ganzes Leben hindurch für mich sein werden.“

Er sprach kurz, tief, eindringlich. Leidenschaft

zitterte in seiner Stimme und riß sie hin. Es war wie eine starke elektrische Spannung zwischen ihnen, die sich jetzt entlud. Seine Worte trafen sie wie ein betäubender Schlag. Ein entzückender Schreck befiel sie. Heiß strömte ihr das Blut zu Herzen. Ein Brausen war in ihren Ohren. Wohin versank sie? Wie wohl ward ihr? Die Gestalt vor ihr verschwand wie im Nebel. Sie griff um sich und im nächsten Augenblick lag sie an Marschalls Brust.

„Katharina, Du Süße, Du Stolze, liebst Du mich denn?“ hörte sie ihn flüstern.

„Ja, schon immer, glaube ich. Ich bin nicht stolz. Ich bin nur stolz, daß Du mich liebst. Ich Dich verspotten! Du stehst über uns, weit über mir!...

Frau Senator Vermeulen wartete mit ihrem Sohn am Ausgang des Langenganges. Als sie die breitere Straße erreicht hatten, hatte sie sich umgedreht. Ihre Nichte und Doktor Marschall waren in dem dunklen Gange nicht zu sehen. Ein oder zwei Minuten vergingen. Sie wurde ungeduldig. „Wo bleibt Katharine,“ fragte sie und war im Begriff, wieder umzukehren, doch da tauchten die beiden auf, noch undeutlich, sie führten sich nicht mehr, Doktor Marschall schritt hinter ihr.

Neckisch, über die Schulter hinweg mit ihm redend, gab sie ihm kurze Verhaltungsmaßregeln. In ihrer Seele war Jauchzen. Sie freute sich auf den fröhlichen

Kampf für ihn und freute sich ihrer Klugheit. Sie würde siegen, sie würde ihn haben und daß sie ihn sich erstreiten würde, dafür würde er ihr danken.

„Fred und Tante dürfen nichts merken, mit Papa spreche ich. Auch wenn es einige Tage dauern sollte, Du kommst erst, wenn ich Dich rufe.“ Sie traten an die anderen heran und ehe Frau Senator noch Zeit zu einer Bemerkung gehabt hatte, verabschiedete sich Doktor Marschall. „Ich muß noch einmal zurück, um verschiedene Besuche zu machen“, sagte er. Eine kurze Kreisverbeugung für alle drei und er war wieder im Dunkel des Ganges verschwunden. Die beiden Damen aber und Fred begaben sich nach ihren Wagen. Man hielt sich nicht lange auf. „Fahren Sie nicht direkt, Wilhelm, fahren Sie auf der Harvestehuder Seite, dann hinaus über die Winterhuder Brücke und am langen Zug entlang nach Hause,“ sagte Frau Senator. „Johann wird mit der Pferdebahn nachkommen. — Die Luft wird uns gut thun“, wandte sie sich zu Katharinen.

Die Damen stiegen ein. Fred verabschiedete sich, er hatte noch in der Stadt zu thun. Während er grüßend den Hut lüftete, zogen die Pferde an und erst durch die Straßen der Stadt, dann am rechten Alsterufer hin, durch den Duft der reizenden Gärten und Parks rollten die Damen ihrem reichen Heim zu. Eine sorgenvolle Nachdenkliche und eine schweigsame Glückliche. — — —

„Nun, wie war es gestern unter dem rothen Kreuz?“ fragte am andern Morgen beim Frühstück Herr von Spreckelsen seine Schwester. „Ihr habt euren Besuch planmäßig ausgeführt, nicht wahr?“

„Jawohl“, antwortete Frau Vermeulen . . . „Nimmst Du Eier auf Schinken oder ein Cotelett“, sagte sie und hob die silbernen Glocken auf, die die verschiedenen Gerichte vor zu raschem Abkühlen schützten.

„Zunächst ein paar Eier, bitte“, sagte Herr von Spreckelsen und fuhr zu seiner Tochter gewandt fort: „Nun, bist Du sehr stolz auf Deine Heldenthat, oder hast Du Dich überzeugt, daß Ihr eigentlich sehr überflüssig waret?“

„Ich bin sehr froh, daß wir den Gang gemacht haben“, antwortete Katharine. Sie hatte heute zum ersten Male in ihrem Leben ein Gefühl, als ob ihr an ihrem Vater etwas nicht gefiele. Sie hatte die ganze Nacht kaum geschlafen. Freude, Seligkeit, Plänemachen hatten sie nicht zur Ruhe kommen lassen. Sie wußte noch nicht recht, wann und wie sie ihrem Vater alles sagen sollte. Jetzt war wohl nicht der richtige Augenblick, sie mußte ihn allein haben. Jetzt hatte er auch nicht genügend Zeit und doch — der Mann, den sie liebte, wartete, wartete wohl von Stunde zu Stunde auf Nachricht von ihr. Da schlug sein Name an ihr Ohr, von ihrem Vater ausgesprochen. Sie horchte auf.

„Hat Doktor Marschall nichts davon gesagt, daß

er Hamburg verläßt?“ fragte Herr von Spreckelsen seine Schwester.

„Nein“, antwortete Frau Senator, „mir nicht. Hat er Dir etwas davon gesagt?“ gab sie die Frage Katharinen weiter.

„Kein Wort! Wie so?“ antwortete diese. Keine Miene zuckte in ihrem Gesicht, aber ihr Herz zog sich zusammen.

„Dann hat ers wohl noch nicht gewußt, es verhält sich aber so“, fuhr Herr von Spreckelsen im leichten Tone, mehr zu seiner Schwester sprechend, fort, die Sache so beiläufig erwähnend, wie etwas, das nicht wichtig ist, aber doch eines gewissen Interesses nicht ganz entbehrt. „Vielleicht ist er auch gestern Abend selbst noch nicht unterrichtet gewesen. Doktor Störtebeker erzählte es mir. Die Krankenhausverwaltung hat gestern den auswärtigen jungen Aerzten, die man zu vorübergehender Hülfe engagirt hatte, gekündigt. Man hat auf ihre Unterstützung wohl im Interesse des Dienstes sobald als möglich verzichten wollen. Es sind Reibungen entstanden, glaube ich. Die jungen Herren hatten darauf gerechnet, Senatorengehälter zu beziehen. Sie haben eine Eingabe an die Verwaltung gemacht — in unzulässiger Form. Da hat man denn der Ordnung wegen das einzig Richtige gethan und ihnen sämmtlich mitgetheilt, daß man auf ihre fernere Beihülfe verzichte.“

„Fürchtest Du nicht“, meinte Frau Senator, „daß man Hamburg Undankbarkeit vorwerfen werde? Auswärts, meine ich.“

„Laß sie doch reden, man hat ihnen hundert Mark bei freier Station angeboten, das ist das, was die fest angestellten Unterärzte hier beziehen. Irgend einen Anhalt muß man doch haben. Als Assistenten eines ihrer großen Professoren zu Hause haben sie gar nichts oder doch viel weniger verdient.“

Katharine war blaß geworden. „Und Doktor Störtebeker hat das gestern schon gewußt?“ fragte sie. Ihr Verdacht stieg wieder in ihr auf. Man hatte schon Furcht gehabt, ehe sie selbst über sich klar gewesen war. Man wollte Marschall von ihr trennen. Es war Plan in der Sache. Man hatte eine scheinbar allgemeine Maßregel zu veranlassen gewußt, um den Einzelnen unauffällig aus dem Wege zu schaffen. Dann würde alles Abwarten nichts helfen, dann stand sie vor dem Kampf. „Und Du meinst, daß Doktor Marschall dann auch nach Berlin zurückkehren werde? Das glaube ich kaum, denn am Krankenhause ist er doch nur als Volontär hier und da thätig gewesen, regelmäßigen Dienst hat er doch nie übernommen, sonst hätte er ja seine unentgeldliche Praxis in der Stadt nicht ausüben, sich nicht Tante und uns zur Verfügung stellen können. Wie ich Doktor Marschall beurtheile, wird er seine

Thätigkeit hier erst aufgeben, wenn er selbst es für richtig hält.“

Sie war abwechselnd roth und blaß geworden, als sie das sagte. Das scharf geschnittene Gesicht ihres Vaters wandte sich ihr zu, sein Blick traf sie, prüfend, drohend: „Wenn Doktor Störtebeker richtig verstanden hat, so hält man gerade seine Thätigkeit hier für überflüssig“, sagte er kalt, langsam betonend, „und man wird das dem jungen Herrn wohl begreiflich zu machen wissen, liebes Kind. Du scheinst ja übrigens sehr viel Antheil an der Sache zu nehmen, oder gilt er der Person? Das wäre nicht geschmackvoll.“

Katharine zweifelte nicht mehr. Es war ihr, als seien die beiden Menschen vor ihr von Glas und sie sehe die abscheulichen Gedanken ihres Innern. Sie schob den Teller zurück, daß das Messer klirrte: Todtenblaß erhob sie sich und ihre blitzenden Augen gingen von ihrem Vater zu ihrer Tante und von der Tante zum Vater zurück. „Nicht geschmackvoll finde ich, was Ihr treibt, ich sehe, was ihr thut und kenne den Zweck. Doktor Störtebeker hat bei seinen Kollegen eine von Dir bestellte Arbeit geliefert. Eure kleine Klugheit aber kommt zu spät. Ich habe mich gestern Abend mit Doktor Marschall verlobt.“

Die Wirkung ihrer Worte war furchtbar. Ihre Tante sprang auf, Entsetzen im Blick. Mit ausgestreckten Armen wollte sie auf sie zueilen: „Katharina,

um Gottes willen, wie darfst Du Deinen Vater . . .“ Sie kam nicht weiter, ihr Bruder faßte mit eisernem Griff ihr Handgelenk und drückte sie wieder auf ihren Stuhl . . . Dann wandte er sich an seine Tochter. Er war aschgrau im Gesicht, seine Stimme klang wie Stahl: „Ich hoffe, Du gehörst nur ins Irrenhaus — die Ungerathene würde ich zerbrechen.“ Mit ausgestreckten Armen zeigte er nach der Thür. „Hinaus, Du bleibst auf Deinem Zimmer, Du ißt auch dort. Ich wünsche Dich nur zu sehen, wenn ich Dich rufen lasse.“ Dann wandte er sich an seine Schwester: „Du sorgst dafür, daß mein Befehl befolgt wird“, damit drehte er seiner Tochter den Rücken und trat ans Fenster, in den Park hinaussehend.

Katharine blieb noch einen Augenblick an ihrem Platze stehen, ihre blassen Züge verhärteten sich. Sie sah nicht aus, wie ein junges Mädchen, das sich fürchtet, sondern wie ein gereiztes Weib, eine beleidigte Fürstin, die im Kampfe steht.

„Ich athme auf“, sagte sie und ihre Stimme klang so fremd, daß der alte Mann am Fenster zusammen zuckte. „Ich fürchtete, daß ich einem liebenden Vater vielleicht Kummer bereiten müßte, um mein Glück zu erreichen, ich danke Dir, daß Du mir die Augen geöffnet hast. Dich werde ich nur sehen, wenn Du befiehlst und dann als Inhaber der Gewalt . . . Meine Mutter aber wird bei mir sein, sie wird mich

trösten, sie wird mir beistehen, daß ich siege. Sie ist untergegangen und verwelkt im Umgange mit Euch. Sie war fürs Leben an Euch gebunden und das hat ihr das Leben gekostet. Ich habe es immer geahnt, weshalb ich sie so früh verlieren mußte, jetzt weiß ich es. Wie könnten wir im Klima Eurer Seelen dauern. Ich aber werde überwinden, mich beugt Ihr nicht. Eure Macht über mich geht eines Tags zu Ende und ich werde meinen Willen haben." Damit schritt sie zur Thür, die sie, ohne noch einen Blick zurück zu werfen, hinter sich schloß. Sie stieg nach ihrem Zimmer hinauf.

„Mein Gott, mein Gott", schrie Frau Vermeulen auf, „das entsetzliche Mädchen." Katharinens Vater aber sank in einen Stuhl und bedeckte das Gesicht mit den Händen . . . .

Am Kontor der Firma Gustav Adolf Spreckelsen war man in Aufregung an diesem Morgen. Es war noch nicht vorgekommen, daß der Schreibtisch des Chefs leer blieb ohne jede Vorbereitung. Herr von Spreckelsen hatte gestern nicht gesagt, daß er verreisen wollte, es war von keiner Veranlassung dazu irgend etwas am Kontor bekannt, keine Andeutung war gemacht, keine Verfügung getroffen worden. Herr von Spreckelsen pflegte noch allmorgentlich die gesammten eingegangenen Briefe persönlich zu öffnen. Als auch um elf die Post noch unberührt auf seinem Schreib-

tisch lag, fragte der älteste Prokurist draußen an. Frau Senator Vermeulen war selbst am Fernsprecher: Herr von Spreckelsen habe eine wichtige Unterredung heute Vormittag, er werde aber zur Börse gehen, Herr Sievers möge nur so gut sein, die Post zu öffnen und die nöthigen Notizen mitzubringen.

Im Oktogon aber saß Herr von Spreckelsen und Doktor Störtebeker. Lange. Ohne Rath zu finden.

Der Freund war schon ganz früh gekommen, noch vor der Stunde, zu der Herr von Spreckelsen zur Stadt zu fahren pflegte. Der Bericht über das Vorgefallene hatte ihn aufs Heftigste erschüttert. Er war dann zu Katharinen hinauf gestiegen. Frau Vermeulen und ihr Vater hatten gehofft, daß sein Einfluß, die Liebe, mit der Katharine an ihrem väterlichen Verehrer hing, ihr Ohr und ihr Herz vielleicht doch seinem Rath und seinen Ermahnungen öffnen würden. Der alte Herr war gebrochen wieder herunter gekommen. Von ihren Fenstern aus hatte sie ihn schon gesehen, als er den Garten betrat. Während sie dann ihn stundenlang bei ihrem Vater sitzen wußte, malte sie sich aus, wie die beiden jetzt Waffen schmiedeten, um ihr Glück zu erschlagen und als sie dann seinen Schritt auf der Treppe hörte, wußte sie, daß er abgeschickt war, um ihren Willen zu beugen oder zu brechen. Weil sie ihn lieb gehabt hatte, glaubten sie, daß er

Gewalt über sie hätte und er selbst versprach sich deshalb Erfolg von solchem Versuch.

Ein kaltes „Herein“ ließ ihn eintreten und mitten im Zimmer stehend, hoch aufgerichtet, empfing sie ihn als Feind. Er kam gar nicht zu Worte.

„Sparen Sie Sich die wohlüberlegte Rede, es ist vollkommen zwecklos. Ich habe Sie lieb gehabt, aber nicht mehr. Ihr Anblick empört mich. Sie haben Ihren Liebling verrathen, niedrige Dienste gegen mich geleistet. Es kleidet den Mann der Wissenschaft schlecht, Herr Doktor Störtebeker, wenn er wie Sie, um einen jüngeren Berufsgenossen zu schaden, auf Schleichwegen und Hintertreppen geht. Ich scheide mich von Ihnen; sagen Sie es denen unten, daß Sie nicht den mindesten Einfluß mehr auf mich haben. Meiner Mutter aber will ich es klagen, daß der, der sich immer ihren Freund genannt, ein schlechter Gesell und ihrem Kind ein heimtückischer Feind geworden ist.“ Damit hatte sie ihn stehen lassen, war in ihr Schlafzimmer gegangen und hatte sich eingeriegelt.

Doktor Störtebekern hatte der Auftritt ins Herz geschnitten. So gut seine Absicht gewesen war, so sehr er sich jetzt noch dafür lobte — die angewendeten Mittel waren schlecht, klein, unwürdig. Er hätte es nicht zulassen, viel weniger dabei helfen sollen. Offen und ehrlich mit ihr reden, vor Wochen schon, das wäre

das Richtige gewesen und wahrscheinlich, wahrscheinlich auch erfolgreich.

Der alte Mann stöhnte, als er wieder nach seines Freundes Arbeitszimmer hinunter stieg. „Es ist unsere Schuld“, sagte er dem, „unsere Schuld, vergessen Sie das nicht, lieber alter Freund. Wie durften wir diesem groß angelegten, edlen Mädchen gegenüber, dessen Klugheit und dessen leidenschaftlichen, eisernen Starrsinn wir kannten, so vorgehen. Wir selbst haben zum unheilbaren Unglück gemacht, was nur eine Gefahr war. Es ist unsere Schuld, unsere Schuld.“

Auch Tante Susanne wurde gerufen und auch sie war der Meinung, daß Doktor Störtebekers Rath befolgt werden müßte: Katharinen Ruhe zu lassen bis zum nächsten Morgen, gar nichts zu thun, sie dann zu rufen und gemeinschaftlich den Versuch zu machen, ihre Liebe wieder zu wecken, ihr die Ueberzeugung beizubringen, daß man aus ernster Sorge, aus wirklicher Liebe zu ihr gehandelt habe und handle, vor allem, daß man sie nicht mehr als Aufständische betrachte, die man zwingen, sondern als eine gefährdete Freundin, die man berathen wolle.

* * *

Am Nachmittag desselben Tages aber saß Doktor Marschall in seinem auf dem Abendrothswege gelegenen Zimmer einem Collegen, dem Doktor Konrad Marke gegenüber. Doktor Marke hatte ihn eigentlich gestört.

Als er am Nachmittag nach Hause gekommen war, hatte er drei Briefe vorgefunden. In dem einen theilte ihm die Krankenhausverwaltung amtlich mit, daß man auf seine gelegentliche Unterstützung künftig verzichte und daß ihm aus Gründen des Dienstes der bisher gewährte Zutritt entzogen sei. Eine Karte Doktor Markes bat ihn im Auftrage der übrigen Collegen, sich heute Nachmittag zu Hause zu halten, man wolle am Abend eine gemeinschaftliche Besprechung und im Anschluß daran eine Abschiedskneipe veranstalten, er werde ihm, als dem einzigen außerhalb des Krankenhauses Wohnenden, Ort und Zeit noch persönlich melden. Der dritte Brief aber zeigte auf seinem vornehmen Umschlag eine Aufschrift in flüchtigen Bleistiftzeilen und enthielt einen ebenso hastig geschriebenen Zettel, ohne Datum, ohne Anrede, lediglich mit einem K. gezeichnet.

Dieser Zettel hatte Doktor Marschall außerordentlich aufgeregt. Dutzende Male hatte er eine Antwort versucht, einen Entwurf nach dem anderen aber wieder zerrissen.

Das war denn doch ärger, als er geglaubt hatte, daß es werden könnte. Er hatte ja Nichts gegen einen etwas dramatischen Verlauf, aber es mußte ein vernünftiges Lustspielende in Aussicht stehen. Tragische Verwicklungen auf seinem Lebenswege, das war durchaus nicht das, was ihm wünschenswerth erschien. Und

das da war wirklich tragisch; schon dieser Inschriften-stil wirkte zu wuchtig und bedrückte ihn:

„Geliebtester! Du Herr meiner Seele! Du bist mein Einziges jetzt, mein Alles. Die Meinigen habe ich verloren um Dich und ich fühle nicht den Verlust, sondern nur die Sehnsucht nach Dir. Meine Nachrichten sind schlecht. Mein Vater wird Dich nie empfangen. Ich aber halte Dich fest und werde Dich besitzen, wenn auch erst nach Jahren. Du mußt in Hamburg bleiben, weiche nicht. Harre aus im Kampfe um mich. Unter allen Umständen. Sie rechnen wohl darauf, daß Du dazu kein Geld hast. Das ist hier immer das Kampfmittel. Schreibe mir darüber. Ich habe Schmuck von meiner Mutter."

Doktor Marschall war stundenlang im Zimmer auf und ab gelaufen. „Teufel auch, tolle Sache", murmelte er. „Das war doch eigentlich nicht der Gedanke. Dumm, dumm, verläuft ja ganz und gar nicht planmäßig. Auf dem Wege weiter zu gehen, das ist doch sehr zu überlegen. Es ist entschieden das Wahrscheinlichere, daß ich mir hier die Feindschaft aller Einflußreichen zuziehe und schließlich doch aus Hamburg hinaus gedrängt werde, ohne die Partie zu machen. Ich habe dann nur eine Menge gefährlicher Feinde auf dem Halse, die unter Umständen die Laufbahn auch an einem anderen Platze sehr ungünstig beeinflussen werden. Dumm, dumm, da ist es am

Ende doch gescheidter, ich verzichte und versuche mein Glück lieber anderswo. — — Aber nur nichts überstürzen. — Katharine überschätzt den Widerstand am Ende doch. Nichts wird so heiß gegessen, wie es gekocht wird — — Aber eine gescheidte Antwort, eine gescheidte Antwort."

Und er hatte sich wieder hingesetzt zu seinem Entwurf. Hübsch tadellos, es war immer möglich, daß der Brief dem alten Herrn in die Hände fiele, daß er ihn früher oder später einmal zu Gesicht bekäme.

Daß ihm das stolze Haus die Tochter und Erbin nicht gleich mit thunlichster Beschleunigung und aller Freude geben würde, na, das war ja voraus zu sehen gewesen. Wenn aber Katharine an ihm festhielt, so würde sich das doch vielleicht sehr bald ändern. Du lieber Gott, wie oft geschieht das nicht. Also: „Gnädiges Fräulein, glauben Sie meiner Versicherung", er kam nicht weiter, es war zu schwierig, die beiden Aufgaben, die er sich gestellt hatte, gleichzeitig zu lösen. Hatte er einen Satz zu Ende gebracht, der einigermaßen in den Gefühlston der Verlobung im Langen Gang stimmte und zu ihrem Briefe paßte, so sagte er sich, daß, wenn der alte Herr von Spreckelsen das läse, er es durchaus nicht für ganz korrekt halten würde. Flossen ihm aber ein paar Zeilen aus der Feder, von denen er annehmen konnte, daß der alte Kaufherr

dabei murmeln würde: „Sehr vernünftig, doch eigentlich ein ganz tüchtiger Kerl“, so schien es ihm wiederum unmöglich, Katharinen das zu schreiben. Er kam nicht weiter und als Doktor Marke ankam, saß er immer noch vor dem vornehmen Briefumschlag, dem Bleistiftzettel und einer Unzahl zerknitterter Entwürfe.

Doktor Marke sagte spöttisch: „Nun, so eifrig in Liebesbriefen? Scheint ja diesmal ein etwas schwieriger Fall. Eigentlich wunderbar bei Ihren sprüchwörtlichen Erfolgen. Wenn man solche Uebung hat . . .“

„Ach Gott, ja“, meinte Doktor Marschall, „zuerst ist die Sache immer sehr leicht. Sie laufen einem ja nach, die Weiber. Das Anknüpfen ist eine einfache Sache, das Abknüpfen ist aber schwierig. Sie sind manchmal garnicht los zu werden und brutal kann man doch nicht werden.“

Damit packte er seine Sachen zusammen, verschloß seine Schreibmappe und stellte sich seinem Collegen zur Verfügung. Sie gingen zusammen nach einer unweit in der Grindelallee, dicht beim Abendrothsweg gelegenen Wirthschaft, in der am Nachmittag ein Hinterzimmer für die Gesellschaft belegt worden war. Es war eine ganze Anzahl junger Mediciner bereits versammelt, die sämmtlich von der Krankenhausverwaltung gleichzeitig entlassen worden waren und beinahe alle am anderen Tage abreisen wollten. Ein freundschaftliches Zusammensein sollte die gemeinschaft-

liche Hamburger Thätigkeit beschließen und bei dieser Gelegenheit gleichzeitig besprochen werden, wie man sich nach außen hin zu dem Vorkommnisse stellen wollte. Nachdem man sich über diesen Punkt sehr rasch geeinigt hatte, wurde die Stimmung sehr bald gemüthlich.

Nur Doktor Marschall wollte zuerst garnicht recht aufthauen. Er entwarf im Kopfe noch immer Briefe an Katharine von Spreckelsen.

Man theilte sich gegenseitig die Pläne für die nächste Zukunft mit. Neben Doktor Marschall saß Doktor Marke. Es war derselbe Ausdruck in seinen Zügen, namentlich in seinen Augen, der schon vorhin darin gewesen war, als er den Collegen von seinem Zimmer abgeholt hatte. Es war keineswegs Bewunderung oder gar Liebe und Freundschaft, im Gegentheil, es zuckte, von Doktor Marschall stets unbemerkt, häufig verdächtig um Konrad Markes Mund. Ein starkes Interesse hatte er zweifellos an dem patenten Collegen, wenn er sich aber unbemerkt wußte, betrachtete er ihn wie ein Studienobject. Ein gewisses Lächeln erschien in seinen Augen, wie das eines Naturforschers, der mit einem Versuchsthier experimentirt und eine Berechnung zutreffen, eine Erwartung sich erfüllen sieht.

Maß faßte den Tag als einen akademischen auf und trank commentmäßig. Nach und nach kam auch Doktor Marschall etwas mehr in Gang. Die Er=

innerung an Katharinen verblaßte. Er wurde mittheilsamer, umsomehr, als Doktor Marke ihm so ganz rückhaltlos seine eigenen Pläne mittheilte: Er würde nach seiner Heimath, der Insel Alsen gehen und sich dort als praktischer Arzt niederlassen, als Arzt für Alles und Alle, wie er sich ausdrückte. Das überraschte Doktor Marschall nicht, das war Markes Plan immer gewesen. Es war unter den Kommilitonen manche Sage gegangen über diesen aschblonden Alsener und die Gründe seines auffallenden Lebenswandels: Eine mittelalterlich ritterliche Liebe zu einer ebenso langen, breitschulterigen, aschblonden Riesentochter seiner Heimathinsel solle ihn vollständig ausfüllen. Diese Schöne, die auf ihn warte daheim und die Stunden zähle bis zu seiner Rückkehr, schütze ihn vor allerlei Anfechtung. Er war nämlich auf der Mensur, auf der Kneipe, bei allen tollen Streichen der Tollsten einer, aber von einer so mädchenhaften Schüchternheit in gewissen Beziehungen gewesen und bei gewissen Begegnungen, daß es ihm den Spitznamen Lanzelot eingetragen hatte. Der tapfere Artusstreiter hatte einem besonders litterarisch veranlagten Korpsbruder das Urbild des Freundes geschienen. Er, der jedem Feinde Niederlage und Tod bedeutete in der Schlacht und der doch so keusch und so blöde vor seiner Königin stand, daß er wohl nie der schönen Ginevra Liebe genossen hätte, wäre König Galeotto nicht gar so ge-

fällig gewesen. Dabei war Lanzelot aber nicht etwa unschuldig im Sinne von nichtwissend, im Gegentheil, er hatte einen ungemeinen Scharfblick für die Erscheinungen des Lebens und sah allen Verhältnissen verblüffend rasch auf den Grund. Viele, die der Meinung waren, daß man lüderlich leben müßte, um das Leben richtig beurtheilen zu können, waren über seine treffenden, richtigen Urtheile häufig erstaunt gewesen und über den schonungslos nackten Ausdruck, den er ihnen gab.

Er beantwortete eben eine Aeußerung Doktor Marschalls, der ihm gesagt hatte, daß für ihn der Gedanke garnichts verführerisches hätte, so in einem Winkel der Welt zu wirken. Er begriffe auch nicht, daß Marke mit seinem Wissen und nach seinem glänzenden Examen sich dazu entschließen könne, da ihm doch eine großartige Laufbahn in Berlin sicher sei. Eine umfangreiche Thätigkeit als praktischer Arzt wäre ungemein aufreibend und sehr wenig lohnend. Sein eigener Plan ginge dahin, in einer großen Stadt zu bleiben und sich ein besonderes Feld auszusuchen.

„Das ist für Sie entschieden das Richtige und wenn ich Ihnen einen Rath geben darf, so legen Sie sich auf die Gynäkologie. Machen Sie eine gute Partie, als berufsmäßigen Herzensbrecher kann Ihnen das doch nicht schwer fallen, dann lassen Sie Sich hier als Frauenarzt nieder und richten eine feine

Privatklinik ein. Das ist für Sie das einzig Wahre."

Doktor Marschall sah vor sich hin. Das war in der That ein guter Gedanke, den ihm Marke da brachte. Unter dem Zeichen des Würzburger Sterns, von dem man bereits etwas erheblich gekneipt hatte, sah er die Lage schon wieder etwas rosiger an. Wenn die Parthie mit Katharinen doch zu Stande käme .... Frauenarzt in den ersten Familien Hamburgs ... das konnte eine sehr einträgliche Sache werden.

„Sie haben ganz Recht, lieber College, gerade daran habe ich ernstlich gedacht", erwiderte er.

Um Doktor Markes Augenwinkel bildeten sich kleine vergnügte Fältchen: „Aber dann halten Sie diesen Ihren Gedanken ja fest und führen ihn auch aus. Sie sind der richtige Mann. Eine kleine elegante Hand und ein geistesverwandtes Gemüth, wie Sie es haben, — ich meine natürlich eine gewisse ewigweibliche Anlage im besten Sinne — verbürgen Ihnen in solcher Praxis ja großartige Erfolge und: „Ihr seid ja ziemlich wohl gebaut, an Kühnheit wirds Euch auch nicht fehlen."

Marschall lächelte, während seine schon etwas feuchten Augen über den Rand seines Bierglases hinweg fest auf einen Punkt in der Luft ruhten, als ob er in die Zukunft sähe.

„Ach ja, das wäre wohl eine dankbare Thätig-

keit. Ich habe mich nur gerade diesem Zweige unserer Wissenschaft bisher eigentlich sehr wenig gewidmet."

„Ach was, Wissenschaft", antwortete Marke, „Wozu? Gehen Sie nach Berlin und machen Sie einen Cursus von vier bis sechs Wochen durch, um die paar Operationen zu lernen. Die eigene Praxis bringt nachher die nöthige Uebung. Der Ruf wird schon kommen. Dem Träger eines so hübschen Schnurrbartes glauben die lieben Dinger rasch, daß seine Kunst viel Künste übersteigt, wenn Sie nur die Hauptregel nicht vergessen: „Und tappt zum Willkomm ja nach allen sieben Sachen, um die ein Anderer lange Jahre streicht." Sie sollen einmal sehen, was Sie für Kuren machen: Sie führen eine der einfachen Operationen aus, die Kranke fühlt sich plötzlich erleichtert, sieht nun natürlich in Ihnen ein höheres Wesen, und die Autohypnose, der unbedingte Glaube an Sie, den Arzt, besorgt das Uebrige. Wir wissen ja heute wissenschaftlich zu begründen, weshalb der Glaube wirklich, wie man von altersher annahm, unter Umständen gesund macht." — —

Die Unterhaltung hatte merkwürdig fest gesessen bei Doktor Marschall. Er hatte garnicht bemerkt, daß er aufgezogen wurde und noch auf dem Nachhausewege überlegte er, daß das in der That doch ganz vorzüglich gehen würde. Wenn er nur zum Siege Katharinens beitragen, ihr helfen könnte . . . Erlangte er ihre

Hand, so war seine Zukunft gesichert. Das war zweifellos . . . .

Die Geister des Bieres wirkten nicht veredelnd auf ihn. Als er auf seinem Zimmer ankam und seine Lampe anbrannte, schoß ein niedriger Gedanke ihm durch den Kopf. Plötzlich und so ungemein einleuchtend: Es gab ja eigentlich ein ganz sicheres Mittel, den Vater und die Familie zu zwingen. Er brauchte Katharinen nur unter irgend einem Vorwande zum Stelldichein zu verleiten und sie dann bloszustellen. Sie war ja leidenschaftlich verliebt in ihn und würde sicher kommen.

Er setzte sich hin und schrieb einen Brief. Er fand jetzt sogar einen gewissen Schwung:

„Meine süße, tapfere, geliebte Katharine! Wie könnt ich auf Dich verzichten oder weichen im Kampfe. Niemals. Wir müssen aber nach einem gemeinsamen Plane streiten. Ich muß Dich sprechen. — Morgen Mittag, während die Krämerseelen alle in der Börse sind, in der Homannschen Conditorei. Antwort ist nicht nöthig. Ich weiß, daß Du kommst. Dein Guido.“

Er machte den Brief postfertig, überlegte aber, daß es doch wohl besser wäre, ihn am anderen Morgen durch einen Boten besorgen zu lassen. Er würde dann draußen ankommen, während ihr Vater in der Stadt war und sicherer in ihre Hände gelangen, sie würde auch nicht so lange Zeit haben zur Ueberlegung.

Er schlief unruhig — — war doch etwas Scheu in ihm? Ein Gefühl, das ihm dunkel sagte, daß er den Kampfesmuth einer großen Seele, die Rücksichtslosigkeit einer edlen Leidenschaft zu mißbrauchen im Begriffe stünde? Daß Einer, der so handeln könnte, eines solchen Mädchens völlig unwerth wäre? Nein, als er aber am anderen Morgen beim Frühstück den Brief nochmals las, in seiner wieder ganz nüchternen Stimmung, da wußte er, was ihn gestört hatte daran, was er nicht hatte finden können und war sehr froh, daß er ihn nicht abgesandt hatte: Es wäre ja dumm gewesen, zu dumm. Gewiß konnte er so wahrscheinlich die Heirath erzwingen, aber würde wohl ein Mädchen, die man ihm nur gegeben hätte, weil man sie einem Anderen nicht mehr anbieten konnte, als seine Frau den Einfluß haben, würde sie in der Gesellschaft für sich und ihn die Stellung herauszuarbeiten und zu erhalten im Stande sein, die er zu einer glänzenden Laufbahn brauchte? Keinesfalls.

Der Brief wurde vernichtet und durch einen anderen ersetzt. Doktor Marschall hatte gerade in Katerstimmung häufig eine glückliche Hand. Auch heute. Er fand plötzlich des Räthsels Lösung, wie er einen würdigen Eindruck auf den Vater machen und gleichzeitig der Tochter zeigen konnte, wie heiß und mächtig sein Liebe wäre. Er werde Katharinens Wunsch entsprechen und vorläufig in Hamburg bleiben, schrieb

er, das könne er aber höchstens sechs bis acht Wochen durchsetzen. Er sei vermögenslos. Von ihr Geld anzunehmen, vermöge er nicht über sich zu gewinnen, schon ihretwegen nicht. Er bedaure, daß sie Geld habe, das sei, was sie trenne. Außer dem Hause ihr zu begegnen, werde er vermeiden, um sie nicht durch seine Erregung bloszustellen. Wenn sie die Zustimmung ihres Vaters nicht erwirken könne, so werde er nach Ablauf des nächsten Monates wieder nach Berlin übersiedeln und zunächst wieder bei seinem Geheimrath als Assistenzarzt eintreten. In rastloser Arbeit werde er sich eine Stellung erwerben, die es ihm möglich mache, seine Katharine ohne ihr Vermögen von ihrem Vater zu verlangen und in sein Haus zu nehmen. Begeisterung für seine Wissenschaft, die glühende Liebe zu ihr und unbegrenztes Vertrauen in ihre Treue würden ihn aufrecht erhalten auf dem langen, steilen Wege, der ihn zum glänzendsten Ziele, zum Gipfel des Glückes führen müsse und werde.

Er sah nach der Uhr. Je früher dieser Brief ankam, desto besser, der durfte auch bekannt werden. Es war beinahe acht Uhr. Er klingelte seiner Zimmervermietherin und beauftragte sie, ihr Dienstmädchen sofort nach der Uhlenhorst zu schicken und den Brief im Spreckelsenschen Hause abgeben zu lassen. Das Mädchen solle sich auf dem nächsten Stande in der Grindelallee eine Droschke nehmen und nach ihrer

Rückkehr sofort berichten, an wen Sie den Brief abgegeben habe. — — — —

Katharine war noch in ihrem Zimmer, als er ihr hinaufgeschickt wurde. Ihr Vater und Tante Susanne hatten erst überlegt, ob man es thun sollte, oder ihn erst nachher Katharinen geben dürfte, während oder nach der Unterredung, die man mit ihr haben wollte, sobald Doktor Störtebeker käme. Die Beiden hatten es aber schließlich doch richtig gefunden, ihn ihr nicht vorzuenthalten.

Marschalls Brief wirkte mächtig auf Katharinen. Der stolze Mannesmuth des Doktors erregte ihre Bewunderung. Es trieb ihr nachträglich das Blut in die Wangen, daß sie ihn unterschätzt hatte. Von diesem Manne hätte sie nie voraussetzen dürfen, daß er sich darauf beschränken werde, in Hamburg unter Uebelwollenden zu bleiben und zuzusehen, wie sie allein kämpfte, abzuwarten, daß die reiche Partie ihm zufalle. Ein Hinderniß war ihm ihr Vermögen. Auf sich selbst und seine Kraft, auf seine Wissenschaft baute er seine Zukunft.

Auf der anderen Seite aber war ihr der Gedanke schrecklich, daß sie selbst auf seine Nähe verzichten, lange, lange Jahre auf ihn werde warten müssen, in Hamburg warten müssen, weiter leben in ihren Kreisen, unthätig. Und dabei zu wissen, daß er, der als Arzt und Mensch so hoch stehende schöne Mann, inzwischen

mit anderen Frauen und Mädchen tagtäglich verkehren, vielleicht sehr vertraulich als ihr Arzt verkehren werde. Es war unerträglich.

Und auch ihr Stolz spielte mit. Wenn wirklich Alles so käme, wie er wollte, so würde sie, die geglaubt hatte, daß sie die Schlacht schlagen und den Sieg gewinnen werde, eine Niederlage erlitten haben und Alles nur ihm verdanken. Lieber das Aeußerste thun, um ihren Willen durchzusetzen. Selbst der Preis einer Demüthigung, wenn sie ihren Zweck erreichte, war nicht zu hoch. Vielleicht war sie ihrem Vater gegenüber zu schroff gewesen. Ein anderes Vorgehen hätte sie vielleicht zum Ziele geführt. Sie hätte klüger sein sollen.

Während sie so ruhelos in ihrem Zimmer auf und ab schritt, sah sie Doktor Störtebeker in den Garten eintreten und kurz darauf klopfte Tante Susanne an ihre Zimmerthür. Sie öffnete und begrüßte sie, zwar gemessen, aber doch freundlich, beinahe wie gewöhnlich.

„Ich habe Dich nicht aufgesucht, liebe Katharina“ sagte die Tante. „Es war der ausdrückliche Wunsch Deines Vaters, Dir vollständige Ruhe zu lassen. Jetzt wünscht er Dich zu sprechen, noch vor dem Frühstück. Er erwartet Dich in seinem Arbeitszimmer.“

„Ich danke Dir, liebe Tante, daß Du Dich selbst bemühst, ich werde in wenigen Minuten bei ihm sein.“

Frau Senator hatte eigentlich auf ihre Nichte

warten wollen; Katharine brauchte aber vielleicht noch einige Augenblicke der Ueberlegung und so begab sie sich wieder hinunter.

Als Katharine das Oktogon betrat, sah sie sich ihrem Vater, Doktor Störtebekern und der Tante gegenüber. Sie begriff, daß die Beiden ihren Vater in dem Bemühen unterstützen sollten, ihr die Verbindung mit Doktor Marschall gütlich auszureden. Ueberredung gegen Ueberredung, sagte sie sich und nahm sich vor, wenn irgend möglich, einen neuen Zusammenstoß, den endgültigen Bruch zu vermeiden. Die gestrige Kriegserklärung konnte zurückgenommen und ein Zustand geschaffen werden, der die Frage offen ließ. Die Entscheidung konnte späterer Entschließung vorbehalten bleiben.

Ehe ihr Vater noch gesprochen hatte, schritt sie auf ihn zu und streckte ihm die Hände hin: „Ich war gestern ungezogen und heftig, lieber Papa, aber ich war so aufgeregt. Ich hätte Dir eine Mittheilung, von der ich annehmen mußte, daß sie Dir zuerst nicht ganz recht wäre, anders, ganz anders machen sollen."

„Es freut mich, daß Du ruhiger bist heute Morgen, liebe Katharina," antwortete ihr Vater, „so kann noch Alles gut werden: Du wirst uns, mich, Deinen Vater, Deine Tante und Deinen und unseres Hauses alten Freund Doktor Störtebeker für die drei Menschen halten, die Dir bisher am nächsten standen. Du wirst nun wohl

auch annehmen, daß wir nur Dein Bestes wollen und wenn wir Dir jetzt sagen, daß wir ernstlich und mit liebenden Herzen auch Alles erwogen haben, was sich für diese Deine sogenannte Verlobung mit dem Doktor Marschall finden ließ, so wirst Du uns das glauben und unsere Gründe für ernste und schwere halten, auch wenn Dir unsere Meinung zunächst nicht gefällt. Setze Dich und höre uns ruhig an."

Er führte seine Tochter zu einem Stuhle, in dem sie Platz nahm und begann, unterstützt von Doktor Störtebeker und Tante Susanne, Alles anzuführen, was gegen Doktor Marschall sprach.

Es war vergebliches Bemühen. Sie blieb fest und Nichts konnte sie erschüttern, sie blieb aber auch vollkommen ruhig und wie sie so da saß, geschickt auf Alles antwortend, alle Einwendungen entkräftend, eine gegen drei, fing sie an nach und nach die anderen zu gewinnen.

Doktor Störtebeker mußte einräumen, daß das, was er gegen den jungen Arzt vorzubringen hatte, in der Hauptsache auf Erkundigungen in Berlin beruhte, die eigentlich sehr wenig Thatsächliches und darunter Nichts enthielten, woraus man Doktor Marschall einen bestimmten Vorwurf hätte machen können. Der alte Freund lege aus und lege hinein, seine Auffassung könne aber ebensogut aus seiner Abneigung stammen, die er nun einmal gegen Doktor Marschall habe, deren

Vorhandensein aber auch in diesem Falle doch nicht beweise, daß sie begründet sei.

Doktor Störtebeker sah unter ihren Händen Alles zerfließen, seine Sorgen wurden Gespenster, die einem festen Griffe nicht Stand hielten. Es war schließlich nichts Wirkliches mehr vorhanden, alles mehr Ansichtssache und sie hätte eben eine ganz entgegen gesetzte Ansicht, sagte die schöne und gewandte Vertheidigerin.

Wenn er meinte, daß Marschall ein Streber und ohne wissenschaftliche Tiefe sei, so hätte sie vielleicht Recht, wenn sie dagegen einwende, Doktor Störtebeker verstehe ihn nur nicht, weil er nicht so sei, wie er. Solcher Gegensatz zwischen Jungen und Alten sei sehr häufig in allen Wissenschaften und Künsten. Doktor Marschall sei eben jung, hoffnungsfreudig, unternehmend und anderer Art als ihr alter Freund.

Ihrer Tante, die die Familienrücksichten betonte, erwiderte sie, daß die Tante ja immer selbst behauptet habe, Doktor Marschall stamme aus sehr guter Berliner Familie. Es sei doch nicht Schicksalsschluß, daß eine Hamburger Patriciertochter immer einen jungen Hamburger Patricier heirathen müsse und ihr Vater habe nicht Recht, Doktor Marschall sei durchaus nicht ein Herr Niemand: Er sei noch nicht berühmt, er werde es aber werden. Sie habe unbedingtes Vertrauen zu ihm. Daß sie, seine kluge Tochter, den

Doktor so liebe, sollte Papa doch eigentlich ein Beweis sein, daß er kein gewöhnlicher Mensch sein könne.

Herr von Spreckelsen fühlte, daß man Boden verlor. So durfte die Besprechung nicht weiter gehen. Er nahm sich mit einem Ruck zusammen und wurde wieder drohender: „Auf Deine Meinung von dem Herrn lege ich gar keinen Werth. Ich verlasse mich auf meine Menschenkenntniß. Er ist ein Mitgiftjäger und benutzt Deine unglückliche Ueberschätzung, um sich mit einem Schlage zum reichen Manne zu machen. Das aber werde ich verhindern, ich werde niemals, nie und nimmer, meine Einwilligung geben. Du wirst es mir später danken, wenn ich dafür sorge, daß er hier aus Hamburg verschwindet. Glaube doch nicht, daß der Mann um Dich kämpft: Das Geld will er, Du bist ihm nur Mittel zum Zweck."

Eine tödtliche Beleidigung. Sie wußte es besser. Der Gedanke an seinen Brief machte ihr Blut sieden, der Brief, in dem stand, daß der stolze Mann ihrer Liebe Nichts ihrem Gelde und ihren Verwandten, sondern Alles nur sich selbst verdanken, daß er sie durch jahrelange Arbeit, dadurch erringen wollte, daß er eine wissenschaftliche Höhe erreichte und Erfolge erzielte, vor denen selbst ihr Vater sich beugen müßte. Wie niedrig waren sie alle Drei gegen ihn!

Während sie eben noch schmeichelnd zu ihrem Vater aufsah, dessen Hände sie, als er bei ihr vorüber

ging, festgehalten hatte, während sie ihn eben noch bat, er solle doch ein vernünftiger guter Papa sein, brach sie jetzt in leidenschaftlichen Zorn aus. Sie zog den Brief aus der Tasche, warf ihn auf den Tisch und rief: „Lest und meßt Eure Gesinnungen an den seinen.

Hart gegen hart stand sie wieder ihrem Vater gegenüber, unbeugsam erklärte sie, daß sie seine Einwilligung nicht erzwingen könne, auch nichts mehr zu erbitten hoffe, daß sie aber Doktor Marschall heirathen werde, sobald sie mündig sei. „Glaubt nicht, daß Ihr es hindern könnt. Ich bin ihm nicht Mittel zum Zweck. Es wäre ihm lieber, ich hätte Nichts. Ich kann warten und in Zuversicht. In keiner Gesellschaft aber werde ich mich mehr zeigen, an keinem Feste des Hauses theilnehmen, keine meiner Freundinnen besuchen oder empfangen und mit keinem von Euch ein Wort wechseln bis zum Tage, an dem das Gesetz mich befreit und ich den Staub dieses Hauses von meinen Schuhen schütteln kann.“ — So ging sie. Erschrocken sahen sich die Drei an, als sie verschwunden war. Alles war vergeblich gewesen und doch hatte es so gut begonnen.

Man las den Brief. Wenn man das hätte ahnen können. Freilich, das erklärte ihre Empörung. Ihr Vater war tief bekümmert und erschrocken. Er mußte ja seiner eigenen geliebten Tochter als der

Kleinliche, Erbärmliche erscheinen, der thörichter und niedriger Weise auch in dem Edeln sucht, was in ihm selbst ist. Welchen Dienst hatte man eben Doktor Marschall geleistet.

Tante Susanne begann dem alten Herrn zum Nachgeben zuzureden, auch Doktor Störtebeker lenkte ein. „Das geht zu weit, alter Freund, das geht zu weit, wir sind nicht das Schicksal.“

Tante Susanne war innerlich ganz Entsetzen über die tiefe Leidenschaft, die schrankenlose Heftigkeit ihrer Nichte. Sie stand etwas Fremdem gegenüber, vor dem sie sich fast fürchtete, und ohne daß sie sich es klar machte, fühlte sie deutlich und unumstößlich, daß ihr Fred und dieses Mädchen nie ein Paar sein könnten. Es erschien ihr wie eine Rettung. Ihre Nichte war ihr sozusagen mit einem Male schrecklich geworden und sie empfand Angst, wenn sie sich ihren geliebten Sohn in solchen Händen dachte.

Herr von Spreckelsen war vollkommen überzeugt, daß seine Tochter Wort für Wort halten würde, was sie gesagt hatte. Ruhelos im Zimmer auf und abschreitend begann er zu erwägen, ob er denn in der That das Recht habe, unter allen Umständen zu verlangen, daß seine Tochter nach seiner Vorschrift glücklich werde.

Doktor Störtebeker, der ja schon immer vor der Urtheilskraft des hervorragenden Mädchens eine gewisse

Hochachtung gehabt hatte, wurde nach und nach irre an seiner geringen Meinung über Doktor Marschall, angesichts der Thatsache, daß Katharine so an ihm hing. Lebenserfahrung ist ganz gut, aber das, was für gewöhnlich gilt, täuscht doch häufig bei der Schätzung eines eben nicht gewöhnlichen Einzelfalles.

Er fand zuerst das erlösende Wort, indem er sagte: „So, wie wir sind, können wir alle drei nicht anders als bei der Meinung bleiben, daß die Liebe des Kindes zu dem Doktor da ein Unglück ist. Ich glaube aber, wir werden uns doch in das Unglück finden müssen, wie in ein anderes, das unvermeidlich ist.“

„Und“ sagte er zu Herrn von Spreckelsen, „verweigern Sie Ihre Einwilligung, so machen Sie Sich und Ihr Kind, wie die Sache nun einmal liegt, sicher unglücklich, geben Sie sie, so ist es nach unserer Meinung ihr Unglück. Wir haben damit vielleicht Recht. Wir fürchten es. Aber das ist schließlich kein Beweis. Mein Rath ist der: Geben Sie noch keine endgültige Zustimmung, aber lassen Sie seine Bewerbung zu, lassen Sie ihn hier verkehren. Hat er wirklich die Schwächen, die wir an ihm sehen, so wird er sich Ihrer klugen Tochter gegenüber im ungehinderten Umgang Blößen geben. Jedenfalls läßt sich so noch eher etwas hoffen, als wenn wir diesen Starrkopf in die Märtyrer- und Heldinrolle zwingen. Es scheint mir das Einzige, was wir thun können.“

Es war noch keine halbe Stunde verflossen, seit Katharine das Zimmer verlassen hatte, da erschien Tante Susanne, sie wiederzuholen. Sie gab aber die Antwort, daß sie zu aufgeregt sei und einiger Stunden Ruhe bedürfe, sie wolle dann Papa in seinem Arbeitszimmer allein sehen.

Ihr Vater ging wiederum nicht ans Kontor und als Katharine später hinunter kam, fand sie ihn, noch immer die Hände auf den Rücken gelegt, ruhelos auf und abschreitend. Er sah gramgebeugt, um Jahre älter aus. Es war etwas Gebrochenes in seiner Stimme, als er ihr die halbe Einwilligung mit dem Vorbehalt, dem Hinausschieben der entgültigen Entscheidung um einige Monate, mittheilte.

Sie wußte, daß sie gesiegt hatte. — Sie bemühte sich, theils aus wirklicher Liebe, theils aber auch nur einem wohl überlegten Plane folgend ihrem Vater, den sie zu seinem Sessel geführt hatte, über das Gefühl der Niederlage hinwegzuhelfen und es gelang ihr — als seine heitere, geistvolle, ihn jetzt mehr als je liebende Tochter, zu seinen Füßen sitzend — beinahe eine völlige innerliche Aussöhnung herbeizuführen.

Allerdings nur beinahe. Ganz waren sie sich nicht mehr das, was sie sich gewesen waren. Alles aber war im alten Geleise und daß es einen Augenblick anders gewesen war, konnte von außen Niemand

bemerkt haben, nichts, was nicht so war, wie es sich gehörte.

Am andern Morgen empfing Doktor Marschall einen Brief Katharinens, dem eine in Kupfer gestochene Einladung zum Mittagessen beilag, auf der sein Name von des alten Herrn eigner Hand ausgefüllt war.

* * *

Doktor Marschall hatte ein wenig Sorge gehabt vor dem ersten Diner im Spreckelsenschen Hause. Es war aber sehr günstig verlaufen. Er war diesmal durchaus nicht unbescheiden, wenn er sich gestand, daß er recht gut abgeschnitten hätte. Der alte Herr hatte ihn im Kreise einiger Freunde von hervorragender Stellung mit Auszeichnung empfangen. Selbstverständlich ohne die mindeste Andeutung, daß zwischen ihnen noch etwas Anderes bestünde als ein soeben angeknüpfter formvollendeter gesellschaftlicher Verkehr.

Herr von Spreckelsen hatte eben einen jungen Mann, den er für begabt und dessen würdig hielt, in sein Haus gezogen.

Als Doktor Marschall, der in seinem Gesellschaftsanzug tadellos aussah, vielleicht um einen ganz kleinen Strich zu fein, sich aus dem Kreise des Hausherrn zurückzog, um Frau Senator und nach ihr einigen Damen, die er vom Ausschuß her kannte, seine Verbeugung zu machen, fiel er in der sich immer mehr ansammelnden Gesellschaft allgemein und angenehm

auf. Die älteren Herren fanden, daß er einen sehr schneidigen und doch recht soliden Eindruck machte. Und den Damen gefiel sein hübsches, braunes, welliges Haar, die lebhaften Augen und seine ganze Art sehr gut.

Jetzt schritt er auf Katharinen zu und begrüßte die Tochter des Hauses, die bereits von einigen Freundinnen umgeben war, außerordentlich korrekt, wie ihr Vater und Tante Susanne, deren Blicke ihm beobachtend gefolgt waren, mit Beruhigung und mit einer gewissen Anerkennung sich sagen mußten.

Der Antheil, den die jungen Mädchen an ihm nahmen, begann noch lebhafter und wärmer zu werden, als er die Tochter des Hauses zu Tisch führte. Man fing fast schon an, sie um ihn zu beneiden. Dieselben jungen Damen, die sich vorher höchst wahrscheinlich sehr gehütet hätten, in die Lage zu gerathen, daß man einen jungen, unbekannten Mediziner ohne Ruf, ohne Herkommen, ohne Vermögen, für ihren begünstigten Bewerber hätte halten können, fingen wirklich schon leise an, der Freundin den Mann zu mißgönnen, der durch sein bloßes Erscheinen in diesem Hause und in ihrer Gesellschaft erheblich in ihren Augen gestiegen war.

Nach Tisch verkehrten sie auch schon mehr auf gleichem Fuße mit ihm. Man war nicht mehr einfach unantastbar höflich. Man erlaubte sich kleine liebens=

würdige Scherze und zeigte ihm ein leichtes, zartes Entgegenkommen.

Nein nein, Doktor Marschall hatte alle Ursache mit sich zufrieden zu sein, als er sich immer und immer wieder diese Einzelheiten vergegenwärtigte. Er hatte wirklich gut abgeschnitten. Ohne Zweifel. Er hatte sogar einigen älteren Damen gegenüber geschickte Andeutungen wohl angebracht, daß sein eigentlicher Beruf Frauenarzt sei, daß er den Plan erwöge, eine Privat-Frauenklinik in Hamburg zu errichten und daß es ihm für diesen Fall besonders werthvoll sein würde, wenn er nicht ganz ohne Aussicht bleiben müßte, daß er auf den gütigen Schutz einiger Gönnerinnen aus den eigentlichen Hamburgischen Familien rechnen dürfte. Einige hatten schon an diesem Abend die Gelegenheit benutzt, ihn zum Besuche aufzufordern und ihm so auch ihre Häuser geöffnet.

Nach und nach wurzelte er fester. Im Spreckelsenschen Hause gewöhnte man sich an ihn und an den Gedanken, daß er künftig zur Familie gehören würde. Bekümmerte Rückfälle in ihrer Sorge blieben sowohl dem alten Herrn, wie auch Doktor Störtebekern und Tante Susannen zwar nicht erspart, aber wie gesagt, der Gedanke, daß er Katharinen heirathen werde, verlor nach und nach seine Schrecken. Seine Besuche wurden häufiger und häufiger. Schließlich hatte man verabredet, daß er ohne Einladung täglich auf kurze

Zeit käme und in den befreundeten Kreisen hatte man immer sicherer das Ende voraus gesehen und begonnen, die Verkehrsformen, die man Doktor Marschall einräumte, danach einzurichten.

Im Umgang mit Katharinen und den Ihrigen war er sehr vorsichtig und redlich bemüht, den in Aussicht stehenden endgültigen Erfolg auch sicherzustellen.

Es gelang ihm vollkommen. Er war fleißig in ritterlichen Huldigungen, ohne doch seinen Plan mit der Klinik aus den Augen zu verlieren. Er ging auf mehrere Wochen nach Berlin, um einen Operationskursus durchzumachen.

Diese Abwesenheit wirkte vorzüglich auf seine Verlobte. Sie sehnte sich nach ihm und konnte es kaum erwarten, daß er zurückkam. Auf ihren Vater machte es einen guten Eindruck, daß es dem jungen Manne um seinen Beruf ernst war, daß er ruhig und bewußt nach einem festen Ziele strebte.

Dabei erwies der Doktor Katharinen beharrlich die üblichen verliebten Aufmerksamkeiten. Trotz ihrer hohen Begabung wirkten sie auch auf sie viel tiefer, als sie verdienten; das Wohlgefallen daran, daß ein Mann sich ganz ausschließlich in ihren Dienst stellte, trat sehr stark bei ihr auf, weil sie es sich eben zum ersten Male verschaffte.

Leise schon hervortretende Zeichen einer gewissen seichten Eitelkeit übersah sie noch oder hielt sie in ihrer

Ueberschätzung für sein Bewußtsein eigenen Werthes. Wenn sie hie und da bemerkte, wie er geflissentlich bemüht war, sich möglichst zur Geltung zu bringen, so mißfiel ihr das keineswegs, war sie doch selbst bestrebt, ihn immer in das beste Licht zu rücken, möglichst viel dazu beizutragen, daß die geldstolzen Angehörigen ihrer Kreise ihn immermehr als einen Gleichberechtigten oder gar Ueberlegenen anerkennen müßten. Sie prahlte selbst mit ihm und für ihn, nur ungleich geschickter als er.

Er spürte die Wirkung ihrer Thätigkeit in der immer wachsenden Höflichkeit und Ehrerbietung aller Anderen sehr wohl, führte sie aber vielmehr auf die Macht seiner eigenen Persönlichkeit zurück. Das aber machte ihn stolz und frei. Er fühlte sich mehr und die Sicherheit seines Auftretens wuchs. Dadurch wieder gefiel er Katharinen ungemein und nicht nur bei ihr selbst, sondern auch bei ihren Anverwandten begann allmälig der Glaube sich zu festigen, er sei wirklich das, wofür sie ihn von Anfang an gehalten und ausgegeben hatte.

Als zum Weihnachtsfeste die Verlobung veröffentlicht wurde, kam sie Keinem mehr überraschend.

Der heilige Abend selbst, die Verlobung war im engsten Kreise gefeiert worden, hatte auf Alle einen versöhnenden, erhebenden Eindruck gemacht. Selbst der alte Herr von Spreckelsen war gerührt und fast

zufrieden. Der Verlauf einer Unterredung, die er mit dem zukünftigen Schwiegersohn am Tage vorher gehabt hatte, mochte wohl allerdings erheblich dabei mitwirken. Herr von Spreckelsen hatte doch dem einen und dem andern seiner ältesten und bewährtesten Freunde die innere Vorgeschichte der Verlobung und seine anfänglich immer noch einmal wiederkehrenden Zukunftssorgen im tiefsten Vertrauen mitgetheilt. Trost hatten sie nicht gehabt, wie die Lage nun einmal wäre, müßte er seine Tochter dem Doktor wohl anvertrauen, das Geld aber, ihr Vermögen, dürfte er ihm natürlich nicht in die Finger geben. Das war nur eine Bestärkung seiner eignen Meinung gewesen und so hatte denn der alte Herr dem Doktor eine Reihe von Förmlichkeiten vorgeschlagen, die die Sicherstellung von Katharinens Vermögen und ihr Recht der Selbstverwaltung betrafen. Doktor Marschall, der ja durch seinen edlen Brief eigentlich schon gebunden und außerdem von Katharinen vorbereitet gewesen war, hatte sich bereitwilligst in Alles gefügt. Daß das Kapital festgelegt werden sollte, war ihm sehr recht. Er brauchte es ja nicht, etwa um ein großes Geschäft zu begründen. Daß nur die Zinsen des alle seine Erwartungen übersteigenden Vermögens und zwar nur ihr selbst zugänglich sein sollten, damit war er vollkommen einverstanden. Ob er durch Katharinen oder unmittelbar darüber verfügte, war ihm ganz gleichgültig. Der alte Herr aber, der sehr wohl

wußte, daß in Geldsachen leicht die Gemüthlichkeit aufhört, mußte ihn, nach seiner Art, diese Dinge zu behandeln, für einen vollkommen selbstlosen, geradezu vornehmen Charakter halten.

*
* *

Die Hochzeit fand Ende Januar statt. Die Feierlichkeit in der Harvestehuder Kirche verlief stilvoll und rechtgläubig. Katharine war eine Braut von berückender Schönheit. Es war ein reizendes Bild, als sie nach der Einsegnung die Glückwünsche ihrer Freundinnen empfing. Diese hübschen jungen Mädchen sahen in ihren einfachen weißen Kleidern mit fußfreiem Rock, ohne Schleppe, ohne Schmuck, die Haare in der Mitte getheilt, ganz glatt gescheitelt und zu einem schlichten Knoten am Hinterhaupt zusammengefaßt, entzückend, liebreizend und unschuldig aus. Die Zuschauer hatten wieder einmal den Eindruck, daß diese Herrschaften in ihrer ruhigen und soliden Art doch ganz bevorzugte, vornehme Menschen wären. Die Herrschaften selbst waren auch unter dem Eindruck.

Nach der Trauung gab es bei Pforte nach englischem Muster nur ein Hochzeitsfrühstück, das aber auf der Höhe der Kunst stand. Unmittelbar darauf traten die Neuvermählten ihre Hochzeitsreise an.

Für diese hatte man in ganz ungewöhnlicher Weise von Hause aus vier bis fünf Monate in Aussicht genommen. Sie sollte das Paar in nicht zu weit

gegriffenen Rasten zunächst nach Kairo und den Nil führen, dann über Sizilien, Süd-, Mittel- und Norditalien, die Schweiz und den Rhein hinab, gegen Ende des Sommers nach Hamburg zurückbringen.

Unter der Leitung eines eigens zu diesem Zwecke von Berlin berufenen Kollegen wurde inzwischen ein Haus an der Alster nach Doktor Marschalls genauen Vorschriften als Privat-Frauenklinik nach neuestem Muster eingerichtet. Gleichzeitig ließ Herr von Spreckelsen an der Unterelbe, zwischen Nienstädten und Blankenese, eine Villa, die er seiner Tochter als Hochzeitsgeschenk gekauft hatte, für das junge Paar einrichten. Fred Vermeulen zog zu seinem Onkel und rückte in die Stellung des anerkannten Thronfolgers in Bezug auf das Handelshaus ein, nachdem der alte Herr hatte darauf verzichten müssen, sein Geschäft einem Schwiegersohn zu hinterlassen. — Man richtete sich das Leben neu und ohne Katharinen ein.

Die Briefe der jungen Frau, die sie von der Reise nach Hause schickte, enthielten zuerst lange begeisterte Reisebeschreibungen, ausführliche Berichte über die schönen Gegenden und über die reichen Kunstgenüße. Zwischen den Zeilen hervor, die fast nur von den Dingen außer ihr und von ihrem Manne zu berichten hatten, quoll das Gefühl des neuen Glücks.

Die Briefe wurden aber bald seltener. Doktor Störtebeker fand, daß sie auch kürzer und kälter

wurden und daß in den späteren Schreiben ihr Mann mehr und mehr in den Hintergrund trat, seltener und seltener erwähnt wurde.

Gegen Ende der Reise waren es namentlich Anordnungen im Einzelnen, bestimmte Wünsche und Verfügungen in Bezug auf die Ausstattung des neuen Heims, die die Bogen füllten. Dem Vater und Tante Susannen fiel das kaum auf, Beiden schien es natürlich, daß Katharine im Besitze ruhig geworden war und sich schon mehr und mehr mit zu Hause beschäftigte. Sie begann wohl auch, sich nach der eigenen Häuslichkeit zu sehnen, nahmen sie an.

Doktor Störtebeker wollte eine gewisse Enttäuschung durchfühlen, als ob sie das große, nicht auszudenkende Glück doch nicht gefunden hätte, als ob sie, noch unbewußt, unruhig hoffte, das, was sie gesucht, was sie erwartet hatte, würde sich vielleicht noch zu Hause, nachträglich einstellen.

Er hütete sich, die leiseste Andeutung zu machen und als das junge Paar Ende des Sommers zurückgekehrt war und das neue Heim bezogen hatte, war es ihm trotz aufmerksamster Beobachtung nicht möglich gewesen, irgend etwas wahrzunehmen, was ihm vernünftigerweise zu Besorgnissen hätte Veranlassung geben können.

Die anderen Außenstehenden sahen erst recht nur ein ruhiges, wohlgeregeltes, glückliches Zusammenleben

voller Zufriedenheit über den gegenseitigen und gemeinsamen Besitz, über ihre Stellung im Beruf und im Leben. Nur etwas gar zu wohlgeregelt wollte dem alten Arzt Alles scheinen, wenn er sich der leidenschaftlichen Glut erinnerte, mit der sein Liebling um den Besitz dieses Mannes gekämpft hatte, aber allerdings, sie hatten sich jetzt, und des Herzens beste Gefühle stellt man nicht aus. Was im Innersten ihrer Seele vorging, war ja eigentlich auch schon früher nur bei seltenen Gelegenheiten zu Tage getreten.

Wie sich die ja noch sehr junge Frau in diesen wenigen Monaten körperlich überraschend ausgereift hatte, so zeigte sie auch jetzt in ihrem Auftreten die sichere Würde der großen Dame, so daß auch das Ruhige und Beherrschte im Umgange mit ihrem Manne als etwas ganz Selbstverständliches, ihr Zugehöriges erschien. Aus der etwas romanhaften Verlobung war eben in erfreulichster Weise eine ruhige, schöne Ehe im besten Stile geworden. Darüber war sich alle Welt einig.

Und als sie im Spätherbst ihrem Manne einen Sohn schenkte, schien dem neu gegründeten Haus und Herde nichts mehr zu fehlen.

Auch der kleine Tonio gedieh und entwickelte sich auf das Erfreulichste. Nur mußte sich der alte Doktor bald über einer Betrachtung ertappen, die immer wieder kam, ob er sich auch seiner pessimistischen

Auffassung wegen selbst Vorwürfe machte und sich ausschalt, daß er an dieser bewunderungswürdigen Hingabe wiederum etwas auszusetzen hatte. Ihm wollte nämlich scheinen, als wäre ihr Mann dadurch noch mehr in den Hintergrund getreten für sie. Der Doktor war eben thörichterweise königlicher als der König. Seine Wahrnehmung mußte ja auf einer Täuschung beruhen, eine Folge davon sein, daß er sich nur die Entwickelung anders gedacht hatte, denn Doktor Marschall selbst war zweifellos einer der glücklichsten Sterblichen. Er war stolz auf seine schöne Frau, eitel auf seine Stellung und seine Erfolge als Arzt, es fehlte ihm augenscheinlich nicht das Mindeste zu seinem Wohlbefinden.

Er hatte viel zu thun: Seine Frauenklinik, nach den neuesten Erfindungen und Verbesserungen Anderer eingerichtet, war ein vollkommener Erfolg geworden. Nach Jahr und Tag war es geradezu Mode in den besseren Kreisen, Frauen und Töchter von ihm behandeln zu lassen. Daß er sich seine Leistungen ungemein hoch bezahlen ließ, trug dazu bei, seinen Ruf als ersten Arzt der Stadt zu befestigen, es trug auch wesentlich dazu bei, seine Stellung in einer Gesellschaft immer mehr und mehr zu erhöhen, die das Talent, Geld zu verdienen, mehr als alle anderen Begabungen schätzt. Eine geschickte und vor Allem eine glückliche Hand mußte selbst Doktor Störtebeker ihm übrigens

zugestehen, wenn denn auch die Wissenschaft gewiß nichts Neues von ihm zu erwarten hatte. Ein bedeutender Kopf oder ein hervorragender Mensch war er sicher nicht. In dieser Beziehung fand der alte Doktor immer neue Bestätigungen, daß seine alte Diagnose die richtige gewesen war und als er einmal mit Herrn von Spreckelsen von einem Diner, das Doktor Marschall gegeben hatte, im selben Wagen wieder nach Hamburg zurückfuhr, drückte er seine Meinung dem Freunde gegenüber so aus:

„Der Mann hat eben Glück, was wollen Sie. Er bekommt immer die besten Karten und so hat er auch eine Frau bekommen, die eigentlich für ihn viel zu schön und viel zu bedeutend war. Das Mädchen aber hat ihn eben haben wollen und scheint als seine Frau zufrieden mit dem, was sie erhalten hat. Nicht das, was Andere ihnen wünschen, ist das Glück der Menschen."

Er fing an, sich mehr und mehr zu beruhigen. — Noch rascher und vollständiger hatte sich Herr von Spreckelsen mit dem Laufe der Dinge ausgesöhnt. Dieses Schwiegersohnes brauchte man sich wirklich ganz und gar nicht zu schämen und dann störte er ja gar nicht. Man sah ihn in Gesellschaft, gelegentlich im Hause der Tochter und im eigenen, Alles in Allem aber doch wenig. Recht häufig dagegen war seine Tochter selbst wieder bei ihm mit ihrem Kinde. Sein

Großvaterstolz war erwacht. Er hing an dem Knaben umsomehr, als sich Katharine immer wärmer wieder dem Vater anschloß.

Allmälich schien es fast, als träte sie innerlich den kleinen Tonio mehr und mehr an den Großvater ab. Je größer er wurde, desto ruhiger wurde auch ihre erst so leidenschaftliche Liebe zu dem Kinde. Der Junge war häufig ganze Tage im großväterlichen Hause. Er wurde mit seiner Bonne zur Stadt geschickt, um Großpapa zu besuchen oder der ließ ihn in seinem Wagen sich abholen.

Auch die Sommerreisen machte der alte Herr mit Tochter und Enkel gemeinsam, während sein Schwiegersohn sich gewöhnlich einigen seiner Freunde anschloß, von denen übrigens nur wenige seine Berufsgenossen waren; er hatte seinen Umgang mehr unter den Lebemännern der goldenen patricischen Jugend.

Um jene Zeit starb Doktor Störtebeker. Ein Herzleiden, das er schon immer gehabt hatte, bereitete seinem arbeitsreichen und nützlichen Leben ein rasches Ende. Er war nur wenige Tage krank.

Frau Doktor Marschall hatte ihn gemeinschaftlich mit dem Vater wiederholt besucht. Bis zum Ende blieb er außerordentlich geistesfrisch, ja seine Verstandeskräfte schienen sich über das Maß des Natürlichen hinaus zu steigern. Er wurde fast hellsehend. Auch seine alte Zuneigung zu seinem Liebling Katharinen

trat noch einmal in ganzer Stärke hervor. Er hatte sie ängstlich und wiederholt gefragt, ob sie denn nun glücklich sei, ob er sie ruhig verlassen könne. Ihr Herz aber hatte sich nicht erschlossen. Mit ruhigen, freundlichen, leise scherzenden Worten war sie immer darüber hinweggegangen und hatte es verstanden, das Gespräch rasch in andere Richtung zu lenken. Diese Art, davon zu sprechen oder vielmehr nicht davon zu sprechen, hatte den alten Herrn aber keineswegs beruhigt und als sein alter Freund eines Abends allein an seinem Bettrande saß, warnte er ihn voller Sorge: „Ich habe es immer gefürchtet und habe mich immer wieder beruhigt, denn ihr Stolz war ihr stets eine eiserne Maske, aber sie ist tief unglücklich mit dem Manne geworden, glauben Sie mir. Wie tief, wie unheilbar unglücklich, das kann ich nur ahnen, wenn ich sehe, wie selbst ihre Mutterliebe verkümmert. — Ganz leise kam es zuerst, aber es wurde stärker und stärker in letzter Zeit. — Ich verstand es erst nicht, jetzt verstehe ich es. Sobald sie in ihres Sohnes Aeußern oder in seinem Wesen leise Züge zu entdecken glaubte von der Art ihres Mannes, da zog sich ihre Seele verletzt und erkältet von ihm zurück. Ihr selbst wohl noch unbewußt, beginnt es am innersten Kerne der stolzen Frau zu nagen, daß sie solch einen Sohn von solchem Vater hat. — Ich scheide in schwerer Sorge um sie. — Jetzt tröstet sie sich noch durch Gesellschafts-

leben im großen Stile, durch Reisen, rege Antheilnahme an Kunst und Wissenschaft. Es genügt ihr, die völlig tadellose Frau ihres Hauses und eine große Dame zu sein, denn ihr Herz schläft noch immer, wie es auch damals schlief. — Sie ist ruhig, sie hält sich selbst dafür, die körperlichen Bedingungen sind weggefallen, die ihre Mädchensehnsucht zu einem Irrthume verleiteten, der ihr Verhängniß geworden ist. — Aber sie ist nicht sicher. Ihre Ruhe hängt an einem Faden, ein Zufall, eine Begegnung und ich wage nicht an die Folgen zu denken. — Wenn es jemals zu offenem Streite zwischen ihr und ihrem Manne kommt, versprechen Sie mir, daß Sie nicht nach üblichen Formeln handeln, dem Schein nichts einräumen und daß Sie auf alle Fälle auf Ihrer Tochter Seite stehen wollen, wie auch immer es gekommen sein wird."

Herr von Spreckelsen hatte gemeint, der alte Freund sähe Gespenster und versucht, ihm solche Besorgnisse auszureden. Der Doktor aber hatte darauf bestanden, das Versprechen zu erhalten und Herr von Spreckelsen hatte es ihm, schon um ihn zu beruhigen, auch gegeben. Doktor Störtebeker starb in derselben Nacht. — —

Diese letzte Unterredung beschäftigte Herrn von Spreckelsen sehr stark. Er fing an zu beobachten und nachdem er einmal aufmerksam gemacht worden war, blieb es nicht aus, daß er im Verkehr seiner Tochter

mit ihrem Söhnchen nach und nach Anzeichen wahrnahm, die Doktor Störtebekers Verdacht zu bestätigen schienen.

Sie gingen im Spätsommer desselben Jahres, der kleine Tonio war nun über vier Jahr alt, zusammen nach Norderney.

Doktor Marschall unternahm zu derselben Zeit mit zwei bekannten jungen Kaufleuten einen längeren Ausflug nach Norwegen. Auf Norderney machte ein kleiner Vorfall den alten Herrn zum ersten Male ernstlich besorgt. Es war ein freundlicher Morgen, ein leichter Wind stand gerade auf den Strand und wehte erfrischend über Meer, Sand und Dünen. Die Sonne glitzerte auf den weißen Wogenkämmen und schien fröhlich auf das wimmelnde Leben am Strande, über Natur und Menschen lag sorglose Heiterkeit. Katharine saß im Korbe, ihr Vater kam von der Gifthütte, um sie, wie es seine Gewohnheit war, nach dem Bade zu treffen. Der Großvater erkundigte sich nach dem kleinen Tonio. Sie sah auf und es war ein merkwürdiger Ausdruck in ihren Zügen. Sie schien ihren Sohn lange beobachtet zu haben, denn sie hob ohne Suchen den Sonnenschirm und deutete nach einer etwas entfernten Gruppe von spielenden Kindern.

„Da ist der junge Herr Marschall“, sagte sie, „er wird seinem Vater erfreulicherweise alle Tage ähnlicher.“

Der alte Herr erschrak in tiefer Seele. Er hielt es aber doch für besser, die entsetzliche Bitterkeit in ihrem Tone lieber nicht zu bemerken. Es schien ihm das Beste, dafür zu sorgen, daß Katharine möglichst viel Unterhaltung hätte, thunlichst abgezogen würde von schweren Gedanken.

Katharine that ihm den Gefallen. Sie ließ sich von ihm bereitwillig ausführen, erschien auf der Reunion und war sofort der erklärte Stern der Saison. Hamburger Herren, Berliner Gardeofficiere, deutscher und ausländischer Hochadel drängten sich um sie. Katharine war sehr kühl allen gegenüber. Und diese Kälte des jungen, wunderschönen Weibes war nicht ihr kleinster Reiz.

Eines Abends ließ sich ihnen ein junger englischer Lord Charles de Vere mit seinem Freunde, dem jungen Herzog von Medina durch den englischen Consul in Hamburg vorstellen. Der Vertreter Großbritanniens, der alte Herr Crooker und die Seinen waren mit Spreckelsens sehr befreundet und gleichzeitig auf der Insel eingetroffen, sie verkehrten auch viel miteinander. Lord de Vere, der der britischen Gesandtschaft in Madrid beigeordnet war, hatte mit seinem spanischen Freunde einige Monate in Norwegen gejagt. Dabei hatten sie einen Doktor Marschall am Nordkap getroffen in Gesellschaft jener zwei jungen Herren und dreier Damen vom Carl Schultz Theater in Hamburg. Der Name

der schönen Frau fiel ihnen auf. Mit der nöthigen Vorsicht und ohne große Mühe stellte de Vere fest, was er zu wissen wünschte. Dann stand er lange Zeit neben seinem Freunde in einer tiefen Fensternische und beobachtete sie.

„Es geschehen unglaubliche Dinge auf diesem Globus", sagte er zu ihm, „Sie erinnern Sich jenes seichten Gesellen wohl? Das herrliche Weib da hat diesen Mann aus Liebe geheirathet, hat für ihn gekämpft, hat ihn sich ertrotzt von der Familie. Der alte Consul sagts und der Mann kanns wissen. Verstehen Sie das?"

Der Spanier meinte, daß man die Erzählung wohl mit Vorsicht aufnehmen müßte. Die Dame schiene ihm überhaupt nicht leidenschaftlich genug, als daß er sie sich vorstellen könnte, wie sie um den Besitz eines Geliebten kämpfe.

„Darin könnten Sie Sich leichtlich irren, lieber Freund", sagte Charles de Vere. „Heute ist sie kalt wie Eis, das ist kein Wunder, ihre Enttäuschung mit diesem Hanswurst von Doktor hat ihr die ganze Gattung Mann verleidet. Sie glaubt an keinen ihrer Würdigen mehr. Nichts macht kälter als Verachtung. Ihre Fähigkeit zu lieben schläft jetzt, aber sie kann erwachen. Heil dem, der sie weckt — vielleicht auch: Wehe ihm. Ich habe einmal eine Frau gekannt aus altem irischen Geschlecht. Es war ganz ähnlich. Sie hatte auch blutjung einen Laffen geheirathet. Ein ver=

gangenes, wildes Jahrtausend wachte in ihr auf, als es zur Explosion kam. Sie lachen, lachen Sie nicht. Explosion ist das richtige Wort. Frauen dieser Art sind gefährlich wie ein Torpedo. Sie zerstören, wenn sie Feuer fangen. — — Diese Frau Doktor Marschall ist mir sehr interessant, in der That — — —"

„Ich finde sie", meinte sein Freund, „vor allen Dingen ganz hervorragend schön. Sie muß südliches Blut in den Adern haben. Vielleicht ist sie sogar eine Art Landsmännin. Wir sollten uns einmal nach ihrer Abstammung erkundigen. Vor allen Dingen aber dürfen wir nicht vergessen, sie Lundström zu zeigen, wenn er morgen ankommt. Der wird alle seine nordischen Skizzen und Studien dafür geben, wenn er dieses Weib sehen darf."

Am andern Nachmittag machte Katharine mit ihrem Vater einen etwas ausgedehnteren Spaziergang. Sie stand am Rand einer einsamen Düne in den Anblick des Meeres versunken. Die Sonne war im Untergehen. Die See ging hoch. Einige schwere, schwarze Wolken warfen ihre Schatten auf die weißen Kämme der in langen Reihen heranjagenden Wellen. Ihr Leben stieg vor ihr auf und wie verfehlt es sei und das Meer tröstete sie und die brandenden, schäumenden Wogen sangen ihr das alte Lied von der Größe der ewigen Natur und der Kleinheit eines Menschengeschicks. Da weckte sie ihres Vaters Stimme

hinter ihr: „Die Herren wünschen Dich zu begrüßen, Katharine.“

Sich umwendend stand sie den beiden Ausländern von gestern Abend gegenüber und zwischen ihnen sah sie einen Mann von mächtigem Körperbau, Bart und lockiges Haar von nordischem Rothblond, der ihr soeben von ihrem Vater vorgestellt wurde. Sie sah zwei stahlblau leuchtende Augen über sich. Ein Blitzstrahl traf sie. Sie war eine Andere und auch die Welt war ganz anders als eben noch. Wie aus der Ferne hörte sie eine Frau reden, die sie selbst soeben noch und gestern und alle die Jahre her gewesen war, die dem Manne da einige gleichgültige, gesellschaftliche Redensarten machte.

Einige höfliche Worte auch zu den anderen Herren, dann trennten sich die fünf Menschen und es war scheinbar nichts geschehen, gar nichts.

In dem schönen Weib aber loderte eine wilde leidenschaftliche Liebe. Vor ihrem Auge stand, was auch immer sie sahen, nur der Mann. Riesig, gebietend, sieghaft. Ein Wiking, ein Seekönig alter Lieder, der ihr Herr war. — —

Zu Hause zog sich Katharine sofort auf ihr Zimmer zurück. Menschenscheu war über sie gekommen. Sie fühlte, daß sie nicht wagen durfte, sich jetzt den neugierigen Augen der Anderen zu zeigen; sie war voller Unruhe, voller Entsetzen. Und während sie in Furcht zitterte

vor dem Augenblick, da sie Lundström wieder begegnen würde, erfüllte sie doch ein treibendens, zerreibendes Sehnen nach ihm. Ihr Vater sah sie diesen Abend nicht wieder.

Als sich Herr von Spreckelsen am anderen Morgen nach seiner Tochter Befinden erkundigte, sagte sie sich aber, daß es auffallen würde, wenn sie länger jede Gesellschaft flöhe, umsomehr als die Absprache bestand, daß sie beide die Crookersche Familie, die ihre Kur beendet hatte, zum Dampfer begleiten wollten. Sie raffte sich also auf. Ihr Vater war rasch beruhigt, als er sie in voller Gesundheit, schöner als je erscheinen sah. „Ich fürchtete, du wärest krank. Was fehlte Dir gestern Abend?"

„Ein leichtes Kopfweh, Papa. Hat garnichts auf sich."

„Das scheint so. Du siehst ausgezeichnet aus. Mein Kompliment, Frau Tochter!"

Crookers gingen über Bremen. Es waren viele Leute an Bord des Dampfers, der die Abreisenden nach Norden bringen sollte. Auf jeden Abreisenden kamen zwei, drei gute Freunde und Bekannte, die den Damen Blumen bringen und den Herren ein letztes Lebewohl sagen wollten.

Als Herr von Spreckelsen seine Tochter durch das Gedränge nach dem Hinterdeck des Dampfers steuerte, wo sie ihre Bekannten winken sahen, stockte ihr plötzlich das Herz: Von einem der niedrigen Klappstühle

sich erhebend, stand die mächtige Gestalt Lundströms vor ihr.

„Ich habe Glück, gnädige Frau. Sie noch einmal zu sehen, war nicht zu hoffen.“ Sie hörte kaum und wußte nicht, was er gesprochen hatte. Mechanisch erwiederte sie leicht seine Verbeugung. Die beiden anderen Herren, de Vere und Medina waren ebenfalls da, auch sie begrüßten Katharinen; die Hamburger Herrschaften, die Spreckelsen und seine Tochter im Gespräche festgehalten sahen, kamen auch heran. Es entwickelte sich eine Unterhaltung von wenig Inhalt, an der sich Katharine und Lundström nicht betheiligten. Er war immer ihr gegenüber stehen geblieben und ließ sie nicht los mit seinem Blicke. Katharine hatte das Gefühl, als ob diese forschenden Maleraugen ihre Seele tränken; es war ihr, als müßte er wissen, wie es mit ihrem Herzen stand. Sie versuchte den Bann zu brechen, sie wollte irgend etwas Gleichgültiges mit ihm sprechen.

„Haben Sie auch abreisende Freunde begleitet, Herr Lundström?“

„Leider nein, gnädige Frau. Ich reise ab, man begleitet mich.“

Der Schreck, der Katharinen bei dem Gedanken durchzuckte, daß dieser Mann, den sie gestern zum ersten Male gesehen hatte, heute schon wieder aus ihrem Leben verschwinden werde, daß sie ihn vielleicht nicht wiedersehen würde, mußte deutlich in ihren Augen

gestanden haben, denn in denen des Malers blitzte es auf.

„Nur um ein gegebenes Versprechen zu halten, bin ich auf einen Tag herübergekommen. Ich muß nach München, die Ausstellung wird nächste Woche eröffnet; ich betheilige mich. Das Bild ist für mich sehr wichtig; ich habe darauf zu achten, daß man es gut unterbringt. — Lassen Sie mich hoffen, daß wir uns trotzdem wieder sehen. — Haben Sie Interesse für die Kunst? — Kommen Sie nach München, die Ausstellung wird ein Ereigniß."

Flammende Röthe überzog Katharinens Gesicht. Wie durfte der Mann wagen, wie durfte er ihr sagen: „Ich habe nicht länger Zeit; aber ich weiß, Du liebst mich, komme mir nach." Es war, als ob Alles um sie schwankte. Das Gefühl des verlorenen Haltes wurde in ihr dadurch verstärkt, daß sie des Engländers Blick begegnete, der sie augenscheinlich beobachtete. Seine Augen waren weit geöffnet, erstaunt, entzückt, voller Spannung, wie die Jemandes, der einen Vorgang verfolgt, ein Schauspiel sieht, das ihn aufregt und fesselt.

Es war eine Erleichterung für sie, daß jetzt ihr Vater sich mit den Worten an Lundström wandte: „Sie reisen heute schon wieder ab, hör ich."

„Leider", sagte der Maler, „ich muß nach München. Die Ausstellung! Eben habe ich bei Frau Tochter

Reklame dafür gemacht. Wie wär es, wenn Sie mal nach München kämen; ich kann Ihnen versprechen, daß es sehr interessant wird."

„Der Gedanke wird meiner Tochter gefallen, sie ist eine große Kunstkennerin. Malerei namentlich ist ihr besonderes Fach. Bei uns zu Hause hält man ihr Urtheil für entscheidend, und von den in einiger Nähe veranstalteten Ausstellungen versäumt sie keine. — Wie kommt es eigentlich, daß Du noch nie in München warst?" fragte er Katharinen.

„Die Entfernung ist doch zu groß", antwortete sie halb zu ihrem Vater, halb zu Lundström gewandt. Zweier, dreier Tage wegen macht man doch nicht leicht eine solche Reise. Und mit einem nochmaligen längeren Ausfluge würde mein Mann kaum einverstanden sein. Es wird sich auch diesmal gewiß nicht einrichten lassen, wennschon ich sehr gerne dort sein würde. — Die neue Richtung macht Fortschritte bei Ihnen, hör ich", fuhr sie zum Maler allein fort und ihre Haltung wurde nach und nach wieder fester und sicherer, es gelang ihren verzweifelten Anstrengungen, ihrer selbst wieder Herrin zu werden. Sie war wieder die Dame von Welt und traf sogar gut den ruhigen, höflichen, ein ganz klein wenig herablassenden Ton, mit dem wohlerzogener, schwerer Reichthum mit Künstlern zu verkehren pflegt, deren Begabung man achtet, die aber doch immerhin bezahlte Leute sind und auf sie, die

Reichen und Kunstverständigen angewiesen. Die Anstrengung der Komödie dauerte nicht lange, das Gespräch währte nur noch wenige Minuten. Der Dampfer war fertig zur Abfahrt. Man trennte sich im Durcheinander.

Hatte Jemand bemerkt, daß die leichte Decke der oberflächlichen Unterhaltung einen Augenblick zerrissen war, hatte Jemand den Abgrund von Glut und Leidenschaft darunter gesehen? ‚Lundström weiß Alles‘, sagte Katharine und ihre stolze Seele wand sich in Schmerzen. Auch der Engländer schien etwas bemerkt zu haben, seine Augen waren so sonderbar gewesen.

Charles de Vere und der junge Medina begleiteten Herrn von Spreckelsen und seine Tochter nach den Bremer Häusern, wo sie alle wohnten.

Als die beiden Ausländer allein waren, wandte sich der Lord an seinen Freund: „Ist Ihnen heute Morgen etwas aufgefallen?“

„Nicht daß ich wüßte!“ antwortete der.

„Das ist sehr schade“, fuhr der Engländer fort, „ich habe heute das Schicksal gesehen, das Fatum, das Kismet, die Norne.“

Medina lachte. „Ist sie in Gesellschaft Ihres biederen Generalkonsuls über Norden mit nach Hamburg gereist? Mir hat die ganze Gesellschaft nur einen recht wohlgenährten Eindruck gemacht. Ich habe keine Schicksalsgötter darunter bemerkt. Haben Sie etwa Anlage

zum Geistersehen? Solche Gaben sollen ja in Ihren alten englischen Familien Hausgeräth sein."

„Spotten Sie nicht!" antwortete de Vere. „Erinnern Sie Sich dessen, was ich Ihnen neulich Abend auf dem Balle sagte? Haben Sie heute Frau Doktor Marschall aus Hamburg und unseren Freund Ralf Lundström beobachtet? Die Norne war bei der Arbeit. Sie spann zwei Lebensfaden zusammen. Sie versteht das Handwerk, sie werden nicht wieder zu lösen sein."

„Was Sie sagen!" rief erstaunt Medina. „Sie pflegen gut zu beobachten und Sie meinen, daß diese eiskalte Frau Feuer gefangen habe?"

„Ich sah deutlich die Lunte brennen. Die Explosion wird beide zerschmettern, fürcht ich."

„Ja, mein Gott!" meinte Medina, „weshalb muß es denn gerade ihr Unglück sein. Es wär ein herrliches Paar. Sie sind Beide Protestanten, einer Scheidung steht nichts im Wege. Sie ist reich, und er hat Talent und Zukunft."

„Weshalb ich für sie fürchte? Hm —" sagte de Vere, so große Leidenschaften sind fast immer ein Unglück. Das wird ein Waldbrand, kein Heerdfeuer."

Katharine war in ihren Räumen angekommen, sie wußte nicht ganz deutlich wie. Sie hatte zuletzt ihres Vaters Stimme und die der anderen Herren und ihre eigene wie aus einer gewissen Entfernung gehört. Diese vier Menschen, Lord Charles de Vere, der

Herzog Don Ramiro von Medina-Castejon, Herr Henricus von Spreckelsen aus Hamburg und Frau Doktor Marschall, geborene Katharina von Spreckelsen waren ihr sehr gleichgültig gewesen. Noch angezogen, wie sie von der Straße gekommen war, stand sie jetzt mitten in ihrem Zimmer: Bewegungslos, geistesabwesend. Da weckte eine Stimme die Nachtwandlerin, „Nun Tonio, sage hübsch guten Morgen, liebe Mama!“ Die Bonne war es, die, den Thürvorhang zurückschlagend, hinter dem Kleinen stand. Sie kamen von ihrem allmorgendlichen Strandspaziergang. Er war sehr hübsch und sah sehr niedlich und reizend aus in seinem weißen Flanellanzuge mit einem Matrosenhütchen in der Hand, als er jetzt mit lachenden braunen Augen und die Locken schüttelnd auf seine schöne Mutter zulief. Katharine sank in einen Stuhl, ihr Gesicht wurde aschfahl, abwehrend streckte sie die Arme aus. Mama? Sohn? Was ging sie Frau Doktor Marschalls Sohn an? — Ja so, das war sie ja selber. Sie war eine verheirathete Frau! Mit einem Schlage stand die Wirklichkeit roh und unabänderlich vor ihr. Ein wahnsinniger Schmerz griff ihr ins Gehirn. Das junge Mädchen trat besorgt näher. „Um Gottes Willen! Gnädige Frau, wie sehen Sie aus! Sind Sie wieder unwohl?“

„Ja, ja, aber es hat nichts auf sich, ich brauche Ruhe. Lassen Sie mich. Bitte, nehmen Sie Tonio mit.“

Die Beiden gingen. ‚Was war das nur mit der

Gnädigen?‘ fragte sich die Bonne und schüttelte den Kopf. Sie war seit über vier Jahren in dem Hause, sie kannte der Frau Doktor stählerne Gesundheit, die ja noch nicht eine Minute krank gewesen war. Sie wußte nicht was sie denken sollte. War denn das die Frau, die ihr immer als die verkörperte Regel erschienen war, die sie nie eine Sekunde anders als vollkommen beherrscht gesehen hatte, immer und immer als eine vollendete Meisterin der Form, im Umgange mit ihren Leuten wie mit Jedermann? Niemals hatte sie die leiseste Spur entdecken können, daß irgend etwas ihr Inneres ungewöhnlich bewege, und nun? Was war vorgefallen!

Im Augenblick, als Katharine die Beiden wegschickte, sagte sie sich erschreckend, daß sie unvorsichtig wäre, daß sie Verdacht errege, und doch, es war ihr unmöglich, anders zu handeln, sie mußte allein sein. Auch an diesem Tage kam sie nicht wieder zum Vorschein. Herr von Spreckelsen wurde recht ängstlich, auch ihm war es etwas ganz Neues, daß seine Tochter Nerven hatte.

Als Katharine am anderen Morgen aus einem kurzen, späten, sehr unruhigen Schlummer erwachte, sah sie die Nothwendigkeit ein, auszugehen wie gewöhnlich und mit ihrem Vater und den Anderen wieder zu verkehren, als sei nichts vorgefallen. Sie raffte sich also auf und ging aus, zum Frühkonzert.

Sie hinterließ ihrem Vater, daß sie ihn bäte, nachzukommen, falls er früh genug aufstehen sollte und daß sie ihn im anderen Falle nach dem Baden am Strande erwarte.

Es traf sich, daß der Tag trübe war, der Himmel hing grau bewölkt herein, ein feucht kalter Wind, hie und da mit feinem Regen vermischt, blies von der See her über den Platz. Ihr war, als sei gestern der Sommer abgereist. Wie bleiern und stumpf das Alles dalag. Ihr Vater kam nicht, sie war allein mit sich und ihren Gedanken. Viele Bekannte, namentlich Herren, grüßten sie. Sie erwiederte die Grüße aber so kalt, abweisend, daß Niemand den Muth fand, sie anzureden. Nach beendetem Konzert machte sie, von innerer Unruhe getrieben, einen Gang durch das Dorf. Sie wunderte sich, daß es ihr noch nie aufgefallen war, wie enge, wie beschränkt, wie trostlos eigentlich das ganze Nest war, dicht hinter den paar, für die Fremden gebauten Straßen. Was für Fischaugen diese Norderneyer Eingeborenen hatten in den gedankenlosen Köpfen. Ein Geruch von Schmierstiefeln und halbnassen Netzen begleitete sie überall hin. Sie wurde ihn den ganzen Tag über nicht mehr los, auch nachher am Strande nicht. Sie blieb aufgeregt, verstimmt, durch und durch ruhelos. Das Meer rollte gewaltige Wogen heran und jagte den grauweißen Gischt bis zu den Dünen hinauf. Der Wind wurde stärker und

stärker, hier am Strande schien Alles Aufruhr und wilde Bewegung, und wenn sie ihre Augen schweifen ließ über die endlose Fläche, die sich da dehnte und dehnte ohne Grenzen und deren Rand am Horizonte sich kaum bemerkbar hob und senkte, schien ihr die ganze Insel nur ein Kiesel, mit dem die Wasser ihr Spiel trieben.

Die Theilnahmlosigkeit der Natur reizte sie, sie war geärgert über Alles und Nichts. Die Meisterin des rücksichtsvollen Verkehrs verlor für Augenblicke die Beherrschung des Tons. Sie war launisch, fast ungezogen einigen Badebekanntschaften und selbst ihrem Vater gegenüber, so daß der sie ganz besorgt fragte, was sie denn eigentlich hätte. Da erschrack sie, schob es auf das Wetter und versuchte, sich zusammenzunehmen.

Aber der Aufenthalt auf Norderney war ihr verleidet. Es war unerträglich hier, ihr war, als könnte sie nur anderswo sich selbst befreien, sich selbst wiederfinden. Als auch am Nachmittag das Wetter sich nicht besserte, sondern eher noch verschlechterte, benutzte sie das als Vorwand, ihren Vater zu überreden, den gemeinschaftlichen Aufenthalt abzubrechen und früher, als beabsichtigt, nach Hamburg zurückzukehren. Er schüttelte den Kopf, gab aber schließlich nach.

Am dritten Tage nach Lundströms Abreise kehrten sie mit dem Friesen am Vormittag bei ablaufender Fluth über Cuxhafen nach Hamburg zurück. Als sie

sich an Bord des Dampfers begaben, hellte sich das Wetter schon etwas auf und während der Ueberfahrt, als es besser und besser wurde, machte ihr der alte Herr einige launige, spöttische Vorwürfe, daß sie sich so unnöthiger Weise hätten verjagen lassen.

Sein Lächeln war ihr beunruhigend. Er brachte einige Male das Gespräch auf den norwegischen Maler, der ihn ungemein interessirt habe. Der Gedanke, demnächst mit ihr auf einige Wochen nach München zu gehen, gefiel ihm. „Ob sie nicht auch Lust hätte, zu sehen, was der ungewöhnliche Mann eigentlich könne.“ Das Alles schien ihr absichtlich zu klingen. Sie hatte das beängstigende Gefühl, als könnten die Leute ihr ansehen, was für ein gefährliches Geheimniß sie in sich trug, die stolze Tadellose.

Man kam in Cuxhafen, in Harburg und endlich in Hamburg an. Tante Susanne und Fred empfingen sie am Venloer Bahnhof. Fred hatte für Alles gesorgt. Der Spreckelsensche Wagen nahm die drei mit dem nicht umfangreichen Gepäck des alten Herrn auf und führte sie nach dem Uhlenhorster Heim. Sie selbst fuhr mit ihrem Sohne und der Bonne, von einem Gepäckwagen gefolgt, sogleich nach ihrer Besitzung hinaus.

Zu Hause zogen die Pflichten der Herrin sie einigermaßen ab. Der durch langjährige Gewohnheit gefestigte tägliche Verlauf des Lebens wirkte beruhigend

auf sie; daß der Doktor noch nicht zurück war, trug dazu bei. Sie begann aufzuathmen.

Nur ihr Vater machte es ihr schwer. Er kam wiederholt auf München zurück. Bei seinen häufigen Anwesenheiten draußen und auch, als sie hineingefahren war, um Tante Susannen einen längeren Besuch zu machen, versuchte er, sie mit allen Mitteln zu der Reise zu überreden.

Eines Nachmittags kam er sogar zu dem ausschließlichen Zwecke zu ihr hinausgefahren, ihr einen Brief vorzulegen, den der „Norweger" ihm geschrieben hatte. Auf dickem, narbigem Papier großen Formates standen die kraftvollen Schriftzüge. Die Handschrift war steil, klar und deutlich, sie war sehr eigenartig und schön, dabei sah man es ihr trotzdem an, daß der Verfasser dieses Briefes kein Vielschreiber war.

„Hochgeehrter Herr!", so lautete der Brief, „Sie hatten mir freundlich erlaubt, unsere, durch die heulende Dampfpfeife etwas jäh unterbrochene Unterhaltung auf diese Weise wieder aufzunehmen, und ich theile Ihnen mit, daß es mir gelungen ist, für mein großes Bild Mittagsschwüle einen vorzüglichen Platz zu erhalten. Man macht mir große Hoffnungen; am werthvollsten würde es mir aber doch sein, wenn Sie den flüchtig entworfenen Plan ausführen und es sich einmal ansehen wollten. Haben Sie die Gefälligkeit, Frau Doktor Marschall die Versicherung meiner voll-

kommenen Ergebenheit zu überbringen und reden Sie der gnädigen Frau recht zu . . . . ."

Diesem Wunsche Ralf Lundströms kam Herr von Spreckelsen mit Eifer nach. Katherine aber gewann es nur sehr schwer über sich, äußerlich ganz ruhig zu bleiben. Sie hatte eine unsägliche Angst, daß ihr Vater Verdacht geschöpft hätte, daß er sie prüfen wolle. Sie dürfte sich nichts merken lassen,' nicht das Mindeste, sagte sie sich. Wenn man eine Ahnung hätte, mit welcher unheimlichen Gewalt es sie nach München zog! Sie lehnte also endgültig ab, was es sie auch kostete, indem sie ihre Hausfrauenpflichten und die bevorstehende Ankunft ihres Mannes vorschützte. „Es wäre doch sehr rücksichtslos," sagte sie, „wenn ich vor seiner Ankunft schon wieder verreiste. Es scheint mir, daß er Anspruch darauf hat, daß ich ihn hier empfange nach einer sechswöchentlichen Abwesenheit. Später kann man ja noch darüber reden." Da meinte aber der alte Herr, ihrem Manne könne es garnichts schaden, wenn er etwas weniger rücksichtsvoll behandelt würde. „Ich habe mit Dir eigentlich nicht davon reden wollen. Aber ich will jetzt doch gestehen, daß das gerade mit ein Grund ist, Dir zu München zuzureden. Mir sind da einige Seitensprünge des Herrn Schwiegersohnes zu Ohren gekommen. Ganz zufällig natürlich. Crooker hat es für seine Pflicht gehalten, mir einige Andeutungen zu machen. Charles de Vere und der spanische Herzog haben ihn am Nord-

kap getroffen in Gesellschaft einiger unserer bekanntesten jungen Lebemänner und mehrerer eben so bekannter „Damen“ von Karl Schultze.“

Katherine sah überrascht auf. Es that ihr leid, abgelehnt zu haben. Sie sah mit einem Mal ein, daß ihr Vater wirklich ohne jeden Hintergedanken gewesen war, daß er seiner Tochter nur ein Vergnügen hatte machen wollen und daß nur ein Rest alter Abneigung gegen den Doktor, ihm vielleicht unbewußt, mitgewirkt hatte. Aber es war nun zu spät. Das, was sie da eben hörte, durfte auf keinen Fall ein Grund sein, ihren Entschluß zu ändern. Wohl aber war es ihr höchst willkommen als ein Anlaß, den zu finden sie vergeblich ihr Gehirn zermartert hatte. Vor dem Wiedersehen schon hatte sich ihrer eine tiefe Abneigung, ein fast körperlicher Widerwille vor ihrem Manne bemächtigt, wenn sie hie und da mit jähem Schrecke an ihr künftiges Eheleben dachte. Jetzt durchzuckte es sie fast freudig, als sie ihrem alten Vater gegenüber saß und der ihr schonend Mittheilungen machte, von denen er annahm, daß sie ihr schmerzlich sein müßten. Sie frohlockte über die Handhabe, die das Geschick ihr bot.

„Was liegt mir daran,“ sagte sie. „Diesen Verdacht, oder vielmehr diese Ueberzeugung habe ich schon lange. Es ist mir aber immerhin lieb, durch Dich zuverlässige Bestätigung zu erhalten. Ich werde mein Verhalten danach regeln. Die äußere Form wird er, denke

ich, soweit beobachten, wie unsere Gesellschaft das verlangt, und mich nicht zwingen, etwas zu sehen, was uns nöthigen würde, seinen Geschmacklosigkeiten Folgen zu geben, die er wohl selbst sehr lebhaft zu vermeiden wünscht. — — Mach ihn, wenn Du willst, auf dieses Erforderniß aufmerksam; ich wünsche aus dem Spiele zu bleiben."

Der alte Herr war ganz betreten von dieser eisigen Antwort. Auf dem Rückwege kam er im Wagen aus dem Kopfschütteln garnicht heraus. „War das seine leidenschaftliche Tochter? Und um diesen Mann hatte sie Himmel und Erde in Bewegung gesetzt! Was Störtebeker wohl dazu gesagt haben würde?"

Als Doktor Marschall kurz darauf zurückkehrte, war er sehr unangenehm überrascht, als sein Schwiegervater ihn allein auf dem Altonaer Bahnhof empfing und ihm in sehr ausgiebiger Weise die Meinung sagte über seine liederlichen Streiche und das, was er seiner Tochter, einer von Spreckelsen, schuldig wäre. Der Alte ließ keine Erwiderung zu. „Machen Sie keine faulen Ausreden, ich bin genau unterrichtet", sagte er mit verletzender Unhöflichkeit, und fuhr dann schroff fort: „Mißverstehen Sie mich übrigens nicht: Wir regen uns über Sie nicht auf, auch meiner Tochter haben Sie ja keineswegs einen Gemüthskummer bereitet. Sie scheint schon längst mit Ihnen fertig zu sein. Thun und lassen Sie, was Sie wollen, aber hüten Sie

künftig gefälligst den äußeren Anstand auf das Peinlichste, wenn ich bitten darf. Wir wünschen nichts zu sehen. Zwingen Sie uns aber dazu, so werden wir Sie aus unserer Familie einfach wieder entfernen. Meine Tochter kommt nicht in der Leute Mäuler als Ihre von Ihnen vernachlässigte Frau."

Das war eine sehr unangenehme Abkühlung für Doktor Marschall nach den hübschen kleinen Thorheiten der Nordlandsfahrt. Noch unangenehmer aber war es ihm, als er bei seinem Nachhausekommen vollständig veränderte Einrichtungen vorfand. Ihm war neben seinem Arbeitszimmer ein Schlafzimmer eingerichtet, und seine Frau war neben das des kleinen Tonio und seiner Bonne übergesiedelt. Zwei anstoßende Räume waren in ein großes Wohnzimmer und in eine kleine reizende Bibliothek umgewandelt worden. In dieser zusammenhängenden Wohnung des oberen Stockwerkes hielt sich seine Frau fast ausschließlich auf, wenn sie nicht im Haushalte beschäftigt war. Zutritt hatte er nicht.

Jedes Eingehen auf die Gründe der Veränderung hatte sie mit eisiger Ruhe abgelehnt. Man sah sich nur bei den Mahlzeiten. Er mußte sich fügen, denn auf einen Bruch wollte er es nicht ankommen lassen.

Leichtlebig wie er war, beruhigte er sich nach und nach, als Niemand auch nur mit der leisesten Andeutung auf die Geschichte zurückkam. Du lieber Gott!

Was hatte er denn Großes gethan! Was die Anderen in gleich bequemer Lebenslage auch thaten! Mit seiner Frau würde sich das schon wieder geben. Daß er sie besonders verletzt hatte bei ihrer großen Liebe zu ihm, das war ihm einleuchtend, aber lange würde sie es ja nicht aushalten. — —

Es vergingen mehrere Wochen. Es war ihm immer, als wenn er bei sich zu Gaste wäre, namentlich, wenn sie Gesellschaft hatten. Schließlich wurde es doch sehr unangenehm. Kein lautes Wort fiel, aber in Nichts veränderte sich ihr Benehmen. Hie und da war er recht ärgerlich auf sich. Warum war er nicht vorsichtiger gewesen!

Inzwischen hatte Lundström mit seinem Bilde gewaltigen Erfolg errungen. Berichte waren durch die großen Zeitungen Deutschlands und des Auslandes gelaufen, in denen das Bild bald leidenschaftlich angegriffen, bald begeistert gepriesen wurde, immer aber im heftigen Für und Wider der Meinungen fast als der Mittelpunkt der ganzen Ausstellung erschien.

Wie er dastand vor ihrer Seele, den Freund und Feind bewundern mußte.

„Das ist er“, sagten die einen, „der Messias, der langerhoffte, göttergesandte Meister, der das von uns Allen dunkel Geahnte klar, herrlich, packend in hinreißender Wirklichkeit geschaffen hat. Ein großer, ein genialer, ein neue Bahnen eröffnender Künstler.“

„Schade", klagten die anderen, „schade um dieses unleugbar groß angelegte, bedeutende Talent, dessen Irrthum gerade dadurch zum Verhängniß werden kann für die Kunst."

Die Berichte fanden ihren Weg schließlich auch in Hamburger Blätter und eines wußte sogar gerüchtweise zu melden, das Bild, das Ereigniß des Jahres, sei bereits nach Dresden an die Königliche Gallerie verkauft.

Herr von Spreckelsen las den Artikel und kam wieder auf den Münchner Plan zurück. Als aber bald darauf ein zweiter Brief Lundströms ankam, in dem er den Verkauf nach Dresden bestätigte und mittheilte, daß er sein Gemälde selbst dort aufstellen würde, und in dem er nochmals bat, ihm doch das Vergnügen zu machen, es gemeinschaftlich mit ihm anzusehen, da wollte er gar keine Bedenken mehr gelten lassen. Namentlich da nun auch die Entfernung so wesentlich verkürzt wäre. Er machte es seiner Tochter dadurch sehr leicht, nach und nach in ganz unauffälliger Weise sich für den Gedanken gewinnen zu lassen.

Eine Reise nach Dresden und der sächsischen Schweiz wurde beschlossen.

Für Doktor Marschall war es beinahe eine Erleichterung, als er Frau und Schwiegervater nach der Bahn bringen konnte.

In Dresden begrüßte sie Lundström, dem Herr

von Spreckelsen die Stunde ihrer Ankunft mitgetheilt hatte, am Bahnhof und geleitete sie nach dem Hotel Bellevue, wo sie Wohnung bestellt hatten.

Katherine brannte, Lundströms Bild zu sehen, und selbst der alte Herr war ganz außerordentlich neugierig darauf, weniger wohl aus eigentlichem Kunstinteresse, als weil ihm der Mann gefiel.

So wurde denn der Besuch des Bildes schon für den nächsten Morgen, und zwar zu einer sehr frühen Stunde, verabredet. Man wollte gerne die Gallerie noch etwas leer finden, was aber trotz dieser Vorsichtsmaßregel nicht eben gut gelang. Die Mittagsschwüle hatte auch hier in Dresden zuviel Aufsehen erregt, sie hatte auch hier einen heftigen Kampf der Meinungen heraufbeschworen. Die Leute, die ohne irgend welche vorgefaßte Schulmeinung einem Kunstwerke gegenübertreten und es unbefangen auf sich einwirken lassen, ohne eine Untersuchung darüber anzustellen, wie die Wirkung zu Stande kommt, die es auf sie ausübt, waren allerdings noch nicht, oder doch wenig vorhanden, dafür waren aber jene Anderen schon ziemlich stark vertreten, für die ein neues, Aufsehen erregendes Bild zum Geschäft gehört: Ausübende Künstler, die Häuptlinge der entgegenstehenden Richtungen, Berichterstatter der Tagespresse und berufsmäßige Kritiker . .

Als Lundström mit den beiden Hamburgern erschien, wurde er von allen Seiten theils außerordentlich

höflich, theils mit wahrer Begeisterung empfangen. Seine Anhänger drängten sich an ihn, vielleicht auch in der Hoffnung, bei dieser Gelegenheit der schönen Frau vorgestellt zu werden und die Bekanntschaft des feudal aussehenden alten Herrn zu machen. Lundström schien aber keineswegs die Absicht zu haben, den guten Freunden den Gefallen zu thun. Er führte Katherinen an den Punkt, von dem aus sein Gemälde am besten zu sehen war und trat dann mit Herrn von Spreckelsen hinter sie.

Katherine, auf ihren langen Sonnenschirm gestützt, beugte sich vor.

Einige Minuten lang sah sie unverwandt auf das Bild. Keine Muskel regte sich. Ihr Antlitz blieb unbeweglich. Doch nach und nach schienen ihre Augen größer zu werden, eine tiefe Blässe legte sich über ihr Gesicht. Im Anschauen versunken hatte sie keine Ahnung, daß die ganze kritische Versammlung mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgte, welchen Eindruck Lundströms Schöpfung auf sie machte. Sie hatte vollständig vergessen, wo sie war. Das Bild hatte sie gefangen genommen.

Sie stand nicht vor einem Stück bemalter Leinwand, sondern in einer nordischen Gebirgslandschaft: Rechts stieg eine schroffe, zerrissene Felswand himmelan, an der wie angeklebt eine kleine Gebirgsmatte, ein Rasenfleck, im grellen Scheine der Mittagssonne lag,

deren Strahlen von der Felswand zurückprallten. Ganz vorn und links setzte sich der Abgrund fort, und die Wand fiel wieder fast lotrecht, und zwar wie es schien, ins Meer ab, das weit hinaus, mit einigen weißen Segeln am Horizonte schimmerte. Katharine sah in ungeheure Ferne. — Einige ganz leichte Wölkchen legten sich, nur wenig höher als die Wiese, um die Felsen. Etwas tiefer zog ein Adler seine Kreise. Sie hatte das athembeklemmende Gefühl, als stünde sie selbst haltlos in schwindelnder Höhe, in der die glühende Luft um die scharfe Kante des Felsens zitterte und aufsteigend die Grashalme leise bewegte. Wenige Schritte vom Felsenrand lag ein Mädchen, nur bekleidet mit einem kurzen, blau und roth gestreiften, wollenen Rock und leinenem Hemd mit weiten Aermeln, ein Kopftuch um das schwere Haar, Füße und Beine nackt. Von der Mittagsschwüle ermattet, ruhte sie im Grase, eine Sichel neben sich.

Katharine sah das Mädchen in greifbarer Wirklichkeit vor sich. Mit den Füßen gerade auf sie zu lag sie wenige Armlängen vom Rande des Abgrunds, über den hinweg die letzten Gräser und Blumen nickten. Das rechte Bein hatte sie emporgezogen und aufgestemmt, um sich gegen das Hinabrutschen zu sichern. Ueber der schrägen Linie des blauroth gestreiften Rockes wogte unter dem weißen Hemd der Busen, das wundervoll herbjungfräuliche Gesicht war vom

Kopftuch beschattet, die Hände lagen gefaltet unter dem Hinterhaupt und von den starken weißen Armen waren die weiten Aermel zurückgefallen. Die Augen waren offen, sie schlief nicht, — sie träumte.

Eine Welt lag in diesen unergründlichen Augen: Wildheit, Trotz, sprödes Kraftgefühl, und doch wieder Weichheit und Sehnsucht — heißes schwüles Sehnen.

Heftige mit ängstlicher Furcht gemischte Antheilnahme an diesem Mädchen bemächtigte sich Katharinens. Sie sah die Gefahr vor ihr, die Gefahr in ihr. Und die Furcht wuchs zum Grausen, als sie, den Blick endlich von der Hauptfigur des Bildes losreißend, rechts in dem schwarzen Schatten, den ein Felszacken in der grellen Mittagssonne auf die Ecke der Matte warf, einen Mann erblickte: Die nervigen Fäuste ins Gestein klammernd, stieg er herauf; nur der Oberkörper und ein Stück des linken Beines war zu sehen, dessen Fuß auf einem handbreiten, mit spärlichem Grase bewachsenen Vorsprunge Halt gefunden hatte. Der Kopf war vorgereckt, dem Mädchen zugewandt, unbedeckt. Der Hut mochte in schwindelnde Tiefe gefallen sein beim halsbrecherischen Aufstieg. In wildem Ueberflusse bedeckte kurzgelocktes, hellblondes Haar den Schädel bis in den Nacken hinab. In dem luftgebräunten Gesicht mit der leicht gebogenen, scharf gezeichneten Nase und in dem Auge, das unverwandt auf sein dicht vor ihm be-

findliches Ziel gerichtet war, lag wilde und dabei kalt entschlossene Begierde.

Katharine wußte, was ihn herauf geführt hatte, nicht wie es enden würde. Vielleicht liebt das heldhaft prächtige Mädchen im kurzen blauen Röckchen den Mann da und hat sich nur noch nicht beugen wollen vor ihm. Vielleicht glaubt sie noch, ihn, der ihr Herr sein will, zu hassen, während er sie doch schon, ihr selber unbewußt, besitzt. — Vielleicht aber ist es ein sanfter Mann, ein Jüngling, nicht von ihrer eigenen herben Art, dem sie drunten im Thal ihr Herz geschenkt hat. Vielleicht träumt sie von einem Fernen, nicht von dem, dessen Nähe sie nicht ahnt. Was auch immer! Seine Augen zeugen von einem stählernen Willen, sie sagen, daß er sie haben wird, so oder so, unbedingt, in Liebe oder mit Gewalt, wenn nicht über ein Kleines die Brandung, deren Tosen kaum als leises Flüstern heraufdringt, mit zwei zerschmetterten Leichen spielt. —

Katharine kam wieder zu sich, sie sah wie erwachend auf. Sie streifte die Umstehenden mit einem Blick und wandte sich zu Lundström um. „Gehen wir!“ sagte sie kurz. Ihr Vater war erstaunt. Er fand es unhöflich, in dieser Weise den Maler zu behandeln. Das Thema war ja gewagt, sehr gewagt, aber sie hätte ihm doch ein Wort sagen können.

Lundström selbst aber war hochbeglückt. Er hatte

ihr ins Auge gesehen und er wußte, daß er hoch in ihrem Urtheile stand, so hoch, daß es ihr nicht möglich war, es ihm in Gegenwart der Anderen zu sagen. Er konnte warten. —

Sie gingen, um nach Lundströms Atelier zu fahren, das er sich, da er vorläufig in Dresden zu bleiben gedachte, auf der Emser Allee, halben Weges nach Blasewitz, eingerichtet hatte. Sie war wie im Traum. Sie hörte ihren Vater und Lundström mit einander reden und verstand dabei niemals, was sie sich eigentlich sagten. Lundströms Bild hatte Besitz ergriffen von ihr. Sie hatte viel von ihm erwartet, aber diese seine Schöpfung war viel mehr, unvergleichlich mehr. Diese greifbare Wirklichkeit in jedem Grashalme, in jedem Fädchen, in jeder Muskel allein, hatte schon eine unterjochende Gewalt. Man war nicht der Beschauer einer Darstellung, man war Augenzeuge des Vorganges. Und wie er die Menschen und Steine ihrer äußeren Erscheinung nach greifbar, deutlich, gegenwärtig, wirklich hingestellt hatte, ebenso klar und scharf sah man die Gedanken, die die Menschen bewegten, die gewaltige Energie zweier Naturen, die im nächsten Augenblicke zusammenstoßen mußten.

Katharine versuchte sich einzureden, daß das Bild vielleicht nur sie so überwältigte, daß Andere, denen der Maler gleichgültig wäre, auch sein Bild anders beurtheilen würden. Sie versuchte, ihre sonst so be-

währte Kritik zu wecken: Das ganze Bild war gewagt und die Stellung des Mädchens war das Gewagteste in jeder Beziehung, wie es so mit den Beinen gerade auf den Zuschauer zu dalag. Der schöne, mächtige Körper erschien in der denkbar größten Verkürzung. — Gewiß, aber die Schwierigkeit war mit unglaublicher Meisterschaft überwunden, das Wagniß war gelungen, vollkommen gelungen. Wer das so darstellen konnte, durfte es darstellen. Es gelang ihr nicht, an dem Bilde etwas anders zu denken, ohne es zu verschlechtern. Gerade durch dieses Bemühen, dadurch, daß sie sich immer damit beschäftigte, gewann es noch immer mehr und mehr Gewalt über sie. Sie saß in die Ecke des Wagens gedrückt — man hatte vom Schloßplatze aus eine einfache Droschke genommen — und sah über die halb geöffnete Scheibe hinweg in den grauen, feuchten Spätsommertag. Ein feiner Regen fiel gleichmäßig und fast lautlos, und doch war ihr, als läge sie selbst in glühendem Sonnenschein auf nordischem Felsenrande, hoch über den Wolken und Adlern, hoch über dem blauen, unendlichen Meer. Und etwas Unheimliches, Berückendes, Drohendes stieg herauf zu ihr in die Einsamkeit: Liebesheischen und Todeswehen. Sie fühlte des Schrecklichen zehrende, sengende Augen auf sich ruhen und das Gefühl wurde stärker und stärker in ihr, es zog sie unwiderstehlich, das Gesicht zu sehen, das da auftauchte über der Felsenkante: Sie wandte

leise den Kopf nach links und sah in Lundströms Augen, der ihrem Vater gegenüber in der anderen Wagenecke saß. Eine kurze jähe Röthe stieg Beiden auf — dann ließen sich die Augen los.

„Da sind wir schon", sagte Ralf Lundström, und seine Stimme klang wie sonst. Der Wagen hielt und man stieg hinauf in das oberste Geschoß des Hauses, wo der Maler seine Werkstatt aufgeschlagen hatte.

Während Herr Henricus von Spreckelsen aus Hamburg dicht hinter den Beiden die Treppen hinaufschritt, dachte er noch einmal daran, daß es doch eigentlich gar nicht höflich von seiner Tochter gewesen wäre, dem Maler so ganz und gar nichts Verbindliches über sein Bild zu sagen. Allerdings, der Gegenstand war etwas heikel. Diese Näherin da oben, in dieser Stellung, die augenscheinlich ein Stelldichein mit ihrem Liebhaber abgesprochen hatte und das sogleich haben würde und zwar ohne Zeugen. Der alte Herr lächelte. — Aber in Kunstsachen pflegte seine Tochter doch sonst das Bedenklichste in königlicher, vornehmer Unbefangenheit zu besprechen; und die Darstellung war doch meisterhaft, soweit er das beurtheilen konnte. — Wie solche Leute das nur fertig bringen? Man hätte ja darauf schwören mögen, daß das Mädel dalag, lebendig, athmend. Ein fixer Kerl, der Normanne! Vermuthlich würde er auch ein dickes Stück Geld an dem Dinge verdienen — — —

„Es ist etwas unbescheiden von mir“, sagte Lundström in diesem Augenblicke, sich zu ihm umwendend, „Sie diese vier Treppen herauf zu bemühen. Aber Sie wissen, für ein gutes Atelier steigen wir Maler so hoch wies verlangt wird. — Uebrigens werden Sie entschädigt werden, die Aussicht, die Natur selbst wird Sie belohnen, wenn das, was ich von ihr abgeschrieben habe, auch nicht dazu ausreicht.“

„O bitte bitte! Das macht nichts!“ antwortete Herr von Spreckelsen. „Ich bin noch ganz gut zu Fuß und erstaunlich neugierig, noch mehr von Ihnen zu sehen.“

Lundström hatte Recht. Von seinen, nach Norden gehenden Atelierfenstern aus sah man das herrliche gegenüberliegende Elbufer mit seinen schönen Bauten: Ganz rechts ein stolzer, burgartiger Sitz, den ein reich gewordener Fabrikant aus Manchester sich hatte bauen lassen und der nun dalag, wie ein echtes Stück altenglischer Feudalität, links davon die Albrechtschlösser.

Von den Fenstern des anstoßenden Zimmers aber, das des Hauses Ecke nach Osten bildete, schweiften die Augen über den ganzen mächtigen Bogen des Stroms bis hinter Blasewitz. Wie ein riesiges Amphitheater ansteigend, erhoben sich die grünen, mit Villen übersäten Loschwitzer und Wachwitzer Höhen und schlossen das Bild am Horizonte ab. — Es war entzückend.

Nachdem seine Gäste sich der Aussicht gefreut

hatten, rollte Lundström ihnen bequeme Lehnstühle in günstiges Licht vor den Tisch und begann aus großen Mappen Skizzen und Entwürfe vorzulegen: Viele italienische aus vorigem Jahr und Studien von seiner letzten Fahrt ins heimathliche Nordland.

Den alten Herrn fesselte er damit. Katharine aber bemerkte ein Gemälde, von ziemlich großen Maßen, das schräg zum Fenster gestellt auf der Staffelei stand und das man von diesem Platze aus nur von hinten sehen konnte. Das zog sie an. Es war ihr ganz lieb, daß die Beiden am Tische festgehalten waren. Sie sah sich einige der Sachen, über ihres Vaters Schulter gelehnt, mit an, dann schaute sie sich etwas in dem großen Raume um und näherte sich nach und nach dem Bilde.

Jetzt sah sie es. Die Arbeit war fast vollendet. Es war wiederum eine Darstellung von packender Wirklichkeit, der Vorgang klar, bis in die letzten Gedanken verständlich: Eine stille, friedliche süditalienische Bucht im weichen Dunkel der Nacht. Der Mond scheint nicht, die Sterne aber in voller Pracht. Ein schmaler Streifen des Meeres plätschert am Rande des Vordergrundes den flachen Strand hinauf. Rechts wird die Bucht von einer schmalen, bewaldeten Landzunge abgeschlossen. In weiter Unendlichkeit blitzt die See auf zwischen den Bäumen hindurch. Dahinter liegen an den Stämmen vertaut normannische Kriegsdrachen. In

der Mitte brennt ein Dorf, dessen Flammen vereinzelte, zwischen Olivenhainen liegende Hütten, den Strand, die Pfade und den nahen Wald beleuchten.

Die Gruppen der Kämpfenden oder vielmehr der Flüchtenden und der Vernichter waren meisterhaft: Der tödtliche Schreck der ruhigen Bewohner dieses stillen Erdenwinkels vor den furchtbaren Seeräubern, die im Schutze der Nacht herangesegelt, die nichts ahnende Küste überfallen haben, lag über dem Bilde. Die Angst vor den Erbarmungslosen ergriff Katharinen mit.

Und mit einem Male überlief es sie eiskalt, als ihr Auge auf eine Gruppe in der Mitte des Vordergrundes fiel: Mit prächtigen Goldspangen um die nackten Arme riß ein riesiger Normanne ein blühendes Weib an sich. Dicht hinter ihnen lag ein zerschmettertes Knäblein auf den Steinen des Strands und zu Füßen des Weibes ein braunlockiger, braunäugiger Mann, den Schädel breit gespalten von der zweischneidigen Streitaxt, auf die sich noch des Häuptlings Rechte stützte.

Wie vergeblich das Sträuben des herrlichen Frauenleibes in diesem nervigen Arm!

Katharine schauderte. Sie dachte an die Düne auf Norderney und ihre Gedanken, da sie Lundström zum ersten Male sah. Und die Augen der Frau: Entsetzen, Todesschrecken, Abscheu lagen darin, und dennoch war auch Bewunderung der Siegesgröße, Er=

staunen und Sichbeugen vor ungeahnter, überwältigender Manneskraft, schmelzender Stolz und schon aufkeimendes Begehren in dem Blicke, mit dem sie an dem Ueberwinder emporblickte, dessen stahlblaue, leuchtende Augen sieghaft lachend seine schöne Beute umfaßten.

Das also hatte Ralf Lundström geschaffen in den letzten Wochen, diesen Recken, der Mann und Kind erschlug und sich seine Frauenbeute holte mit der blitzenden Axt in der Faust. Ein Gedanke durchzuckte sie, — sie taumelte — ein stöhnender Laut traf das Ohr der beiden Herren.

„Mein Gott, Katharine! Was ist Dir?" rief Herr von Spreckelsen und eilte erschrocken auf seine Tochter zu, die todtenblaß, die rechte Hand auf die Fensterbank gestützt, an der Wand lehnte.

Auch Lundström war sofort bei ihr. Schon kam sie wieder zu sich. Mit eiserner Willensanstrengung faßte sie sich. Sie ließ sich in den Lehnstuhl gleiten, den der Maler herangeschoben hatte und lehnte lächelnd das Glas Wasser ab, das er ihr brachte.

„Das Bild ists, ich war unvorbereitet. Die Wirkung, die es auf mich ausübte, wird Ihnen eine Schmeichelei sein. — Sie haben ein gewaltiges Werk geschaffen."

Lundström sah ihre Augen und wußte, was er zu thun hatte. „Sie sind sehr gütig, gnädige Frau, hoffentlich überschätzen Sie es nicht allzu arg", sagte

er. Und dann fuhr er zu Herrn von Spreckelsen gewandt, dem er ebenfalls einen Lehnstuhl heranrollte, in ruhig plauderndem Tone fort: „Wie finden Sie es? — Bitte, nehmen Sie Platz! Von hier aus haben Sie das richtige Licht. — Finden Sie den Gedanken klar zum Ausdruck gebracht? Isländische Wikinger ein Dorf an der süditalienischen Küste überfallend. Das hat sich sehr oft so zugetragen. Die biederen Vorfahren haben sich rothes Gold und schöne Frauen von den italienischen Küsten geholt, Jahrhunderte lang. Sie faßten es als ihren Beruf auf, als ihre Stellung im Schöpfungsplan sozusagen. Wenn sie da oben saßen, dicht an den Grenzen des Reiches der Eisriesen, so überfiel sie die Sehnsucht nach Italiens Sonne und Reichthum, nach seiner Schönheit, seinen Weibern und seinem lachenden Grün mit zwingender Gewalt. Noch heute sagen die Nachkommen auf Island, obschon sie nicht mehr wissen, von wannen das Wort kommt: „Ich bin feigenhungrig," wenn sie sich so nach etwas sehnen, daß sie es durchaus haben müssen. Dieser Seekönig da ist ausgesegelt, um sich eine Frau zu holen von Italiens lachender Küste. Auch das kam häufig vor. Und merkwürdiger Weise erzählt die Geschichte, daß diese Frauen alle mit rührender Liebe an ihren Nordlandshelden gehangen hätten. — „König Eriks Brautraub" will ich das Bild nennen."

„Sehr schön! Sehr schön!" meinte der alte Herr,

„soweit ich das verstehe. Ich bewundere Sie immer mehr. Aber Sie stellen starke Anforderungen an die Nerven Ihrer Zeitgenossen,“ setzte er hinzu. „Sie malen wohl überhaupt nur für Männer und zwar für solche von Ihrem eigenen Schlage?“

Der Maler antwortete scherzend. Man tauschte noch einige Bemerkungen über die Kunst im Allgemeinen, über seine Kunst im Besondern. Und dann fuhr Herr von Spreckelsen mit seiner Tochter wieder nach dem Hotel Bellevue, nicht ohne Lundström zum Mittagessen eingeladen zu haben, nachdem die Frau Tochter ihre Zustimmung mit einem verbindlichen: „Aber natürlich, es wird mir ein Vergnügen sein“, gegeben hatte.

Der Verkehr zwischen seinen Besuchern und Lundström wurde in den nächsten Tagen immer lebhafter. Man machte auch Ausflüge miteinander, bei denen Herr von Spreckelsen übrigens immer lieber von der Partie war, als bei den häufigen Besuchen in den Sammlungen, namentlich in der Gemäldegallerie. Davon fing er auch nach und nach an, sich zurückzuziehen. Das konnte Katherine mit dem Herrn Maler sehr gut allein machen. — Die Beiden waren sehr viel zusammen.

Vierzehn Tage später stiegen eines Morgens in der Emser Allee ein Herr und eine Dame die Treppen zu Lundströms Malerwerkstatt hinauf. Sie unterhielten sich in fremder Sprache. Beide waren blond und hatten

blaue Augen. Der Herr war nicht groß, ein wenig schmal, er sprach etwas nervös, aufgeregt. Die Dame überragte ihn. Ein reizendes junges Mädchen voll Kraft und gesunder, anmuthiger Natürlichkeit. Sie sprach ruhig, tönender als ihr Bruder, der nicht sie, sondern den sie die Treppen hinaufführte. Von Zeit zu Zeit unterbrach sie sich mit einem kurzen, munteren, hellen Auflachen. „Was Ralf wohl für ein Gesicht machen wird, wenn wir ihm so unvermuthet auf die berühmte Palette fallen?“ sagte sie.

„Er wird sich freuen, Hilde, er wird sich freuen, daß wir ihm unseren Glückwunsch persönlich bringen. — Meinst Du, daß er stolz geworden sei durch seinen Ruhm? — Da kennst Du ihn schlecht. Er schrieb doch immer sehr besorgt um meine Gesundheit, sehr liebevoll, ganz unverändert wie er immer war.“

„Unsinn, Elis! Das meine ich doch nicht. Ich würde Ralf schön auslachen. Daß er einmal berühmt, ein ganz großer Mann werden müßte, das haben wir alle Drei doch immer gewußt. Aber wir können ihm ungelegen kommen. Deine Idee, ihn zu überraschen, finde ich gewagt. Wir hätten ihm schreiben sollen. Wer weiß, worin wir ihn stören? Vielleicht ist er garnicht zu Hause.“

Ihre Befürchtung schien sich zu bestätigen, denn sie klingelten vergeblich oben an der Thür, zweimal, dreimal, es wurde ihnen nicht aufgethan.

Elis Lövborg schob seine Karte, auf die er einige Worte mit Bleistift geschrieben hatte, in den kleinen Briefkasten, der rechts von der Thüre hing, und stieg mit seiner Schwester die vier Treppen wieder hinunter.

Und dennoch war ihr Klingeln gehört worden. Drinnen war Frau Doktor Marschall aufgefahren: „Man kommt! Man darf mich hier nicht finden!“

„Unbesorgt“, hatte Lundström ihr geantwortet, „man kommt nicht, man möchte kommen. — Die Frau, die meine Räume in Ordnung hält, darf mich nie vor Mittag wieder stören. — Wer da draußen klingelt, wird gehen, wenn er nicht eingelassen wird.“

„Es ist schon spät, ich muß nach Hause. Es ist so entsetzlich unvorsichtig, daß ich hierherkomme.“

Katharine sprach hastig, aufgeregt.

„Und eigentlich auch zwecklos, recht thöricht in der That“, sagte Lundström, und in seiner Stimme grollte verhaltener Zorn. „Daß Du Dich mir vorenthalten willst, könntest Du mir ebenso gut in Deinem Salon sagen, ohne Deinen Ruf so sehr überflüssiger Weise zu gefährden.“

„Sei nicht undankbar, Ralf. Was mir irgend möglich war, habe ich Dir gewährt. Was Du forderst, kann ich Dir nicht geben; ich habs versucht, Du weißts. Ich kann es nicht. Der Gedanke, Dir dann eine von Vielen . . . .“

Lundström unterbrach sie: „Ausrede. Du bist

die Selbstsucht. Du schüttest alle Reize Deiner Schönheit über mich aus Deinetwegen, Du kommst hierher, um Dich zu berauschen an meiner Liebe. Du nimmst mich, aber Du giebst Dich nicht dafür. Unsere Liebe ist kein Abenteuer für mich. Ich will Dich nicht nur gewinnen, sondern auch behalten; das weißt Du. — Nicht aber weiß ich es von Dir. Du spinnst Ränke. Du erregst meinen Argwohn. — Hüte Dich: Ich lasse nicht mit mir spielen."

„Ralf!" rief Katharine und lag im nächsten Augenblicke an seiner Brust. „Ralf, wie darfst Du an meiner Liebe zweifeln?" Der Ton ihrer Stimme war von herzzerreißender Wahrheit, und als der Maler ihr in die schönen Augen blickte, glätteten sich seine Züge.

„Wie thöricht bist Du dann mit dieser krankhaften Furcht vor dem, was die Leute sagen, wie furchtsam! Sei gescheidt und muthig!" Und er führte sie zu dem breiten, niedrigen Divan, auf dem sie sich wieder niederließ. Dann fuhr er, vor ihr im Zimmer auf und abgehend, fort: „Höre mich noch einmal an. Ich ertrage es nicht, daß Du mir Alles giebst, nur das Höchste nicht, daß Du mir sagst, meine Seele und mein Leib sollen kein Geheimniß mehr haben vor Dir und daß Du mir doch nicht gehörst. Daß noch immer etwas in Dir ist, was ich nicht verstehe. Daß Du meine Leidenschaft und mein Begehren erhitzest bis zum

Sieden . . . . Doch ich will ja ruhig sein.“ Und er blieb stehen und zwang seine wieder lauter und lauter gewordene Stimme zu leiserem Tone: „Mag ich meiner Natur nach etwas gewaltsam sein, so bin ich doch auch offen und ehrlich. Offen und ehrlich ist, was ich Dir vorschlage und also auch unserer würdig, auch Deiner: Wir gehen nach Italien; von dort aus schreibst Du ihm, daß Du nicht wieder kommst, sagst ihm, daß Du mir gehörst, und verlangst Deine Freiheit. Er wird gutwillig in eine Scheidung willigen.“

„Ja allerdings“, sagte Katharine, „die Meinung seiner Umgebung wird ihn dazu zwingen, sich von seiner durchgegangenen Frau scheiden zu lassen.“

„Was geht uns die Welt an!“ antwortete er. „Uebrigens, gut! gehe nach Hamburg, aber machs kurz, der Mann ist einem Geschäft zugänglich. Du hast viel Geld, giebs ihm, und Du bestimmst die Form, in der die Trennung nach außen erscheint. Opfere dafür Dein Vermögen. Ich brauch es nicht. Hoffentlich hast Du soviel Vertrauen in meine Kunst, daß Du Dich nicht vor Nahrungssorgen bei mir fürchtest.“

„Auch ich habe flüchtig daran gedacht, aber es geht nicht“, erwiederte Katharine. „Wir stehen zu sehr im Vordergrunde in Hamburg. Er ist pfiffig genug einzusehen, daß eine solche Abmachung nicht ganz verschwiegen bleiben würde. Er wäre unmöglich danach. Ich bedeute ihm seine ganze Stellung, seine glänzende

Praxis, er müßte Hamburg verlassen. Es ist nicht daran zu denken, daß er mich frei giebt."

„Nun dann also bleibe hier. Das ist mir das Liebste. Ich will Dich haben, Du Mörderin meiner Nächte." Und er lag vor ihr auf den Knieen und umschlang sie. Sie erwiederte seine Liebkosungen und schob ihn doch sanft von sich. Er merkte sofort den leisen Druck und sprang wild auf: „Da ist er wieder der Kreidestrich, der nicht überschritten werden darf! Es ist zum Wahnsinnigwerden mit Deiner Selbstbeherrschung! Willst Du mich oder willst Du mich nicht?" Und mit gespreizten Beinen stand er vor ihr, seine Arme schüttelnd. „Was gilt Dein Ruf, wenn Du mir gehören sollst künftig. Ich pfeife drauf. Oder willst Du nur deshalb nicht der schuldige Theil werden, in dem einfältigen Aktensinne, damit sie Dir das Kind zusprechen müssen. Hängst Du so sehr an seinem Sohn? Ich sehne mich nicht nach dem Bengel, nach Dir, nach Dir allein bin ich feigenhungrig."

Katharine bebte, ihre Hand griff nach dem Herzen. Es galt schnell zu handeln, wenn sie sich und ihr Glück retten wollte.

„Du bist außer Dir! Sei nicht bitter, Ralf! Glaube mir, Du bist mir Alles. Um Deinetwillen will ich Deinen Weg nicht gehen. Ich will denen, die tief unter mir stehen und tiefer unter Dir, nicht Gelegenheit, nicht das äußere Recht geben, auf mich

herab zu sehen und auf Dich, weil Du mich nahmst. Ich will keine Frau werden, über die man die Achseln zuckt, keine Gefallene, weil Du Dein Leben nicht an eine Gefallene binden sollst. — Mein Vorschlag ist besser, wir werden klüger sein. Wenn ich danach suche, werde ich Scheidungsgründe genug finden gegen meinen Mann. Ich werde gesetzlich frei sein und unbescholten und Dir in aller Rechtmäßigkeit angehören."

„Es ist Alles recht klug, es ist mir aber zu klug. Es ist mir ängstlich, wie Du Deine Liebe am Zügel führst. Du solltest über der Liebe zu mir Alles vergessen. Man kann nicht zween Herren dienen."

„Das kann man nicht, aber man kann dem einen Herrn häufig besser dienen, als er selbst will", sagte Katharine lächelnd und erhob sich und umschlang ihn und schmiegte sich an ihn und sah auf in seine Augen und schmeichelte: „Siehe, Du lieber Ungestümer! Ich liebe Dich nicht weniger, als Du mich. Ich fürchte, ich fürchte viel, viel mehr. Viel, viel zu viel. Aber ich bin weltklüger als Du, und ich will mein Glück sicher haben. — Wie hast Du mir doch neulich erzählt? Wenn König Erik das geraubte Weib an Bord seines Drachen hat, so wird er im Kreise seiner Mannen sich ihr vermählen, und die Ehe wird gültig sein nach den Gesetzen seines Stamms."

Er lächelte. „Daß ihr Frauen doch alle so viel mehr an den Formen, als an dem Inhalt hängt!

— Wie lange soll ich eigentlich auf Dich warten?“ sagte er.

„Es wird nicht lange dauern“, antwortete sie. „Ich komme morgen noch einmal, wir wollen dann Alles besprechen.“

Als Katharine zu Hause ankam, fand sie ihren Vater im Speisesaale auf der bedeckten Elbterrasse, sie schon längst zum Lunch erwartend. „Nun, Du bleibst sehr lange aus“, sagte er. „Hast Du Lundström nicht mitgebracht?“

„Nein“, antwortete Katharine, „er ist in seinem Atelier. Uebrigens glaube ich, haben wir ihn eigentlich schon zu lange seiner Kunst entzogen, oder vielmehr ich. Wir sind acht Tage länger geblieben, als wir wollten. — Wie denkst Du darüber, wenn wir morgen früh mit dem acht Uhr Zuge nach Hause reisen?“

Während sie sprach, hatte sie Hut und Handschuhe abgelegt und ihrem Vater gegenüber Platz genommen. Der Kellner begann aufzutragen.

Herr von Spreckelsen sah sie überrascht an. „Ja wenn Du es satt hast, gewiß; mich hält hier nichts. — Ich glaubte, Du unterhieltest Dich?“

„Ja ja, gewiß“, antwortete Katharine. „Aber Alles muß ein Ende haben. Lundström kann doch nicht davon leben, daß er meinen Fremdenführer macht. Wir halten ihn zu lange von der Arbeit ab.“

„Ja so“, meinte ihr Vater, „hast Du es ihm schon gesagt?“

„Das kann man ihm doch nicht so sagen und er wäre auch liebenswürdig genug, allerlei Einwendungen zu machen. Ich halte es für besser, brieflich von ihm Abschied zu nehmen und Deine Geschäfte als Grund der Abreise anzuführen. Ich werde ihm selbstverständlich einen sehr netten Brief schreiben und wie er es verdient, mich für Dich und mich auf das Verbindlichste bei ihm bedanken.“ —

Der alte Herr hatte nichts dagegen. Er war nur seiner Tochter wegen hier. Sie reisten also am anderen Morgen.

„Ich könnte mich vor Dir fürchten, Ralf, ob ich Dich schon kenne von Kind auf“, sagte Hilde Lövborg. „Deine Bilder wühlen einem die Seele um. — Die Mittagsschwüle haben wir uns gestern natürlich gleich angesehen. Elis hat mir immer jeden Zeitungsbericht darüber gegeben, dessen er hat habhaft werden können. Ich war so neugierig darauf, und meine Erwartungen waren sehr hoch gespannt. Daß mich das Bild aber so erschüttern würde, wie es mich wirklich erschüttert hat, hätte ich nie geglaubt. — Und nun wieder das hier, es ist schrecklich schön.“

Hilde Lövborg stand mit ihrem Bruder vor der Staffelei und sprach jetzt halb zurückgewandt lebhaft auf den Maler ein, der, beide Hände aufgestützt,

mit dem Rücken nach draußen, an der Fensterbank lehnte.

Hilde Lövborg war sehr schön. Er bemerkte es eigentlich erst jetzt. Wie sie dastand: Sanfte Röthe in dem anziehenden Gesicht mit der wunderbar klaren Hautfarbe, die nur der hohe Norden seinen bevorzugtesten Töchtern giebt, mit wogendem Busen, Liebe und Bewunderung für ihn in den Augen.

Er war im Lövborgschen Hause erzogen worden, nachdem er Vater und Mutter verloren hatte. Lövborg war seines Vaters Freund gewesen und der Knabe hatte wie ein eigenes Kind gegolten. Hilde hatte ihn und Elis immer nur ihren großen und ihren kleinen Bruder genannt. Er hatte sie einige Jahre lang nicht gesehen. Bei seinem letzten Besuche war sie bei Verwandten im südlichen Schweden gewesen zum Abschlusse ihrer Erziehung, und nun hatte ihn statt der erwarteten kleinen Schwester eine große, junge Dame von vollendetem Liebreiz begrüßt.

Ihre unverhohlene Zuneigung und vertrauliche Bewunderung thaten ihm sehr wohl. Doppelt wohl heute.

Er hatte gestern Nachmittag die, die ihm am nächsten standen im Leben, brieflich gebeten, heute erst so spät zu kommen, weil in seinen Gedanken nur Katharine war, weil er den Vormittag, an dem sie ihm versprochen hatte, zu kommen, für sie hatte frei halten wollen. Und sie war nicht gekommen. Und

er wußte jetzt ganz genau, daß sie schon gestern, während sie ihn küßte, die Absicht gehabt hatte, ihn zu verlassen, damit ihr Plan nicht in Gefahr käme.

Um ihretwillen, die ihn berückte, die ihn verzauberte, und die heimlich rechnete, während sie ihn umfing, um dieser Frau willen hatte er den Besuch der beiden Lieben da als Störung empfunden.

Wuth hatte ihn heute Morgen gepackt, als er Katharinens Brief erhielt. Er wollte sich frei machen, sich losreißen, brechen mit ihr, ja ihr Andenken zerstören. Er war nach seinen Skizzenbüchern gestürzt, um zu vernichten, was an sie erinnerte.

Sie hatte nicht gegeizt. Welche Fülle von Schönheit! Und da stieg sie auf aus den Blättern leibhaftig, körperlich, und machte ihn trunken mit ihren Reizen, wie sie immer gethan, und machte ihn wieder zum Sklaven.

Aber während er die Skizzen, die er hatte vernichten wollen, sorglos verschloß, stieg schon wieder Empörung auf in seinem Innern: Hingebung und lodernde Leidenschaft zeigte sie und verlor doch nie die Herrschaft über sich selbst. Sie that, als ob sie den Verstand verlöre um seinetwillen, und doch behielt sie ihn immer so sicher. „Meine Vernunft schmilzt", schrieb sie, „unter Deinem Blick und in meiner Leidenschaft Gluth. Klugheit aber, Klugheit Ralf, ist das Steuer am Schiff unseres Glückes . . . . . Ich

werde den Weg finden, Dir zu gehören, wie es sich mir ziemt."

Eine Ränkeschmiedin ist sie. Sie spricht von wilder Leidenschaft und kommt über die erbärmlichsten Bedenken nicht hinweg. —

Die Liebe zu ihr hatte sich bei ihm langsam entwickelt. Seine kernfeste Natur war nur nach und nach so völlig unterlegen. Jemehr er aber im stetigen Verkehr mit ihr erkannte, welcher bedeutende, jede seiner Ideen vorausahnende, mitdenkende Geist in dieser reizenden Hülle wohnte, je mehr seine Künstlersinne sich berauschten an ihrer Schönheit, desto machtvoller wurde die Liebe von Tag zu Tag. Und hatte endlich Alles in ihm unterjocht: Er sah in Katharinen die Frau, die ihm gehörte, die in der Welt nur für ihn vorhanden, die ihm unentbehrlich war zum Leben; und er kam sich wie verrathen vor, als er auf ihren Widerstand, als sein Wille an eine Schranke stieß, als er etwas in ihr entdeckte, das er nicht verstand.

Jetzt aber, heute bäumte sich auch sein Stolz auf. Ohne daß er es selbst recht wußte, fühlte er sich in seinem Herrenrechte verletzt, daß sie die Zügel in der Hand hielt, daß sie sein Schicksal leiten und das ihrige selbst gestalten wollte, daß sie die Regeln für ihre gemeinsame Zukunft schrieb, daß sie die Form wählte für ihr künftiges Leben. .

Ja, die Bewunderung und die Zuneigung in Hildens Augen thaten ihm heute wohl. Und doch sehnte er sich nach Alleinsein. — Als die beiden Freunde gingen, blieb er zurück, seine Arbeit vorschützend.

Einen Einwand ihres Bruders schnitt Hilde mit den Worten ab: „Nein Elis, Ralf hat Recht. Er ist jetzt nicht mehr blos unser großer Bruder, sondern auch der große Lundström; er gehört der Kunst und der Welt. Die Arbeit ist ihm Pflicht. In seinen Mußestunden ist er doch ganz der Alte; nicht wahr, Ralf? Und Du kommst, sobald Du kannst?" —

Er wollte Katherinen schreiben, und nun konnte er die Worte nicht finden. Der Brief lag auf seinem Schreibtische. Mit mächtigen Schritten ging er im Atelier auf und ab. Dann begann er häufig und häufiger vor seiner Staffelei stehen zu bleiben, er vertiefte sich in sein Bild, rückte es ins beste Licht, betrachtete es von allen Seiten; Gedanken kamen ihm dabei, die für die Vollendung werthvoll waren. Er ergriff den Pinsel, er arbeitete eine viertel, eine halbe Stunde lang. Dann, wenn er sich ruhiger glaubte, fing er wieder den Brief an, aber es ging nicht. Sein Bild schritt fort, der Brief nicht.

Endlich gegen Abend, es dämmerte bereits, da entlud sich plötzlich seine gereizte Stimmung und mit einem Male kam ihm, was er schreiben mußte. Er

setzte sich noch einmal an den Tisch, und in wenigen Augenblicken standen in seinen markigen Schriftzügen die Zeilen auf dem Papier: „Es geht die Sage, Katherine, daß Südlands Frauen niemals flohen von des Siegers Fahrzeug oder aus seiner Halle, daß sie sich niemals sehnten nach Italiens Himmel, nach Mann und Kind und lieben Verwandten, sondern fest hingen an ihrem Helden, ob er sie schon geraubt hatte. — Du aber schwankst in Deiner Liebe! Fesseln Dich Doktor Marschall und sein Sohn vielleicht dennoch? König Erik brauchte seine Streitaxt klug. — Wir sind gesittet worden. Leider. Aber ich dulde nicht Dritte zwischen Dir und mir . . Höre mich: Jeder Nerv in mir begehrt Deiner, aber ich reiße die Liebe aus meinem Herzen, das schwöre ich Dir, wenn Du nicht wählen kannst zwischen denen und mir, wenn Du mir nicht ganz angehören willst, auch über die Beiden hinweg. Wähle! Wähle bald! Nordlands Drachen setzten rasch die Segel. König Erik ward nicht Christ und nicht Olivenbauer, weil einmal ein italisch Weib ihn floh“ . . . .

Ohne Ueberschrift, ohne Schluß blieb der Bogen. Er steckte ihn hastig in einen Umschlag und gab ihn selbst zur Post, als er Lövborgs aufzusuchen ging.

Katharine empfing den Brief am andern Tag. Es war fast Abend, als er ihr gebracht wurde. Aufgeregt in ihrem Zimmer auf und abschreitend, hielt sie

ihn zerknittert in der Hand, als die Wärterin mit Tonio kam, damit er Mama ‚Gute Nacht‘ sage. Sie betrachtete ihren Sohn finster und entließ ihn kalt. — Gleich darauf kam ihr Mann, sich von ihr zu verabschieden, er habe einen Herrenabend. Er hatte jetzt häufig Herrenabende.

Als er gegangen war, lachte sie auf. Die Tage fielen ihr ein, da sie um dieses Mannes Besitz gekämpft hatte. Wie deutlich hatte sie erkennen müssen, daß ihr Sieg ihr Unglück gewesen war. Ganz, ganz leise hatte es angefangen, dann ging es rascher, immer rascher. In fünfjähriger Ehe hatte sie Stück für Stück das Trugbild fallen sehen, das sie sich von ihm gemacht hatte, ehe sie ihn besaß. Nach und nach, unter grausamen Seelenschmerzen, hatte sie begreifen lernen, daß er als Mensch nichts weiter war, als ein beschränkter, aber schlauer Selbstsüchtling ohne geistigen Besitz und ohne geistiges Bedürfniß, als Arzt ein geschniegelter Handwerker mit einigen sicheren Griffen und einer gewissen gefühllosen Schlachter- und Heilgehilfen-Fertigkeit, ohne jeden eigenen schöpferischen Gedanken, ja selbst ohne tiefere angelernte Wissenschaft. Und das Alles nur zusammengehalten von einer bodenlosen dummen Eitelkeit, die ihn vor jeder Anwandlung von Selbsterkenntniß sicherte und ihn geradezu unverwundbar machte gegen Angriffe von außen. Was hatte ihren Stolz diese Erkenntniß gekostet und doch —

bisher hatte sie ihren Mann nur verachtet um seiner niederen Art willen, aber sie war viel zu klug gewesen, nicht einzusehen, daß ihr Unglück ihre eigene Schuld wäre.

Jetzt begann sie ihn zu hassen. Bebend, zitternd in glühender Leidenschaft schritt sie im Zimmer auf und ab; sie hatte sich selbst besiegt mit eisernem Willen, sie würde auch die Anderen besiegen, um ihr Ziel zu erreichen, und wenn sie zertreten müßte, was ihr im Wege stand. „Auch über die Beiden hinweg“, klang es ihr im Ohr. Aber welchen Weg ging sie. Diesen überlegte sie und jenen. Keiner schien ihr der richtige. Sie entwarf und verwarf, ruhelos, rastlos. Sie hatte sichs auch so schwer gemacht. Ja, damals, als ihr der Vater von ihres Mannes Nordlandsfahrt erzählt hatte, als sie von Norderney zurück gekommen waren, da hätte sie sich anders stellen, es zum Bruch treiben können, ihr Vater wäre auf ihrer Seite gewesen. Aber jetzt? Wie sollte sie es ihm, ohne neue auffällige Veranlassung, begreiflich machen, daß sie eine Trennung wünschte, das mußte langsam, langsam, sehr vorsichtig vorbereitet werden. Und Ralf drängte. Hatte sie aber den Vater soweit, daß er die Scheu vor dem Aufsehen überwand, dann kam erst ein langer Scheidungsprozeß. Gewiß, sie würde schließlich obsiegen in dem Rechtsstreite: Bei ihrer Stellung, bei der Stellung ihrer Familie, und den Handhaben, wie Marschalls

Lebensführung sie bot, würde er endlich als der schuldige Theil erklärt und ihr das Kind zugesprochen werden. — Aber Ralf sehnte sich ja gar nicht nach dem Knaben. Tonio würde ihn immer an den Vorgänger erinnern. — — Und ‚Nordlands Drachen setzen rasch die Segel.‘ Was that sie nur, um hier einen schnellen Streich zu führen, eine Lage zu schaffen, die Ralf zwang, zu warten? Aufs Neue wälzte sie Plan auf Plan in ihrer Seele und vor sich selbst schaudernd, fühlte sie die Italienerin aus großem Hause, die Italienerin des Mittelalters in sich erwachen. Es war nach zwei Uhr Nachts, noch immer hatte sie ihr Lager nicht aufgesucht, schon brannte die Lampe matt. Sie ließ sich einen Augenblick in den großen Lehnstuhl am Tische nieder. Der übermüdete Körper verlangte nach Schlaf, die überreizten Nerven aber ließen nur einen zuckenden, fieberhaften Halbschlummer zu, einen Zustand zwischen Traum und Wachen. Wilde Gesichte jagten an ihr vorüber. Unruhig bewegte sie sich. Kalter Schweiß bedeckte ihre Stirn. Das war ja der todte Doktor Störtebeker. Vor einer fürstlichen Frau in reicher Tracht stand er, die er Madonna Lucrezia nannte, mit dem Kopfe nickte er, machte höfliche Verbeugungen, die rechte Hand seltsamlich zur Erde bewegend und hielt ihr einen Vortrag über das Wesen der Gifte, ihre Wirkung und die Gefahrlosigkeit ihrer nützlichen Anwendung.

Sie fuhr auf und starrte vornüber gebeugt in die dunkle Ecke. „Die Ahnfrauen hattens gut“, murmelten ihre wachsbleichen Lippen, als der Spuk verschwand. Sie fröstelte.

Da ging die Thür unten, sie hörte ihren Mann nach Hause kommen und löschte die Lampe. Die Hand an dem vorgeschobenen Riegel, wie um sich noch mehr zu sichern, stand sie, während er mit unregelmäßigen Schritten heraufkam . . Er hatte wohl ihr Licht bemerkt, er klopfte. Sie regte sich nicht. Er klopfte wiederholt, rief leise ihren Namen. Keine Antwort. Da ging er endlich. —

Am anderen Morgen wartete Doktor Marschall am Frühstückstisch auf seine Frau. Sie war schon ausgewesen, hatte einen Spaziergang in den Park gemacht und einen Brief an Lundström, den sie im grauenden Morgen geschrieben hatte, selbst zum nächsten Kasten gebracht. Herzbrechend hatte sie ihm geschrieben, ganz ohne Stolz, in wilder Angst um seinen Verlust: „Tausendmal lieber sterben, als Dich verlieren, Ralf! Und wenn Du befiehlst, so komme ich gleich, sofort, als Deine Sklavin, als was Du willst. Aber auf meinen Knien flehe ich Dich an, laß mir doch ein wenig Zeit. Ein wenig Zeit, Ralf, das Glück zu sichern für unser ganzes Leben. Ich muß das Mittel finden, das Mittel, das mich frei macht, ganz frei, ohne Flecken . . . .“

„Es ist gut, daß Du endlich kommst. Ich muß gleich hinüber nach Flottbeck zu Brockmeyers“, sagte Doktor Marschall. Katharine antwortete nicht darauf, sie fragte nicht einmal, was er in der bekannten Familie zu thun habe, wer denn krank sei. Sie schenkte ihm Thee ein und reichte ihm eine Schüssel hinüber, aber sie schien wie abwesend und sah nachdenklich, überwacht aus. Der Doktor mußte die Unterhaltung einseitig weiterführen. „Der Aelteste, Hans, hat eine bösartige Halsentzündung. Ich fürchte, daß es Diphtheritis ist“.

„So so, der arme Junge!“ sagte Katharine, aber in einem Tone, als ob es sie garnichts anginge.

„Es ist der erste Fall, der mir vorkommt“, fuhr der Doktor fort, „aber von Kollegen habe ich gestern Abend gehört, daß sie bereits einige unter den Kindern in der Umgegend festgestellt haben. Wir müssen sehr achtsam sein. Unvorsichtigkeiten der Kinder im Verkehr unter einander sind sehr schwer zu verhindern. Hat sich die Krankheit erst einmal in der armen Bevölkerung festgesetzt, so sind auch unsere besser gehüteten Kinder schwer bedroht, denn das Gift ist sehr leicht übertragbar.“

Bei dem Worte Gift horchte Katharine auf und sah ihren Mann an.

„Bitte, gieb mir doch noch ein Ei herüber“, sagte eben der Doktor und begegnete ihrem Blicke. Er fuhr erschrocken zurück. „Woran denkst Du, wo bist Du?“ rief er.

Sie war todtenblaß, aber sie antwortete ruhig: „Ich glaube, ich fange an, nervös zu werden. Ich habe eine sehr schlechte Nacht gehabt. Du hast mich erschreckt. Ich dachte an die Gefahren, die Dir bevorstehen und dadurch auch Tonio“.

Ihr Mann hatte sich erhoben. Er lächelte. Daß sie in dieser rührenden Stärke um ihn in Sorge war, schmeichelte ihn denn doch sehr. Er war an ihren Stuhl herangetreten und legte seinen Arm auf die Lehne.

„Ich bin Deinen Nerven und diesem Schrecke sehr dankbar, liebe Katharina, da sie mir gezeigt haben, wie tief Du noch für mich fühlst; das läßt mich wieder hoffen. Unser Verhältniß ist nicht mehr wie es sein sollte. Und .... und ....“ Er wollte den Arm um ihre Schulter legen. Sie erhob sich so plötzlich, daß der Arm herabfiel; hochaufgerichtet stand sie vor ihm. „Das Wort Verhältniß verstimmt mich. — Guten Morgen!“ sagte sie und verließ das Zimmer.

Er war zuerst etwas verblüfft, dann aber lächelte er wieder, eitler noch. „Also doch eifersüchtig, nur eifersüchtig. Und diese Kälte nichts als verletzter Stolz. Dann wollen wir die Versöhnung schon machen.“ Er stieg munter schmunzelnd hinunter und in seinen Wagen.

Vom Fenster ihres Schlafzimmers sah Katharine dem Davonrollenden nach, blaß mit starren Zügen. —

Doktor Marschall war außerordentlich in Anspruch

genommen in den nächsten Wochen. Er hatte mehrere erfolgreiche Kuren hinter sich; nur bei Brockmeyers hatte er kein Glück. Und gerade an dem Erfolge in diesem hochangesehenen befreundeten Hause lag ihm sehr viel. Die Krankheit aber wollte nicht weichen, trotzdem er alles aufbot. Alle Wissenschaft schien nur zu genügen, den Verlauf zu verzögern.

„Herr Doktor läßt sich entschuldigen, er ist ganz früh nach Flottbeck gerufen worden", sagte das Mädchen eines Morgens zu Katharinen, als sie zum Frühstück herunterkam und ihren Mann nicht mehr fand.

„So so, ganz recht! — Hat er Instrumente mitgenommen?" fragte sie.

„Jawohl! Herr Doktor hat auch nach Hamburg den beiden Herren Assistenten telephonirt, sie sollen auch bei der Operation sein und Johann hat gleich anspannen müssen, um sie abzuholen. Herr Doktor ist mit Brockmeyers Wagen, den sie geschickt hatten, nach Flottbeck hinübergefahren."

Am Abend vorher war wieder ein Brief von Lundström angekommen und etwas schreckliches stand zwischen seinen Zeilen: Ganz beiläufig erwähnte er der beiden Lövborgs, flüchtig nur, aber Katharine sah diese plötzlich erschienene Jugendfreundin mit allen Reizen geschmückt, jünger und schöner als sie selbst, frei, unberührt, um Lundströms Liebe werben; denn natürlich liebte sie ihn, wie sollte sie nicht? Und er war Künstler. „König

Erik ward nicht Olivenbauer, weil einmal ein italisch Weib ihn floh.“ Rasende Eifersucht gegen die Unbekannte hatte sie erfaßt, in ihren Kissen hatte sie sich hin und her geworfen, ohne Ruhe zu finden. Wahnsinnige, entsetzliche Träume hatten sie immer wieder aufgeschreckt. Jetzt war sie König Eriks Braut und saß gefangen in seines Feindes Burg. Unter tausend Gefahren, als fahrender Händler verkleidet, hatte sich einer seiner Treuen eingeschlichen in die Veste. Während er der gefangenen Herrin Spangen und Bänder vorlegte, zog er plötzlich eine Streitaxt unter dem Mantel hervor und raunte ihr zu: König Erik schickt der Braut seine eigene Waffe, die Axt soll ihr den Weg bahnen zum Thor, an dem er um Mitternacht stürmt. Aber mit einem Male war es statt des Boten der alte Doktor Störtebeker und die glänzende Frau von neulich stand neben ihm, tippte mit den feinen Fingern auf die blitzende Axt und lachte: „Wie dumm die Urenkelinnen sind! Wie dumm, Doktorchen, das ist doch nichts für Frauen, da waren wir doch klüger zu unserer Zeit“, und Doktor Störtebeker schob sich den breitrandigen Cylinder mit der Elfenbeinkrücke des Rohrstockes in den Nacken, nickte mit dem Kopfe und sagte: „Ja ja ja, Madonna, die Hoheit hat ganz recht. Und sie könntens so gut haben, die Wissenschaft macht Fortschritte. Eine Platin-Öse Kochscher Fleischbrühe mit Kommabacillen und die ganze Besatzung kriegt die Cholera, hi hi hi.“ —

Es gab Mittel, die sie frei machten, Mittel wie sie sie brauchte.

Sie klingelte. Der Diener erschien. Er bekam strenge Weisung, sofort bei der Rückkunft des Herrn Doktors, die ja bald erfolgen werde, seine Kleider ganz besonders sorgfältig zu desinficieren. Sie wolle es persönlich überwachen.

Gleich darauf brachte die Bonne den Kleinen. „Nehmen Sie Tonio heute Morgen, bitte, nicht mit nach dem Parke, Fräulein“, sagte sie. „Es könnte doch schon etwas zu rauh für ihn sein, und eine Erkältung ist jetzt so gefährlich. Aber machen Sie ihren Spaziergang ruhig allein. Ich werde Tonio mit hinauf nehmen.“

Mit ihrem Knaben an der Hand stieg Katherine nach ihrem Zimmer hinauf und dachte an Ralf Lundström.

Als nach etwa anderthalb Stunden die Bonne zurück kam, spielte Tonio in einer Ecke, seine Mutter aber saß in dem großen Lederstuhle mit der hohen Lehne am Fenster in Sinnen versunken.

So saß sie jetzt häufig. Das junge Mädchen flüsterte mit dem Kleinen, um die Herrin nicht zu stören.

Da schreckte das Rollen eines nahenden Wagens Katharinen auf. Ihr Mann kam auf der Landstraße herangefahren. Sie wandte sich ins Zimmer. „Sie

können Tonio noch hier lassen, Fräulein, helfen Sie Marie oben beim Wäschelegen im Schrankzimmer."

Das junge Mädchen verließ das Zimmer. Als sie die Thür schließen wollte, kam ihr Katherine noch nach und sagte der bereits auf dem Gange Stehenden: „Warten Sie oben auf mich, ich komme bald nach." Die Thür blieb offen. Katherine war auf den Gang hinausgetreten. Der Knabe war im Zimmer. Oben wurde die Thür des Schrankzimmers geöffnet und schlug dann wieder zu. Gleich darauf wurden unten von der Vorhalle her Stimmen laut. Der Doktor stieg mit Karl die Treppe herauf, Katherine verschwand am Ende des Ganges.

„Ich soll Herrn Doktor gleich um die Kleider bitten, hat gnädige Frau befohlen," sagte Karl.

„Das ist sehr nöthig! Kommen Sie mit in mein Zimmer. Ich hatte keinen Operationsrock, es sind große Flecken daran. Wenn Sie nicht damit fertig werden können, müssen die Sachen in die Klinik geschafft und dort in den Desinfectionsapparat gesteckt werden. Auch mein Besteck ist ganz sorgfältig zu carbolisieren, es liegt noch unten im Wagen, holen Sie es gleich erst." Und damit begab sich Doktor Marschall in sein Zimmer.

*
* *

Der kleine Tonio war aufgewacht mitten in der Nacht. Es war ihm so heiß, so furchtbar heiß, und er

hatte solchen Durst. Mit weit geöffneten glänzenden Augen starrte er ins Zimmer hinein. Er wußte nicht, ob er sich fürchtete oder ob er sich nur wunderte. So hatte er sein Schlafzimmer noch nie gesehen, das war viel, viel größer heute Nacht als sonst, und auf dem Tischchen stand eine ganz niedrige Lampe, und die hatte einen grünen Schirm, er lag ganz in grünem Schatten, auch seine Hände waren ganz grün und die Bettdecke, und im Zimmer war es ganz dunkel. Nur ein heller schmaler Streifen war da, und seine Mama ging im Zimmer auf und ab, immer zu, immer zu. Im Licht war sie so groß wie gewöhnlich, aber wenn sie dann ins Dunkle kam, wurde sie immer größer und immer größer, und an der Wand lief noch eine zweite Mama mit, und die wuchs auch, und wuchs, bis ihr Kopf an die Decke stieß.

Wie kam er nur hierher? Das war doch sein Zimmer gar nicht? Er versuchte, sich zu erinnern: Gestern Nachmittag war große Gesellschaft gewesen, das wußte er noch, und zum Nachtisch war er, wie gewöhnlich, hineingerufen worden. Darauf freute er sich immer schon vorher und auch diesmal hatte er sich darauf gefreut. Papa hatte auch wieder Staat mit ihm gemacht und ihn seinen lieben schönen Jungen genannt, wie immer, und die Damen hatten auch wieder gesagt, Tonio sehe Papa doch sehr ähnlich, und hatten ihn zuerst auch wieder abgeküßt, wie immer

und ihn mit Mandeln und Rosinen gefüttert. Aber er war so schläfrig gewesen, und ganz so nett wie früher waren die Leute doch nicht gewesen, wenigstens zuletzt nicht, mit einem Male nicht mehr. Eine von den fremden Tanten, die ihn sonst auch immer auf den Schoß nahm, hatte ihn nicht einmal geküßt, nicht einmal Patschhändchen gegeben. Es hatte ihn ordentlich gekränkt. Auf das Ende konnte er sich gar nicht mehr besinnen und wie sie ihn zu Bett gebracht hatten. — Und da lag er nun und hatte solchen Durst und so heiß war ihm, so heiß. —

„Mama, Mama! Trinken, bitte!“

Da blieb die ruhelos wandernde Frau stehen. Sie gab dem Kinde von der Limonade, die auf dem Nachttischchen stand, sie legte ihm das Kissen zurecht und drehte ihm das Köpfchen nach der Wand. Sie war sehr sorgfältig. Dann setzte sie sich in den großen Lehnstuhl in der dunklen Ecke ganz ruhig hin, damit Tonio wieder einschlafen könnte.

Er hatte wohl auch wieder geschlafen, aber so unruhig. Wie lange wohl? Und das Bett war so durcheinander gewühlt, als er jetzt wieder auffuhr. Die Lampe war ganz verdreht: Jetzt lag er in den hellen Streifen und das volle Licht that ihm weh. Und er fürchtete sich. Seine Mama stand vor ihm und unten war sie ganz hell und oben ganz dunkel. — Er hatte Angst — er wußte garnicht weshalb —

vor seiner Mama doch nicht — und es steckte ihm etwas im Halse — er wollte es immer hinunterschlucken — aber es blieb in der Kehle sitzen und er konnte gar keine Luft kriegen — es war so eng. Er wollte schreien, aber er mußte so husten. — „Mama! — Mama!“ — stöhnte er in den Pausen und seine Händchen fuhren suchend umher — —

Der folgende Tag war für Doktor Marschall sehr anstrengend gewesen. Er hatte außerordentlich viel zu thun gehabt, fast zuviel, und er war froh, daß er jetzt nach Hause kam.

Als er vor dem Hause des Generalkonsuls Hübscher vorüberfuhr, der ebenfalls an der Elbchaussee, ganz in seiner Nähe, einen wundervollen Besitz hatte, sah er am Gartenthor den Wagen eines Kollegen halten, eines Kollegen, den er fast wie einen persönlichen Feind haßte. Er schien eine ähnliche Praxis zu erstreben wie Doktor Marschall sie hatte. Wie kam dessen Wagen dahin, zu Hübschers, wo er doch Hausarzt war? Sie waren gestern noch bei ihm gewesen als besonders geehrte Gäste und sehr nahe Freunde. Hübscher hatte sogar seine Frau zu Tische geführt.

Am Parkthore lehnte ein Gärtnerbursche. Der Doktor fragte ihn im Vorbeifahren, ob jemand von der Dienerschaft krank wäre.

„Nein“, antwortete der, „der junge Herr.“

„Was?“ fragte sich der Doktor, „wirklich einer

von der Familie? Der Junge? Da hört doch Alles auf."

Der dumme Bengel des großen Finanzgenies interessierte ihn ja nicht. Ein zurückgebliebener Junge von etwa zehn Jahren mit wasserblauen Augen und rothem, rundem Gesicht. „Etwas zurückgeblieben", das war so der Ausdruck in der Gesellschaft. Wäre sein Vater nicht der berühmte, einflußreiche und rücksichtslose vielfache Millionär gewesen, so würde man den unglücklichen Sprossen des tonangebenden Lebemannes einfach blödsinnig genannt haben. Also den hatte ihn der Protz, der Hübscher, nicht anvertrauen wollen? Ja was hatte denn der Kerl eigentlich?

Etwa die Bemerkung seiner Frau gestern? Er hatte den Beiden gegenüber gesessen und seine Frau hatte ihm über den Tisch weg gesagt, sie wäre so besorgt um Tonio, er möchte ja vorsichtig sein. Er hätte ihn heute Morgen auf dem Korridor begrüßt, ohne vorher die Kleider gewechselt zu haben; es sei doch besser, wenn er das nicht thäte. Aber er hatte seinen Jungen doch garnicht gesehen, und das seiner Frau ja auch gesagt. Und sie hatte sich doch auch sofort verbessert und hatte es wieder gut gemacht und gemeint, Fräulein werde wohl die Thür aufgelassen haben und der Kleine dann auf den Gang hinausgelaufen sein. Sie hatte ihm ja auch sofort das Zeugniß ausgestellt, daß er immer ganz außerordentlich vorsichtig wäre, und

ihn um Entschuldigung gebeten, daß sie es überhaupt hätte vermuthen können, es sei ja ganz unmöglich, lediglich ihre große Angst .... die ganze Tafel hatte es gehört, er hatte sich noch so geschmeichelt gefühlt, von seiner Frau so gelobt zu werden.

Das konnte also doch unmöglich der Grund sein. Ja recht nette Freunde! Gestern hat man sie noch am eigenen Tische sich gegenüber sitzen, und heute scheuen sie sich nicht, einen so rücksichtslos auf die seelischen Hühneraugen zu treten. Das war der Herr Doktor ganz und gar nicht gewöhnt.

Er kam sehr verstimmt nach Hause, spät, über eine Stunde nach der gewöhnlichen Zeit. Er aß in aller Eile allein. Der Wagen wartete unten so lange denn sein Assistent hatte von der Klinik telephonirt, er müßte den Chef unbedingt an demselben Abende noch sprechen. Es lag ein schwieriger Fall vor: Dem jungen Arzte schien eine schleunige Operation nöthig, für die er die Verantwortung nicht allein tragen wollte. Der Doktor fuhr sofort wieder zur Stadt. Seine Frau hatte er nicht gesehen, Tonio scheine nicht ganz wohl zu sein, ob Herr Doktor nicht einmal nach ihm sehen wolle. Er hatte es kaum gehört. Er werde ihn nachher genau untersuchen, er käme sofort zurück, hatte er Karln beim Einsteigen in den Wagen gesagt. — Die Frau war ja wirklich von übertriebener Aengstlichkeit.

Ihre Bemerkung gestern war eigentlich auch recht überflüssig gewesen. Vielleicht daß doch der Hübscher oder irgend ein anderer Dummer glaubte, er könnte einmal unvorsichtig gewesen sein. Lächerlich! Er, der seinen Assistenten jeden Tag predigte, nicht keimwidrige, keimfreie Behandlung muß unsere Loosung sein, gerade wie der Berliner Meister zu sagen pflegte, bei dem er den Sechswochenkursus durchgemacht hatte. —

Als er in der Nacht zurückkam, war das ganze Haus noch erleuchtet. Die Dienerschaft lief hin und her. Karl empfing ihn am Wagenschlag. „Der Herr Doktor möchte doch sofort hinaufkommen, nach Tonio zu sehen, es wäre viel schlimmer geworden. — Frau Doktor wäre in tödtlicher Angst.“ —

Er kam zu spät. Um Stunden zu spät. Es war Diphtheritis in schrecklichster Form. Sie trat bei seinem Sohne mit beispielloser Heftigkeit auf. Mit unheimlicher Eile folgte Anzeichen auf Anzeichen vom Fortschreiten der Krankheit. Gegen Mitternacht jagte sein Wagen zur Stadt, um die Assistenten zu rufen, und im Morgengrauen wurde als letzter Versuch der Luftröhrenschnitt ausgeführt. Vergeblich.

* * *

Auf dem kleinen, hochgelegenen Kirchhofe zu Nienstädten läuteten die Glocken. Ein schon herbstlich angehauchter Spätsommermorgen war es, als man einen kleinen Sarg in die Erde senkte.

„Mitten hier im Leben sind wir vom Tod umgeben“, war der Text, den der Pastor der schönen Leichenrede zu Grunde gelegt hatte, die er für den kleinen Tonio Marschall hielt, „das einzige, blühende Kind seiner bis dahin so glücklichen, jetzt unter der Last des Schmerzes fast erliegenden Eltern.“

Es war ein prachtvolles Begräbniß, die Theilnahme sehr groß. Vor dem Thore des Kirchhofs fanden auf der Dorfstraße kaum die Wagen Platz, und auf ihm kaum die Menge der Leidtragenden. Was in Hamburg-Altona reich war und von Familie, war erschienen.

Berge von Blumen der seltensten Art waren neben dem offenem Grabe aufgethürmt, in das jetzt die ersten grauen Schollen hinabpolterten.

Der Pastor hatte geschlossen. Es war vorüber. Man drängte sich um den Doktor und die große Frau in Trauer mit den weiten, schwarzen Augen im starren, weißen Gesicht, in denen keine Thräne war, und drückte Beiden, theilnehmende Worte murmelnd, die Hand.

Die Leidtragenden stiegen ein, die Equipagen rollten ab, die Zuschauer verliefen sich.

Der kleine, graue Hügel erhob sich und verschwand unter der Last von Rosen, Palmen und Orchideen.

Alles war wieder wie sonst. Die Herbstsonne

stieg höher und höher und überfluthete den Kirchhof mit leuchtendem, lebendem Licht und gegen Mittag kam ein schmuckes Bauernmädchen, das noch auf dem Felde gearbeitet hatte, und blieb vor dem Gitter stehen, und ein junger Bursche, die Jacke über einer Schulter, trat zu ihr, und sie freuten sich Beide über die schönen Blumen auf Tonios Grab.

In Marschalls Hause aber stritt sich die Dienerschaft darüber, ob wirklich der Doktor die Ansteckung ins Haus getragen hätte oder nicht. Und in den davonrollenden Wagen behandelten die guten Freunde des Doktors Schuld an seines Kindes Tode als feststehende Thatsache, die Nächststehenden mit dem tiefsten Bedauern am früheſten. Es war ganz klar und schließlich auch menschlich, so leicht erklärlich: Er war nach Hause gekommen, hatte seinen hübschen Jungen auf dem Korridor gesehen, einen Augenblick vergessen, von woher er kam, und ihn angesteckt.

Und daß er gerade bei seinem eigenen Kinde zu spät gekommen war, nun ja, für seine Frau mußte es gewiß schrecklich sein, aber erklärlich war es schließlich auch. Er war den ganzen Tag umher gejagt, hatte den Abend ganz spät in seiner Klinik noch eine Operation gehabt, und es war auch ein ganz abnorm heftiger Anfall gewesen. Die alte Geschichte eben: Schusters Kinder haben immer die schlechtesten Stiefeln.

Aber unvorsichtig war es doch im höchsten Grade

von ihm; so etwas konnte ihm doch bei Anderen dann auch wieder geschehen. Ein Arzt, der nicht die Vorsicht selbst ist, kann einem ja, Gott weiß was, ins Haus schleppen. Man thäte ganz entschieden besser, in solcher Zeit lieber einen Arzt zu nehmen, der nicht so überlaufen ist und es noch ernster nimmt mit seinen Pflichten. — —

In Dresden saß Lundström mit Hilden und Elis Lövborg in seinem hübschen Eckzimmer, mit der schönen Aussicht auf die weiten Elbufer, am Frühstückstische.

Die große Flügelthür zum Atelier stand weit offen und mitten darin auf der ins beste Licht gerückten Staffelei schon eingerahmt, König Eriks Brautraub.

Seit einigen Wochen war das Bild vollendet. Lundström war aber noch immer unentschlossen, ob er den Münchner oder den Berliner Markt damit beschicken oder einen der zahlreichen anderen Anträge annehmen sollte.

Man hatte dem Schöpfer der Mittagsschwüle für sein neues Werk von allen Seiten Angebote gemacht. Die Geschäftsleute stürzten sich auf den Mann, der Erfolg gehabt hatte. Ein Berliner Händler hatte ihm ein ungemein hohes Gebot für die Ueberlassung des Brautraubes während des nächsten Jahres gemacht; er wollte es im Umherziehen ausstellen. Auch Gesuche von Agenten und Händlern, ihnen den Verkauf zu übertragen, lagen zahlreich vor und stellten ihm Preise

in Aussicht, die er vor einem halben Jahre noch für unmöglich gehalten haben würde. Kurz, er hatte alle Veranlassung, mit sich, mit seinem Ruhm und seinen Aussichten in die Zukunft zufrieden zu sein, und trotzdem war er es nicht, wie es schien.

„Ich begreife Dich nicht, Ralf," sagte Hilde Lövborg. „Da steht nun draußen Dein Meisterwerk, alle Leute laufen Dir nach, Reichthum und Ruhm liegt zu Deinen Füßen, und Du sitzest da, als ob Dich das Alles nichts anginge."

„Ja wirklich," sagte ihr Bruder, „Du bist garnicht mehr der Alte. Merkwürdig, ich hätte nie geglaubt, daß Dir der Erfolg schlecht bekommen würde. Mit mir und meinen erbärmlichen Nerven ist es ja etwas anderes, ich bin allerdings immer krank, wenn der Rückschlag kommt nach vollendeter Arbeit. Aber Du mit Deiner Bärennatur? Am Ende bist Du wirklich krank und weißt es nur noch nicht? Ihr Riesen pflegt so wenig Acht zu geben auf eure Gesundheit, weil ihr es nie nöthig gehabt habt."

Hildens Augen wurden unruhig. „Das ist es doch nicht. Ralf, fühlst Du Dich unwohl?" fragte sie.

„Aber ich bitte euch!" sagte Lundström ärgerlich. „Seid doch so gut und beunruhigt euch nicht immer. Euch und mich. Das muß Einen ja nervös machen schließlich."

Damit warf er Gabel und Serviette hin, stand

auf und verließ das Zimmer. Er ging einige Mal in seiner Werkstatt der ganzen Länge nach auf und ab. Die Geschwister tauschten einen ernsten Blick. Elis schien eine unwillige Bemerkung auf den Lippen zu haben, auf einen Wink seiner Schwester verschluckte er sie aber.

„Aber Ralf, großer Künstler!“ rief sie lachend ins Atelier hinaus, „so verzeihe uns kleinen Sterblichen doch die zudringliche Liebe und die Sorge um Dein Götterwohl. — Komm, sei so gut, steige wieder herab zu uns und iß als ein braver Junge Dein Rührei auf. Wir geloben Dir feierlich auf den Knien, uns vierzehn Tage lang überhaupt nicht mehr um Dich zu bekümmern.“

Lundström kam wieder zurück. Leichte Röthe lag über seiner breiten Stirn; er schämte sich. Hinter Hildens Stuhl tretend und sich über sie lehnend, bog er ihr den Kopf zurück und sah ihr in das reizende Gesicht.

„Einen ungezogenen großen Bruder hast Du, Kleine, nicht wahr? Aber er wills nicht wieder thun. — Ihr seid beide gute Kerls“, sagte er, sich setzend.

„Ach, Unsinn!“ sagte Lövborg, schnell versöhnt. „Ich nehme es Dir gewiß nicht übel, und Hilde ist Kummer gewöhnt im Umgange mit mir. Es ist nichts Leichtes, Schwester, Hausfrau und Amanuensis eines allermodernsten Schriftstellers zu sein, dem die kranken

Nerven und Seelen seiner Zeitgenossen die Stoffe liefern und dessen Nerven dabei selber kaput gegangen sind. So ein bischen Malerschrulle spielt dagegen gar keine Rolle."

„Wirklich Ralf", fügte Hilde lachend hinzu, „laß Dich nur ganz ruhig gehen, das ist Dir gesund und ich kanns vertragen. Es schadet sogar nichts, wenn Du Dirs angewöhnst. Die Leute wollens so haben. Eine zu Zeiten recht grobe Größe macht immer einen mächtigeren Eindruck auf sie, als eine bescheidene Berühmtheit. — Wie ist es denn eigentlich mit dem Berliner geworden, dem gegenüber müßte Dir doch deine jetzige Stimmung nützlich gewesen sein? Hast Du mit Levinsky wegen der Rundreise abgeschlossen?"

Ueber Lundströms Stirn zog wieder ein tiefer Schatten. Er hatte den Mann gar nicht gesehen, er war in Berlin mit Katharinen zusammengetroffen und völlig unfähig gewesen, noch über Geschäfte zu verhandeln. Die Frage war ihm sehr unangenehm, er beherrschte sich aber diesmal etwas besser.

„Ich denke, Ihr wollt Euch vierzehn Tage lang garnicht um mich bekümmern", sagte er.

„Ja ja, die Gewohnheit", rief Hilde. „Nun, dann werde ich mich einmal mit Dir beschäftigen, Elis. Wie wäre es, wenn Du langsam wieder anfingest, zu arbeiten. Ich verlerne am Ende ganz das Stenographieren und die Schreibmaschine rostet; ich glaube, Du

bist jetzt soweit, daß Dir mäßige Arbeit nicht mehr schadet, im Gegentheil. — Nach und nach, nach und nach, natürlich.

„Ich habe die größte Lust“, antwortete ihr Bruder. „Wenn mich die Sache nur nicht wieder zu fest hält und ich mich vielleicht doch wieder krank mache.“

„O bewahre!“ lachte Hilde, „das kann uns nur einmal geschehen. Du mußt Dich daran gewöhnen, jeden Tag einige Stunden, ein Bestimmtes zu arbeiten. Daß Du das lernen müßtest, habe ich schon früher immer geglaubt, wenn Du manchmal Wochen lang arbeitetest wie ein Wahnsinniger, Tag und Nacht, und dann wieder Monate lang garnichts thatest. Ich hatte aber noch zuviel Furcht vor Dir und Scheu. Jetzt würde ich einfach streiken. Ich stenographiere nicht weiter, Du kannst zehnmal diktieren wollen. Und dann wirst Du spazieren geführt, Du magst wollen oder nicht. Und umgekehrt, wenn Du einmal des Morgens nicht Lust zum Arbeiten hast, dann laß ich mich nicht von Dir verführen, wie früher, sondern bleibe sitzen am Schreibtische mit dem Bleistift in der Hand und plaudere mit Dir über die Gestalten Deines Romans. Die fesseln Dich immer, Du gehst darauf ein, und dann dauert es keine Viertelstunde, da kommen die Gedanken in immer wachsender Fülle und damit die Lust zu schaffen, und Du diktierst mir

wieder Deine zwei Stunden lang. Sollst mal sehen, wie schön das geht!"

„Versuchen wirs, liebe Hilde, ich habe alles Zutrauen zu Deiner Führung und werde sehr artig zu sein versuchen. Es liegt auch im Interesse des großen Bruders, daß wir selber etwas zu thun haben."

„Was ist es denn eigentlich", mischte sich Lundström ein, mehr aus Höflichkeit. „Womit trägst Du Dich?"

„Es ist der alte Gegensatz, den ich einmal nach unserer Methode darstellen möchte. — Auf der einen Seite ein Mädchen, wie sie in der Welt, in der Gesellschaft als Muster gelten, wohlgeregelt, tadellos, nicht etwa unbedeutend, bewahre, aber doch so — abhängig, weißt Du, innerlich unfrei — halb — durch und durch modern. Ein Charakter, wie sie unsere Zeit des Verfalls oder sagen wir höflicher des Uebergangs so vielfach hervorbringt. — Das Zerfahrene der Zeit ins Einzelwesen verlegt. Im Denken kühn, vor Nichts zurückscheuend, wenns aber ans Handeln geht, Sklavin der alten Formen — nicht fähig, die Gefahr eines Kaffeeklatsches zu laufen. Auf der anderen Seite eine ideal veranlagte Vollnatur, ideal auf der Grundlage ganz hervorragender körperlicher und geistiger Gesundheit, der Denken, Fühlen und Danachhandeln Eins ist. Das Weib der Zukunft, wo Lebensformen und Lebensinhalt sich wieder decken werden, oder der

Vergangenheit, als es noch der Fall war. Kurz eine Ganze. Die Beiden lieben nun einen und denselben Mann, heiß mit der starken Leidenschaft, deren Beide fähig sind. Im Begehren ist die erste die wildere, maßlosere, aber trotzdem kann sie ihrer Liebe kein Vorurtheil opfern; die zweite würde Nichts, was auch immer sie mit dem Manne ihrer Liebe vereinigte, überhaupt als Opfer empfinden. Er muß natürlich ein hervorragender Mensch sein, ein ganz bedeutender Kerl, um die Liebe dieser zwei Mädchen zu ihm glaubhaft zu machen. Etwa ein großer Künstler und dabei ein schöner Mann."

„Nimm Ralf als Modell," sagte Hilde.

Lundström starrte gespannt Lövborg an und fragte: „Wer ist Dein Modell zur Ersten?"

„Modell? Habe ich noch nicht. Vorläufig ist sie nur im Kopfe geboren. Werde ich schon finden, wenn ichs brauche," warf Lövborg hin, fuhr aber dann ganz von seinem Gegenstande in Anspruch genommen, zwischen Lundström und seiner Schwester hindurch, mit gerunzelter Stirn in die Zimmerecke starrend, eifrig fort: „Ich bin aber noch nicht ganz klar, wie ich weiter gehen will. Er liebt zunächst die Erste, aus irgendeinem Grunde aber muß der übliche Verlauf ausgeschlossen sein, so das Sichsehen, Kennenlernen, gemeinschaftliche Bälle, gemeinschaftliche Gesellschaften, in die Familie eingeführt werden, hübsches Vermögen

auf beiden Seiten, Verwandtschaft passend, Verlobung, Verheirathung. Ganz und garnicht. Es besteht die unbedingt zwingende Nothwendigkeit, daß eine Vereinigung nur gegen die Regeln der Gesellschaft erfolgen kann, zwingende Nothwendigkeit. Wenn ich nur wüßte . . . . ."

„Weshalb Mädchen, laß sie verheirathet sein," sagte Lundström, „und taufe den Roman „Die Frau von Grundsätzen." Wie bist Du nur auf diesen Stoff gekommen, Elis?"

„Wie ich darauf gekommen bin? Was willst Du damit sagen? Weißt Du etwa, wie Du auf Deine Bilder kommst?" fragte Lövborg dagegen.

„Manchmal weiß ichs", antwortete Lundström.

„Und manchmal nicht, meist wohl nicht . . . ."

„Ralf, weist Du es bei König Eriks Brautraub?" fragte Hilde plötzlich. Lundström sah ihre Augen nicht, und sagte langsam, wie zu sich selbst: „Ich fürchte, ja," dann erschrak er und setzte schnell hinzu: „Aber Du hast wohl recht, Elis, man weiß doch so eigentlich nicht, wie es zugeht. Man macht es nicht, es wird."

Hilde war erblaßt, einen Augenblick nur, ihre Züge aber waren ganz ruhig geblieben, und jetzt sagte sie in unverändertem Plaudertone zu ihrem Bruder: „Also Elis, nun weiter . . . ."

Ihr Bruder fuhr in der Entwicklung seines Ent-

wurfes fort, aber Lundström hörte nicht mehr darauf. Seine Gedanken waren bei Katharinen. Er konnte Elis ein Modell nachweisen, dachte er bitter. —

Die letzten Wochen hatten an ihm gezehrt. Dieses Wartenmüssen war seiner inneren Natur so zuwider, und er mußte warten.

Anfang September hatte er Katharinen wieder einmal geschrieben, „Geduld ist nicht meine stärkste Seite und ich muß sehen, daß Du handelst. — Mache Dich frei dort, koste es, was es wolle. und geht es nicht im Guten, so sei nicht feige.“ Er hatte nicht über den Gedanken hinweg kommen können, daß sie den Mann doch noch überschätzte. Wenn sie ihm sagte, hier mein Vermögen, eine halbe oder ganze Million, was es nun war, baar Geld auf den Tisch, wenn Du thust, was ich will, so würde er das Geschäft schon machen, und wenn nicht? — nun, dann mußte Katharine eben ihre Bedenken überwinden, zu ihm kommen, mit ihm nach Italien ziehen, unbekümmert darum, was die Leute sagten. Auf diesen Brief aber war die Nachricht gekommen, daß sie ihren Sohn an einem plötzlichen Diphtheritisanfall verloren hätte. Vor drei Wochen war es gewesen. Jetzt mußten sie allerdings warten, das sah er ein. Aus sozusagen ästhetischen Gründen schon. Es wäre ganz gegen sein Gefühl gegangen, Katharinen jetzt zu drängen, aber es rieb ihn auf, es rieb ihn auf . . . .

Und Katharine hatte ihn sehen wollen und ihn nach Berlin befohlen. Seine Nerven, seine Sinne waren wieder aufgestürmt. Es lag ihm wie Blei in den Gliedern, ein dumpfer Druck auf dem Kopf.

Ein leises Grauen hatte ihn zum ersten Male vor der Frau überschlichen, die eine unersättlich glühende, markverzehrende, maßlose Leidenschaft verband mit kalter Berechnung und unheimlicher Selbstbeherrschung, die ihn besitzen wollte ganz für sich, für sich ganz allein, die eifersüchtig war auf jede Frau, auf jedes Mädchen, das er in Dresden vielleicht auf der Straße grüßte, — auf Hilden sogar, auf Hilden — und die sich doch nicht entschließen konnte, sich ihrer Gesellschaft gegenüber bloszustellen um seinetwillen.

„Wie, was meinst Du?“ fuhr er aus seinem Träumen auf. Er hatte eine Frage Hildens überhört, er wußte garnicht, was die Beiden noch mit einander gesprochen hatten.

„Nein“, sagte sie aufspringend, „Du bist heute wirklich zu langweilig!“ Und dann hoch aufgerichtet, die Arme emporgestreckt und die Augen zum Himmel erhoben, rief sie: „Heilige Götter, was habt ihr aus ihm gemacht.“

Lundströms Augen weiteten sich. In derselben Stellung, nur in der vollen Pracht ihres schönen Körpers, hatte er Katharinen in seinem Skizzenbuch. Es war die beste Zeichnung, die er von ihr besaß.

Packend, greifbar, körperlich stand sie wieder vor seinem inneren Auge. Und plötzlich sah er Hilden vor sich, ebenso, ebenso, als wenn durch Zauber die Hüllen von ihr fielen.

Es war eine Sekunde, aber Hilde fühlte seinen Blick und sah ihn an. Dann schlug sie die Augen nieder und wurde dunkelroth.

„Komm, Elis, wir wollen nach Hause," sagte sie. „Ralf kann seine schlechte Laune an den Gönnern und Kritikern auslassen, die heute alle noch kommen werden. Um sieben Uhr holst Du uns aber ab, nicht wahr, Ralf? Wir gehen dann zusammen in das Terrassenconcert." —

Katherine hatte am Tage nach ihrer Rückkehr von Berlin eine Unterredung mit ihrem Manne. In ihrer Bibliothek saß sie, schwarz gekleidet und blaß, in einem großen mit Leder überzogenen schweren Stuhl, der mit der Lehne gegen das Fenster zu stand. Marschall ging erregt auf und ab und sagte jetzt: „Ja, ich habe aber keine fünftausend Mark, wo soll ich sie hernehmen? Es ist ja auch unglaublich; wie kannst Du Dein ganzes Vermögen in solcher Weise festlegen und noch dazu ohne mir etwas davon zu sagen."

„Das ist mein ganz unzweifelhaftes Recht," antwortete Katherine kühl, „mein ganz unzweifelhaftes Recht. Der Ehezärter kann nicht deutlicher sein. Ich habe Jahre lang keinen Gebrauch davon gemacht, weil

ich annahm, daß Du in der ersten Zeit das große Wort nicht würdest halten können, mit dem Du meinem Vater gegenüber prahltest, als wir uns heiratheten, das stolze Wort: Der Hausstand wird von meinem Gelde geführt werden, ich wünsche das sogar."

„Nun, daß ich als junger Arzt keine solche Villa bewohnen, keinen solchen euch angemessen erscheinenden Hausstand würde führen können, das war doch selbstverständlich," erwiderte Marschall ärgerlich. „Da hätten wir uns eben anders einrichten müssen."

„Ohne Zweifel", sagte seine Frau. „Nur scheint mir, es wäre Deine Sache gewesen, dafür zu sorgen. Papa hat mir diesen Besitz geschenkt über mein eigenes, von meiner Mutter stammendes Vermögen hinaus. Konntest Du einen diesem Besitz entsprechenden Haushalt nicht führen, so hättest Du ihm vorschlagen müssen, ein kleineres Haus bauen zu lassen und den Preisunterschied vielleicht als Zuschuß für die ersten Jahre mir mitzugeben. Daß mein Vermögen unter meiner eigenen Verwaltung bliebe und nicht zu Haushaltungszwecken beansprucht würde, ist doch schließlich seine einzige und von Dir angenommene Bedingung gewesen."

„Du hast aber doch bisher immer bezahlt," sagte Marschall eigensinnig.

„Also müßtest Du doch jetzt endlich ein Vermögen haben. Nach dem, was Du von Deiner Praxis,

von Deinen Preisen und den Honoraren erzählst, die Du selbst für die Dutzendoperationen verlangst, die jede Woche einigemal vorkommen, mußt Du doch mindestens fünfzig bis sechzigtausend Mark im Jahre eingenommen haben. Wo sind die denn? Du kannst sie doch unmöglich als Taschengeld ausgegeben haben? Wenigstens doch nicht allein. Sind die Beziehungen zu Karl Schultze so kostspielig, so hättest Du Dich füglich erinnern müssen, daß man sich, abgesehen von anderen Gründen, solcher Bekanntschaften enthalten sollte, wenn sie nur durch das Geld der eigenen Frau ermöglicht werden."

„Aber Katherina, Du bist ganz unnöthig eifersüchtig, und das war doch mein Geld und nicht Deins", meinte Marschall.

„Ich bin gar nicht eifersüchtig, Herr Doktor, ich finde das einfach nicht anständig", sagte sie. „Man verwendet seine Einnahmen nicht als Taschengeld, gleichviel wozu, wenn das nur dadurch möglich wird, daß die Frau, und noch dazu gegen Uebereinkommen, alles Andere bezahlt. Ich habe das selbst von Dir nicht vorausgesetzt, sondern angenommen, es würde Dir lästig werden, das immer so fort gehen zu lassen, und deshalb habe ich mich eben, auf Papas Vorschlag, mit meinem gesammten Vermögen an jener Grundstücksspekulation betheiligt. Wir haben uns alle verpflichtet, während der ersten zehn

Jahre das Geld ganz unberührt und ohne Zinsen in dem gemeinschaftlichen Unternehmen zu lassen; auch dann hat kein Einzelner sondern nur die Gesammtheit Verfügung über Grund und Boden. Kann ich mein Geld nicht länger entbehren, kann ich nicht so lange auf Eingang warten, als die Mehrzahl der Besitzer, so kann ich sie höchstens zwingen, meinen Antheil zum Einstandspreise und gegen Vergütung recht geringer Zinsen mit zu übernehmen. Es ist eben eine groß angelegte, weitsichtige Unternehmung. Es kann dreißig, kann fünfzig Jahre dauern, dann aber wird der Besitz eines Tages das vier- und fünffache, vielleicht das zehn- und hundertfache werth sein. Die Bevölkerung wächst . . . . ."

„Diese ewige Geldsackpolitik!" rief er jetzt und that erregt. Er verfiel instinktiv auf die alte Kriegslist der Eheherren, laut zu werden, den wilden Mann zu spielen, damit die Frau den Lärm, das Aufsehen bei den Dienstboten fürchte und von unbequemen Vorwürfen lieber ablasse. „Es liegt Euch Allen im Blute hier in Hamburg", schrie er. „Sehr bequem, sein Vermögen bis ins Maßlose dadurch zu vervielfältigen, daß man die Wertherhöhung von Grund und Boden, die hervorzubringen Hunderttausende besitzlos bleibender ein halbes Jahrhundert arbeiten müssen, in eine einzige, in die eigene Tasche steckt; natürlich bequemer, als der leidenden Menschheit mit seiner Wissenschaft zu dienen."

Er hatte kein Glück bei seiner Frau. Mit demselben Lächeln antwortete sie in unverändert ruhigem Tone: „Mache Dich nicht lächerlich, lieber Freund. Socialdemokratismus steht den Leuten schlecht, deren höchstes Ideal Champagner und Balleteusen sind. Besitzlose Leute, Emporkömmlinge, die aus Familien stammen, die nie etwas hatten, wie die Deinige, haben oft einen gewissen Haß auf vornehme Geschlechter, die seit Jahrhunderten in den Ueberlieferungen eines fürstlichen Besitzes und in den Gewohnheiten einer klugen Hauspolitik und einer standesgemäßen, allem Niedrigen abholden Lebensführung aufgewachsen sind. Plebejische Gelüste, plebejischer Neid, subalternes Fühlen, subalterne Art. Brechen wir davon ab. Ich fasse zusammen: Du hast Deinen eigenen Verdienst, Deine sämmtlichen eigenen Einnahmen außerhalb unseres Haushaltes verbraucht. Wenn Dir daran liegt, soll Dir als mildernder Umstand zugebilligt werden, daß Du ihren Betrag prahlerisch übertrieben hast. Zu ändern ist daran nichts mehr. Daß ich die Kosten unseres Haushaltes aus meinen Renten weiter trage, ist unmöglich, auch daran ist nichts zu ändern. Daß wir meinem Vater nicht damit kommen können, ihn nicht auffordern können, sie zu bestreiten, wird Dir einleuchten. Also richten wir uns demgemäß ein. Du wirst mir die Liste Deiner bisherigen Einnahmen geben. Buch wirst Du ja wohl darüber geführt haben.

Auf einer Grundlage, die dem ungefähren Durchschnitt Deines Einkommens entspricht, werden wir künftig leben. Die Villa und Einrichtung muß natürlich verkauft werden. Der Erlös, den Deine Kreise immerhin ein Vermögen nennen würden, wird zur Bezahlung aller Rechnungen verwendet und der Rest fest angelegt. Die Zinsen dienen uns für unvorhergesehene Fälle.

Ueberlege Dir an Deinem Theile die Sache und sage mir Bescheid. Ich bin einmal Deine Frau geworden und verstehe Opfer zu bringen. Vielleicht ist es Dir recht, wenn wir die obere Etage in der Klinik beziehen."

„Mein Gott, was sollen die Leute sagen?" fragte Doktor Marschall entsetzt.

„Die Leute werden vermuthlich sagen, daß sie Dich überschätzt hatten", antwortete seine Frau unverändert ruhig und kühl. Sie werden es aber schließlich sehr achtungswerth finden, daß Du Dich einrichtest, wie Deine Mittel Dir das vorschreiben. Deinem Handwerke, Verzeihung, der Ausübung Deiner Wissenschaft wird es übrigens nicht hinderlich sein, wenn ich in der Klinik wohne. Ich werde nicht lästig fallen, Dich nicht im Umgange mit Deinen Patientinnen stören. Sie dürfen Dich auch besticken und behäkeln nach wie vor."

Alles Sträuben würde ihm, seiner Frau gegenüber, nichts nützen, das sah der Doktor ein. Er legte

sich also die Demüthigung auf, mit seinem Schwiegervater über die Sache zu sprechen. Völlig vergeblich: Herr von Spreckelsen war augenscheinlich längst genau unterrichtet gewesen und hatte mit seiner Tochter zusammen jene Verfügung über ihr Vermögen gerade in der ganz bestimmten Absicht getroffen, den Doktor in diese abscheuliche Lage zu bringen.

Doktor Marschall war von dieser Entdeckung und auch von dem Tone, den sein Schwiegervater anschlug, außerordentlich peinlich berührt. Es war, als ob der alte Herr seit Tonios Tode ihn garnicht mehr zur Familie rechnete, er sah augenscheinlich in ihm wieder den Gegner, den Eindringling, ganz wie vor seiner Verheirathung mit Katharinen. Marschall hatte leise gehofft, er werde aus Familienstolz nicht darein willigen, daß die Nienstädter Besitzung aufgegeben würde. Aber damit kam er ganz außerordentlich schlecht an: „Sie sind nicht recht gescheidt, Herr", erhielt er zur Antwort, „die Spreckelsen sterben mit mir aus. Fünfhundert Jahre Hamburgischer Geschichte erzählen von ihnen. Ich bin der Letzte. Es wird, wie ihre Ehe mit meiner Tochter liegt, nicht einmal ein Marschall da sein, der von einer Spreckelsen stammt. Was gehen Sie überhaupt uns an! — Ja, wenn meine Tochter den Wunsch hätte, aber die will ja gerade das Gegentheil, und das, was sie will, geschieht. Verlassen Sie Sich darauf!" —

Und es geschah. Der Verkauf wurde von Katherinen und ihrem Vater mit außerordentlichem Eifer betrieben.

Der Landsitz war sehr bekannt, sehr schön gelegen und billig zu haben. Es fand sich rasch ein Käufer. Die gesammte Einrichtung wurde von dem neuen Besitzer mit übernommen. „Zur rechten Zeit" zog draußen eine neue Herrschaft ein, und Herr und Frau Doktor Marschall in die dritte Etage ihres an der Alster gelegenen Hauses.

Es erregte sehr großes Aufsehen und bildete wochenlang das Tagesgespräch in der Stadt und an der Börse, dem Mittelpunkte des Handels und des Klatsches.

Doktor Marschall litt zum ersten Male in seinem Leben bitter. Seine Praxis schwand außerdem zusehends. Als Kinderarzt wurde er fast garnicht mehr gerufen. Hübscher hatte angefangen. Andere Familien waren ihm gefolgt. In den ersten Wochen nach Tonios Tode war es ihm noch nicht so aufgefallen, weil das Erlöschen der Diphtheritisepidemie, das damals gerade eintrat, es zuerst natürlich erscheinen ließ, daß seine Thätigkeit nach dieser Richtung sich erheblich verminderte. Bald aber konnte er es sich nicht mehr verhehlen, daß von den eigentlichen Hamburgischen Familien ihm Niemand mehr seine Kinder anvertraute. Die Frauen blieben ihm treu, den Trost hatte Doktor Marschall. Er hatte ihn aber auch

sehr nöthig, denn das Benehmen der Männer, namentlich das der jungen Kaufmannssöhne, die bisher seinen vertrauten Umgang gebildet hatten, war ganz abscheulich. Nicht daß man ihn beschimpft hätte. Man „schnitt“ ihn nicht einmal geradezu, aber man forderte ihn zu Nichts mehr auf. Man erbat seine Theilnahme zu keinem der kleinen Scherze mehr, die man früher so häufig gemeinschaftlich vom Stapel gelassen hatte, und er fand immer weniger Gelegenheit, sich selbst dazu anzubieten. Er fing auch an, der nöthigen Unbefangenheit und Sicherheit im Auftreten zu ermangeln, als er sah, daß man planmäßig bemüht war, sich von ihm zurückzuziehen. Er nahm sich vor, eines dieser Herrchen zur Rede zu stellen, aber er fand auch dazu keine Gelegenheit. Es war nichts in ihrem äußeren Betragen, was sich hätte fassen lassen.

So traf er eines Nachmittags, kurz nach der Börse, auf dem Jungfernstiege, wo sich die jungen Herren um diese Zeit gewöhnlich dem Volke zeigten, Edmund Knoof mit einigen anderen Bekannten. Er ging einige Schritte mit und entnahm noch aus der Unterhaltung, daß man heute ein vertrauliches Abendessen bei Specht im Schloß Reinbeck vorhätte. Aber das Gespräch wurde schleunigst abgebrochen; es war unverkennbar, man fürchtete, er könnte vielleicht mit von der Partie sein wollen. Er hätte diesen jungen Esel, den Knoof, ohrfeigen mögen, wie er ihn so halb

von der Seite mit einem merkwürdig ruhigen Blicke in den sonst so lebhaften, kugelrunden Augen ansah, so deutlich stand das, ‚impecunious fellow‘ in seinem Gesicht geschrieben. Das war nämlich sein Lieblingsausdruck, den Doktor Marschall sehr gut von früher her kannte. Herr Knoof junior hatte ihn von den jungen englischen Millionären angenommen, denen er vor Jahren zu seiner Ausbildung längere Zeit geholfen hatte zuzusehen, wie Fenchurchstreet mit Asphalt gepflastert wurde. Wie gesagt, der Doktor schäumte innerlich, er kannte die Redensart und kannte Knoofs dumme Protzenmiene, wenn er sie anwandte, dem fiel es aber gar nicht ein, dem Doktor ins Gesicht zu sagen: ‚Machen Sie, daß Sie weiter kommen, armer Schlucker, der Sie sind.‘ Im Gegentheil, mit einem raschen Blick auf die anderen Herren hatte er ungemein höflich zu ihm gesagt: „Ach Herr Doktor Marschall, sehr erfreut, Herr Doktor Marschall, wie geht es, recht lange nicht das Vergnügen gehabt“, und dabei war er stehen geblieben; auch die anderen Herren waren stehen geblieben. Man nahm nicht mehr wie früher als selbstverständlich an, daß er sich anschlösse; nein, man wollte die Begegnung auf der Stelle erledigen und nachher seinen eigenen Weg gehen. Sonst hatte man ihn im vertraulichen Kreise beim Vornamen oder Arm in Arm einfach Doktor, Doktorchen genannt, jetzt hieß es, Herr Doktor Marschall, Herr Doktor Marschall. Was

wollte er aber machen, er konnte doch Niemand vor die Pistole fordern, weil er seiner Meinung nach jetzt zu höflich im Ausdrucke wäre oder ihn nicht vertraulich genug behandelte. Knoof junior vor der Pistole war überhaupt ein komischer Gedanke. Und sie auch nur zur Rede zu stellen, weil sie ihn nicht mehr zu unverheirathetem Champagner einlüden, ging doch nicht an.

So wurde er nach und nach hinausgefroren. Jeder Stand, jeder engere Gesellschaftskreis hat seine besondere Standesehre; in diesen Kreisen besteht sie darin, daß man Geld hat, viel Geld, sehr viel Geld. Es schickt sich nicht, mit Leuten zu verkehren, bei denen einige blaue, grüne oder auch graue Scheine nothwendiger Weise eine Rolle spielen. Der vertrauliche Verkehr bringt es mit sich, daß der Eine dem Anderen einen Vorschlag macht, ihm zuredet, sich an irgend einem Hauptspaß zu betheiligen, der nachher vielleicht das kostet, was die kleinen Leute eine ganze Menge Geld nennen, und es ist höchst unbequem, sich darüber vielleicht einmal Vorwürfe machen zu müssen. Solche Sachen sind nur stilvoll und über jede Einrede dann erhaben, wenn man dabei ganz unter sich bleibt. Es war überhaupt nicht zartfühlend, es war dickfellig vom Herrn Doktor, daß er sich nicht selbst rechtzeitig aus ihrer Gesellschaft verbannt hatte.

Doktor Marschall versuchte, sich einen anderen

Umgangskreis zu schaffen, indem er sich an Leute seines eigenen Berufes wandte. Er trat einem wissenschaftlichen Vereine bei, fand aber wenig Gegenliebe und machte mit Entsetzen die Wahrnehmung, daß er bedenklich Gefahr lief, sich bloßzustellen, wenn er über Fragen allgemeiner Art oder gar über solche einer bestimmten anderen Wissenschaft sich in ein Gespräch einlassen, oder gar ein Urtheil fällen wollte. Der Kreis dessen, worüber er außerhalb seines Faches mitreden konnte, war beängstigend beschränkt. Sobald andere Gebiete berührt wurden, fühlte er, wie eine unheimliche Unsicherheit über ihn kam; an einem regeren Gedankenaustausch konnte er dann nicht theilnehmen. Er hatte seit fünf Jahren nur vergessen, nichts dazu gelernt zu dem, was schon damals recht oberflächlich gewesen war. Die älteren Kollegen waren außerdem ganz außerordentlich zugeknöpft: Jeder Versuch, jetzt, nach einem halb Dutzend Jahren, noch einen engeren Verkehr anzuknüpfen, den er verschmäht hatte, als er sich damals niedergelassen hatte in Hamburg, war völlig aussichtslos. So gab er es denn auf und saß nun zu Hause und da erst recht allein.

Das war schwer zu ertragen, denn Doktor Marschall langweilte sich selbst immer. Es kam dazu, daß ihm der Aufenthalt im eigenen Hause immer unleidlicher wurde. Der Raum war beschränkt jetzt, man wohnte sehr dicht bei einander und dabei fuhr seine Frau fort,

an ihm vorüber zu gehen, als ob er Luft wäre; selbst ein rein äußerlicher Verkehr bestand zwischen ihnen eigentlich nur während der Mahlzeiten. Sonst war sie in der Wirthschaft thätig und des Abends saß sie, litterarisch beschäftigt oder Briefe schreibend, in ihrem Zimmer, das ihr jetzt gleichzeitig zum Schlafen und Wohnen diente und das ihm völlig verschlossen war. Er wußte nicht, was er mit sich anfangen sollte. Einmal noch machte er den Versuch, sie zur Aufhebung des Isoliersystems, wie er es bei dieser Gelegenheit nannte, zu bestimmen. Sie erhob sich sofort. Er konnte die sonderbaren Augen, mit denen sie ihn ansah, lange nicht wieder vergessen; selbst seine Eitelkeit schützte ihn nicht mehr. Er sah es, das war ein wirklicher Schreck und tiefer, tiefer Widerwille. Sie sagte: „Nein, mir würde vor dem Todten grauen!" und hinter ihr schloß sich ihre Thür.

Der Doktor war empört, erbittert. Wüthend lief er im Zimmer auf und ab: Daß sie ihm innerlich eine gewisse Schuld beimäße an Tonios Tode, den Verdacht hatte er ja immer gehabt. Bisher aber hatte sie keinerlei Andeutung gemacht. Und nun mit einem Male dieser ausgesprochene rohe Vorwurf.

Was wollte die Frau eigentlich von ihm? — Er hatte sich nichts, ganz und gar nichts zu Schulden kommen lassen. Er war dessen unbedingt sicher. Sie machte ihn verantwortlich für ein Unglück!

Und so, wie in diesem Falle, war es ja überhaupt. Was hatte er ihr denn gethan? Nichts, ebenfalls nichts, was nicht eine sehr läßliche Sünde gewesen wäre, deren heutzutage jede verständige Frau ihrer Kreise ihrem Manne verzeiht.

Trotz des vorgerückten Abends verließ er das Haus, und zum ersten Male, seit er seinen früheren Umgang aufgegeben hatte, kam er des Nachts sehr spät heim.

Von da an wiederholte sich das öfter und öfter. Man bemerkte hier und da den Herrn Doktor Marschall zwischen zwei und drei Uhr Morgens noch im Cafe Gröber und benachbarten Lokalen Sankt Paulis, ja schließlich auch an Orten noch unzweideutigerer Art, wo ein Mann von seiner Familie und Gesellschaftsstellung nicht gesehen werden darf. Im Laufe des Winters wurde es schlimmer und schlimmer. Er schien auch nicht mehr viel vertragen zu können, sein Aussehen veränderte sich, er begann zu verfallen. Er verschlief sogar des Morgens zuweilen seine Sprechstunde. Zuerst hatte ihn das erschreckt, aber glücklicher Weise hatte es seine Frau nie bemerkt, niemals.

Nach und nach kam es häufiger vor und er gewöhnte sich daran; es kam auch wenig darauf an, denn Praxis außerhalb der Klinik hatte er nicht mehr, und das war ihm ganz recht. Warum den Patienten nachlaufen? Es war das einzig richtige, die Klinik

ganz ausschließlich zu betreiben, da konnte er seine Kenntnisse und sein denn doch ganz unzweifelhaftes operatives Geschick am besten ausnutzen.

Als der eine seiner Assistenten weggegangen war, hatte er ihn nicht ersetzt, er wollte soviel als möglich alles selbst machen. Eine Zeit lang ging es ganz gut so; gegen Frühjahr hin fand der Doktor aber doch, daß Berlin und Kiel anfingen ihm viel mehr wegzunehmen, als früher. Und als auch der zweite Assistent ihn verließ, begnügte er sich mit der gelegentlichen Unterstützung eines oder des andern jungen Kollegen, von denen einige zu seiner jetzigen Gesellschaft gehörten. Er hatte nämlich auch ein paar junge Doktoren, die in einer der Vorstädte Fuß zu fassen versuchten, und einige Schiffsärzte kennen gelernt in der Kneipe. Sie hatten dem ansässigen älteren Kollegen dann natürlich auch einen Besuch gemacht, allerdings ohne die Frau vom Hause zu sehen. — Die würden ihm nicht leicht Konkurrenz machen, das war ein vorzüglicher Gedanke. — Und er konnte so ganz gut fertig werden. Immer bequemer. Was früher nie vorgekommen war, geschah nach und nach öfter. Er hatte zuerst das eine oder andere Bett, dann sogar das eine oder andere Zimmer und gerade der ersten Klasse wochenlang unbesetzt. Berlin und Kiel schienen ihm wirklich immermehr Schaden zu thun, vielmehr als früher. —

Da deutete ihm seine Wirthschafterin einmal an,

daß es vielleicht nicht ausschließlich die Konkurrenz der Universitätsstädte, sondern das Benehmen der Frau Doktor wäre, was dem Besuche seiner Klinik schade. Er sah überrascht auf.

„Ja, Frau Doktor sagt oder thut nie etwas, was unhöflich wäre, aber es ist etwas in ihrem Benehmen, in der Art, wie sie mit den Damen umgeht; ich weiß garnicht, wie ich mich ausdrücken soll. — Sehen Sie, neulich mit der jungen Schwägerin von Herrn Brockmeyer, da war es auch wieder so. Als Sie sie als geheilt entlassen konnten, hatte sie Ihnen doch aus Dankbarkeit den reizenden Uhrständer geschenkt, wissen Sie, den aus gepunztem Leder mit den Stickereien. Am Tage vorher hatte sie die Arbeit Frau Doktor gezeigt. Frau Doktor hat nichts gesagt, was irgendwie verletzend gewesen wäre. Aber es war so merkwürdig. Sie sah die Dame an, lächelte und sagte: „Ei, ei, das ist ja sehr hübsch, das ist wirklich sehr hübsch, mein Mann wird sich ungemein freuen.“ Sehen Sie, Herr Doktor, die junge Frau konnte sich kaum halten bis Frau Doktor hinaus war, und dann hat sie den ganzen Nachmittag geweint vor Wuth und Aerger, und — und ich hatte doch dabei gestanden und konnte es ganz gut begreifen.“

Doktor Marschall wurde nachdenklich. Das sah ja wieder ganz so aus, als ob sie dennoch eifersüchtig auf ihn wäre. Er wurde immer weniger klug aus

seiner Frau. Außerdem war das aber eine sehr ernste Sache, das konnte ihm die ganze Existenz kosten und eines Tages entschloß er sich, mit seiner Frau darüber zu reden. Selbstverständlich ohne die leiseste Andeutung, daß die Wirthschafterin ihn auf die Vermuthung gebracht hatte; er konnte sich deshalb auch nur sehr allgemein ausdrücken.

Seine Frau zeigte gar keine Erregung und behandelte ihn dabei ganz wegwerfend. Sie sei sich ihrer angeborenen tadellosen Umgangsformen viel zu sicher bewußt, als daß sie nöthig habe, sich auch nur zu beobachten daraufhin. Wenn die Klinik veröde, so möge er nur die Gründe gefälligst in seiner eigenen Person suchen, es sei doch nicht geradezu ausgeschlossen, daß auch Patientinnen mit der Zeit anfingen einzusehen, daß andere Aerzte sehr viel mehr gelernt hätten, als er. — —

Hatte sie dennoch Verdacht geschöpft gegen die Wirthschafterin? Sie vertrug sich nicht mehr mit ihr. Eine gewisse Gereiztheit war ja immer dagewesen. Bisher hatte die Wirthschafterin ganz selbstständig, sachgemäß und gut gewirthschaftet. Sie hatte sich nur schwer daran gewöhnen können, von der Frau Doktor jetzt beaufsichtigt zu werden. Eines Morgens kam es zum Streit. Katharine hatte wieder irgend eine wirthschaftliche Aenderung angeordnet. Die Art und Weise mußte die Wirthschafterin ganz außer

sich gebracht haben. Sie verlor die Haltung und mit einem Male sprudelte sie los mit Allem, was sie auf dem Herzen hatte: Frau Doktor thäte viel besser, ihr das ruhig zu überlassen, sie hätte es bisher zur vollkommenen Zufriedenheit des Herrn Doktors gemacht, und für den wäre es viel besser gewesen, als sie die Leitung ganz allein gehabt hätte. Damals wäre die Klinik immer voll gewesen bis auf das letzte Bett, also müßten die Patientinnen wohl auch mit ihr zufrieden gewesen sein, was jetzt denn doch nicht mehr der Fall zu sein schiene, der Herr Doktor wäre doch immer noch derselbe, an wem es also wohl läge und so weiter.

Katherine bestand darauf, daß die Wirthschafterin entlassen würde, und zwar sofort. Doktor Marschall war das ganz außerordentlich unbequem, er fürchtete geradezu die Nachtheile eines Wechsels, und als seine Frau ihm sagte, daß sie eine Leiterin überhaupt entbehren könnte, war ihm das erst recht zuwider.

Er wagte eine leise Andeutung auf ihre Eifersucht, aber er bereute es im nächsten Augenblicke und hatte wieder, so lange sie sprach, selbst die feste Ueberzeugung, daß er sich täuschen müsse, daß sie wirklich ganz unmöglich auf ihn eifersüchtig sein könne. Sie lachte ihn nicht einmal aus, sie lachte überhaupt nicht mehr, wenn sie mit ihm sprach, aber es lag ein Ton in ihrer kühlen Erwiderung, der ganz abscheulich, der ganz unerträglich war.

„Du solltest endlich begreifen, daß man auf Dich, wenn man Dich so genau erkannt hat, wie ich, nicht mehr eifersüchtig sein kann. Was die Wirthschafterin angeht, so hat sie sich thörichter Weise mit mir gestritten, Deine Stellungnahme kann nicht zweifelhaft sein. Ihre Aeußerungen waren von einer Art, daß ich sie nicht übersehen kann. Also, sie geht und zwar sofort und ich übernehme die Wirthschaft selbst.“

„Ja aber,“ wandte der verzweifelte Doktor noch ein, „sie hat doch vierteljährige Kündigung.“

„Das laufende und das nächste Vierteljahr werden ihr selbstverständlich voll ausbezahlt, das werde ich zusammenfinden. Diese Erledigung ist ja ganz selbstverständlich. Ich werde Alles besorgen. Es ist unnöthig, daß die Sache Dich nur noch einen Augenblick aufhält. Auf neun Uhr hast Du die Operation von Frau von Arend angesetzt.“

Sie ging und der Doktor blieb in hochgradiger Erregung zurück. Seine Wirthschafterin mochte ihre kleinen Fehler haben, ihre Vorzüge aber waren weit überwiegend und alles in allem war sie ihm durch die langen Jahre her von sehr großem Nutzen gewesen. Sie verstand außerordentlich gut mit den Damen umzugehen und wenn sie auch nicht vergaß, auf ihren eigenen Vortheil zu sehen, so war sie doch auch unablässig darauf aus, daß der Doktor möglichst viel Geld verdiente. Sie verstand es so einzurichten, daß die

Damen immer die theuersten Zimmer haben wollten, daß sie Instrumente, medicinische Bedarfsartikel und dergleichen, die sie später noch nöthig hatten, immer durch die Klinik bezogen. Sie unterließ es nie zu fragen: „Haben Sie schon Doktor Marschalls Buch gelesen?" Der Doktor hatte nämlich ein Buch „Die Ehe" geschrieben, was man denn so schreiben nennt. Es wollte ein Führer der jung verheiratheten Frauen sein, gab gemeinverständliche Darstellungen und allgemeine Rathschläge, von denen jeder einzelne in den Schlußsatz auslief, man solle ja nicht unterlassen, rechtzeitig einen Arzt zu fragen. Das Buch enthielt ganz und gar nichts Neues, nicht einmal etwas, was den Damen neu gewesen wäre; nur daß sie es noch nicht gedruckt gelesen hatten, denn in den Conversationslexiken, deren einzelne Artikel zweifellos wissenschaftlich höher standen, hatten sie danach nicht gesucht. Der ganze Vortrag längst bekannter Dinge war in einem gewissen süßlichen Tone geschrieben, der zwar in einem medicinischen Buche ganz und gar nicht am Platze war, der aber Vielen sehr wohlgefällig zu sein schien. Als der Doktor auf der Höhe seines Ansehens stand, hatte das Buch einen großen Ruf gehabt, namentlich weil es „Wissenschaftlichkeit mit einer so decenten Darstellungsweise verband."

Das Alles aber hatte sehr mitgerechnet. Viele Häufchen machen einen Haufen. Der Doktor war

manchmal ganz erstaunt gewesen, was aus diesen kleinen Quellen ihm zufloß.

Und davon noch ganz abgesehen. Aber es überlief ihn ein gelindes Grauen, wenn er sich seine Frau vorstellte mit ihrer stolzen Haltung und königlichen Miene, mit ihrem kühlen Blick, den leichten spöttischen Zug um den Mund, den sie zeigen konnte, selbst wenn sie die verbindlichsten Worte sprach und dann diese anspruchsvollen, leichtgereizten, unberechenbaren hysterischen Frauenzimmer! Das konnte ja garnicht gut gehen. Doch was wollte er machen? Es war zu abscheulich.

Zum ersten Male dachte Doktor Marschall darüber nach, ob seine Heirath mit Fräulein Katharina von Spreckelsen denn wirklich ein gutes Geschäft oder nicht vielmehr ein Rechenfehler gewesen sei: Ihr Geld war auf ein halbes Jahrhundert festgelegt, er sollte nie etwas davon haben. Es sollte nur das verbraucht werden, was er verdiente. Und das, nachdem man ihn durch fünfjährigen Luxus und ein Leben im größten Stile verwöhnt hatte. Ja den Teufel auch, das war eigentlich wirklich zu dumm!

Was aber thun? Es zu einem öffentlichen Bruche mit seiner Frau, mit seinem Schwiegervater kommen lassen? Das ging ja auf keinen Fall. Vielleicht . . . plötzlich, mit einem Male stieg der gräßliche Verdacht in ihm auf, vielleicht wollten sie das.

Diese unglückselige Eifersucht seiner Frau! Daß er auch so unvorsichtig gewesen war! Und dann das Unglück mit Tonio. — Man hatte sie vielleicht auf den Gedanken einer Scheidung gebracht. Herr von Spreckelsen fiel ihm ein, wie er damals auf dem Altonaer Bahnhofe gesagt hatte: „Wir entfernen Sie wieder aus der Familie."

Es überlief den Doktor kalt. Das durfte auf keinen Fall geschehen. Er wäre in Hamburg unmöglich gewesen. Er hätte nur ruhig in irgend einem Neste von vorn anfangen können: Alles gegen sich.

Eine neue Partie zu machen, eine glänzende noch dazu, ist nach solchen Ereignissen recht schwer.

Und so allein auf sich gestellt — nein nein, das ging nicht, er mußte sich fügen: Wenn die Ehe bestehen blieb in diesem engen Zusammenleben, so war es doch ganz ausgeschlossen, daß er seine Frau nicht endlich wieder versöhnen könnte. Wenn es denn auch bei ihr Jahre kostete. Von dem alten Herrn würde sie wieder Millionen erben. Er durfte unmöglich zulassen, daß aus dem Haupterfolge seines Lebens eine endgültige Niederlage für ihn würde.

Er kam sich geknechtet vor, als er der Wirthschafterin, die heulend mit der Frage zu ihm kam, ob es denn wirklich sein Wille wäre, daß sie gehen sollte, achselzuckend sagen mußte: „Es thut mir leid, aber warum waren Sie so unklug, Sich mit meiner

Frau zu streiten. In solchem Falle ist es mir unmöglich, für Sie Partei zu ergreifen und meine Frau besteht auf Ihrer Entlassung."

Es half Alles nichts, es mußte eben überwunden werden. Und er überwand es denn auch.

Aber er hatte das Gefühl, daß es eine Leistung von ihm gewesen wäre, für die er Anspruch auf einige Dankbarkeit hätte. Dankbarkeit aber zeigte Frau Doktor Marschall nun ganz und gar nicht. Im Gegentheil ließ sie ihm ihre Verachtung immer deutlicher fühlen. Und gerade, daß sie in Gegenwart Dritter von tadellosester Sicherheit im Ausdrucke blieb, immer auf das genaueste den Ton traf, der Jeden und Jede glauben machen mußte, in eine Ehe mit besten Umgangsformen hinein zu sehen, empörte ihn umsomehr. Diese Frau, die ihn unter vier Augen als einen Menschen untergeordneten Ranges, als einen dummköpfigen, flachen Gesellen behandelte, sprach in Gegenwart Anderer zu ihm, als ob sie die größte Hochachtung vor ihm und die unveränderte ruhige Liebe der vornehmen Frau zu ihm hegte.

Der Doktor stand bei solchen Gelegenheiten geradezu am Marterpfahle. Schließlich fing es an, ihn zuweilen so aufzuregen, ihn so nervös zu machen, daß er sich seiner Frau gegenüber im Tone leise vergriff. Schon war er einigemal einem verwunderten Blicke zufällig anwesender Bekannter oder Fremder begegnet. Das

hatte ihn erschreckt. So mußte er ja nach außen als der erscheinen, der solcher hervorragenden Frau unbegreifliches Unrecht thäte. Er fing an, sich vor dem Alleinsein mit seiner Frau und vor dem Zusammensein mit Andern in ihrer Gegenwart zu fürchten, und dabei stieg dennoch seine Bewunderung für sie, und ihre eisige Kälte hatte schließlich zur Folge, daß er sich heftiger, als er es je gewesen war, in sie verliebte. Nachdem sie ihm so fern gerückt war, sich so hoch über ihn gestellt hatte, wuchs das Begehren in ihm, sie sich wiederzuerobern, sie wieder zu besitzen. Er war aber viel zu schwachen Karakters, um mit stetiger Kraft nach einem Ziele zu streben, und so vermehrte diese Leidenschaft nur seine seelische Haltlosigkeit und vertiefte den Zwiespalt, die Unruhe seines Innern.

Wenn sie sein heißes Bemühen und das Einsetzen seiner ganzen Persönlichkeit, an deren Unwiderstehlichkeit er so lange geglaubt hatte, wieder einmal schroff abgewiesen hatte, dann schäumte er auf, wollte die Kette zerreißen und — stürzte sich in niedrige Ausschweifungen, in den Sumpf, um sie zu vergessen.

Er fiel auf in Hamburg. Eines Morgens fragte Fred Vermeulen seinen Chef und Onkel im Privatkontor: „Sage mal, Onkel, was ist denn eigentlich mit Marschall los?“

„Wie so?“

„Nun“, fuhr Fred fort, „es ist mir ja schon

allerlei über ihn zu Ohren gekommen, jetzt aber prahlt sogar Stein mit seinem Umgange."

„Was, unser Steuermann vom Senator Paulsen?" fuhr Herr von Spreckelsen auf.

„Jawohl", antwortete Fred, „ich machte ihm gestern einige der Form nach scherzhafte aber ernstlich und wohlgemeinte Vorwürfe über seinen Verbrauch. Etwas leichtsinnig sind unsere Herren Seeleute ja alle, wenn sie nach einer langen Reise an Land kommen, Stein treibt es aber gar zu toll: Senator Paulsen kam am dritten auf, wir haben heute den zwanzigsten, und in dieser Zeit, also etwas über zwei Wochen, hat der Mensch von seiner kleinen Erbschaft über zweitausend Mark aufgenommen."

„Was Du sagst? Es waren ja im Ganzen nur Siebentausend, die ihm sein Onkel hinterlassen hat."

„Nicht ganz Siebentausend."

„Dann hört allerdings alles auf", sagte Herr von Spreckelsen. Das ist ja geradezu unsinnig. Der Mann ist sonst doch tüchtig und brauchbar. Ich begreife es nicht. Aber was hat denn unser Herr Doktor damit zu thun?"

„Nun, wie gesagt", antwortete Fred, „ich habe ja kein Recht, Stein Vorschriften zu machen oder ihm das Geld vorzuenthalten. Es ist uns auf seine Vollmacht ausgezahlt worden und er kann darüber verfügen, wie er will. Ich nahm aber doch die Gelegen-

heit wahr und warnte ihn gutmüthig vor gewissen Lokalen und vor seinem Umgang, es schiene mir, als ob das vielleicht nicht die richtigen Leute wären. Und da mußte ich denn erleben, daß der Mann mir lächelnd antwortete: „Aber ich bitte, seien Sie vorsichtig, Herr Vermeulen, ich besuche nur Lokale, wo ich sicher bin, höchst anständige Gesellschaft zu treffen. Mit Ihrem Herrn Schwager bin ich jeden Abend zusammen."

Herr von Spreckelsen sprang erregt auf und schritt, ohne ein Wort zu sagen, mit grimmigem Gesicht im Zimmer auf und ab. „Das geht nicht länger", sagte er endlich. „Der Mann darf auch äußerlich nicht mehr zu unseren Kreisen gezählt werden. Er hat nie hinein gehört. Ich glaube, unter uns gesagt, Katharina hat das auch längst eingesehen. Sie wär ihn gerade so gern los wie wir, namentlich seit der Junge todt ist."

Fred machte ein sehr merkwürdiges Gesicht. Seine weißen Augenbrauen zogen sich in die Höhe: „Denkst Du an eine Ehescheidung?" fragte er seinen Onkel. „Das würde starkes Aufsehen erregen und die Stellung einer geschiedenen Frau ist nicht beneidenswerth, auch wenn der andere Theil schuldig ist. Es müßte denn schon eine Wiederverheirathung . . . . . .

„Ein Ehescheidungsproceß ist mir gewiß sehr zuwider," unterbrach ihn der alte Herr, „aber von zwei

Uebeln wählt man das kleinere. Weshalb sollen wir den Schwindler denn durchfüttern? Mit seinem Geschäft geht es trostlos bergab: Seitdem Katharina ihm ihr Einkommen aus den Fingern gerückt hat, ist der ganze Glanz weg, nur dadurch hatte er bisher etwas gemacht. Das Bischen, was er jetzt verdient, wird auf keinen Fall reichen. Meiner Ueberzeugung nach hilft er jetzt das aufessen, was aus dem Verkauf ihrer Villa übrig geblieben ist. Und was soll werden, wenn das verbraucht ist? Katharina ist als mehrfache Millionärin bekannt, man kann also den Hausstand nicht auf einen unanständigen Zuschnitt sinken lassen. Darauf verläßt sich der Kerl! Weißt Du — und er trat dicht an seinen Neffen heran —, Du solltest einmal mit Deiner Mutter über meinen Herrn Schwiegersohn sprechen. Susanne könnte am leichtesten einmal die Fühler ausstrecken bei Katharinen."

„Ich glaube, das ist nicht nöthig", meinte Fred und lächelte pfiffig. „Die erste Andeutung davon, daß zwischen den Beiden nicht Alles in Ordnung sei, ging von meiner Mutter aus. Es scheint, daß Katharina sich bei ihr über ihren Mann beklagt hat."

Herr von Spreckelsen machte ein ganz erfreutes Gesicht. „Soweit schon? Das ist ja ausgezeichnet! Ich muß Deine Mutter heute noch sprechen! Wenn wir Katharinens sicher sind, dann wollen wir die Sache schon in Ordnung bringen." —

Es war nur kurze Zeit darauf, etwa eine Woche später, an einem der ersten Apriltage. Das Wetter war nicht eben erfreulich. Ein ziemlich scharfer Wind wehte über die Alster her und jagte von Zeit zu Zeit leichte Regenböen vor sich her. Trotzdem war der Weg, der von Barmbeck, Hohenfelde und der Uhlenhorst her an der Außen- und Innenalster entlang zur inneren Stadt führt, recht belebt. Es war kurz nach acht Uhr, und die allmorgentliche kleine Völkerwanderung war im besten Gange. Vor der alten Sechslingspforte waren die einzelnen Zuzüge noch deutlich zu unterscheiden: Aus dem vorderen Theile der Uhlenhorst von der schönen Aussicht her kamen ältere, würdige Herren langsameren, gewichtigen Schrittes, geldmächtige Männer, und die zweite Generation, die Herren Söhne, nicht ganz so würdig und meist etwas müde. Aus der hinteren Uhlenhorst, vom Mundsburger Damm, von Hohenfelde und weiter draußen von Barmbeck her, eilten die Schaaren der „jüngeren Häuser", der Commis und der sonstigen Angestellten. Nach der Stadt zu vermischte sich das alles. Alle brachen eben zu verschiedenen Stunden, je nach der Entfernung ihrer Wohnungen auf, jeder aber wollte kurz vor neun Uhr im Grimm, in der Gröningerstraße, Sankt Annen, auf dem Wandrahm, am Sandthorquai im Contor sein. Man ging meist in Gruppen, schloß sich einem Andern an, wie man sich so eben unter

Bekannten traf, um sich auf dem Wege noch ein Wenig zu unterhalten, über das Wetter meist und daß die Luft doch sehr schön wäre.

Nur Fred Vermeulen, von der Uhlenhorst her kommend, wanderte allein. Die überschlanke, dürre Gestalt im braunen Rock überholte nach und nach einzelne Gruppen. Vielfach hatte er Grüße zu tauschen, man hielt ihn aber nicht auf, auch seine näheren Bekannten nicht. Sein Erscheinen regte überall zur Unterhaltung über einunddenselben Gegenstand an. Gestern an der Börse war es bekannt geworden und heute Morgen schon fiel es jedem ein, der den jungen Herrn besonders eilig dahin schreiten sah. Gleich gut unterrichtet waren sie ja nicht alle, gehört aber hatte Jeder davon:

„Wissen Sie es schon? Seine Cousine, die Frau Doktor Marschall ist ja durchgegangen!“

„Bewahre! Durchgegangen! Sie ist mit seiner Mutter, ihrer Tante, nach Berlin abgereist, und wird mit ihr da wohnen während des Scheidungsprozesses. Das ist Alles. Der Mann ist ein großer Bummler.“

„So! Ich dachte, sie hätte ein Verhältniß gehabt?“

„Kein Gedanke! Ganz tadellose Frau, hat vollkommen Recht. Die Familie ist ja auch vollständig auf ihrer Seite, sonst wäre doch ihre Tante, Frau Senator Vermeulen, nicht mit ihr abgereist. Die Sache ist ganz korrekt.“

„So so. Ich hatte nur flüchtig hingehört, gestern. Wissen Sie etwas Näheres?“

„Nun, auch nur vom Hörensagen. Sie hat ja sehr viel Geld gehabt und draußen die Besitzung in Nienstädten. Das hat er alles durchgebracht. Als Arzt hat er keine Praxis mehr gehabt, weil da auch ganz merkwürdige Dinge vorgekommen sind. Außerdem Frauenzimmergeschichten. Sie hat es eben schließlich nicht mehr ausgehalten, und ihre Angehörigen werden wohl auch verlangt haben, daß sie der Sache ein Ende mache.“

Herr Fred Vermeulen wußte augenscheinlich sehr gut, daß er der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit war heute Morgen. Sonst wär es ihm wohl unangenehm gewesen, heute aber litt seine Stimmung keineswegs darunter. Er schien sehr munter in die Zukunft zu blicken und sein Schritt hatte beinah etwas Elastisches. Im Dovenhof angekommen — seit etwa einem halben Jahre hatte die Firma nach Abbruch des alten Contors im Wandrahm hier im ersten Stock ihr Hauptquartier aufgeschlagen — verschmähte er sogar den Aufzug und sprang die Treppe hinauf, für seine sonstige Veranlagung auffallend rasch. Er prallte beinahe gegen Jemand an, der eben die Treppe herunterkam, und entschuldigte sich flüchtig. Ueber das Gesicht des Andern flog ein infames Lächeln. Er schien den jungen Herrn zu erkennen. Fred Vermeulen fühlte

sich, ohne recht zu wissen weshalb, außerordentlich unangenehm berührt.

Es war noch früh, das jüngere Personal war noch nicht vollzählig anwesend. Seinen Onkel dagegen traf er schon im Privatkontor. Herr von Spreckelsen erhob sich bei seinem Kommen und wies ihn mit einem Wink an, die Thür hinter sich zu schließen. „Rickmers war eben hier,“ sagte er dann.

„So?“ antwortete Fred überrascht. „Das ist aber prompt besorgt. War es etwa der, dem ich eben auf der Treppe begegnet bin, im grauen Jaquetanzuge?“

„Ganz recht. Eben ist er weggegangen.“

„Na, viel „Sitte“ sieht man ihm nicht an. Der Kerl hat ja eine wahre Galgenphysiognomie!“

„Die Etikette entspricht dem Inhalt, glaube ich, für seinen Posten wird sich aber auch schwerlich ein vollkommner Gentleman finden“, meinte Herr von Spreckelsen trocken. „Aber er ist ein brauchbarer Mensch: Kommt hier an, stellt sich vor, keinen Ton davon, daß ihn Jemand und wer ihn geschickt hat, Alles aus dem Spiel gelassen, sofort zur Sache. Ein scharfer Kopf. Er hat mich sehr gut verstanden, und wird das Nöthige schon schaffen. Er findet das Material, was wir brauchen, oder er machts.“

* * *

„Ralf, wo bleibst Du denn?“ rief Hilde Lövborg durch die geschlossene Schlafzimmerthür, indem sie mit

den Händen einen kräftigen Generalmarsch auf der Thürfüllung trommelte. „Ich rufe Dich zum dritten Male.“

Lundström fuhr auf. Mitten im Anziehen begriffen, hatten ihn seine Gedanken gefaßt und nicht wieder losgelassen. Das Halstuch halb gebunden, ohne Rock, die Weste noch offen, saß er am Fenster in einem Stuhl und sah träumend in den Maimorgen hinaus. Seine Stirn war finster gerunzelt, die Augenbrauen zusammen gezogen unter den dunkler als früher aussehenden Augen. Jetzt erhob er sich, raffte sich zusammen und antwortete mit nicht ganz natürlich klingendem Scherze: „Gleich, gleich, Hilde, einen Augenblick noch, sei doch nicht so ungeduldig, kleine Schwester; junge Damen wissen doch sonst so genau, daß man Zeit braucht zur Toilette.“

„Laß Dich nicht auslachen, großer Ralf“, rief Hilde unter einem neuen Trommelwirbel zurück, „seit halb neun sind wir hier, um neun wollten wir gefrühstückt haben und dann gleich aufbrechen, jetzt ists zehn. Anderthalb Stunden, soviel Zeit braucht ja höchstens ein Backfisch vor dem ersten Balle. Selbst Elis der Gutmüthige beginnt ungnädig zu werden. Wenn Du nicht gleich in die Erscheinung trittst, gehen wir allein, sagt er, und lassen Dir Dein Frühstück. Verstanden, hoher Herr?“ Damit wandte sie sich ab, und sagte etwas zu ihrem Bruder, was Lundström nicht verstand.

Ein schmerzliches Lächeln flog über seine Züge, die sehr viel schärfer geworden waren seit dem Tag auf Norderney. Obgleich er sich jetzt beeilte, mit dem Anziehen fertig zu werden, lag etwas Lässiges, Ermüdetes, Schweres in seinen Bewegungen. Unlustig und müde war er, wie überhaupt in letzter Zeit. Heute besonders. Das alte Lied: Katharine sehnte sich nach ihm, wüthend, verzehrend. Sie konnt es nicht mehr ertragen, ohne ihn wieder einmal gesehen, in den Händen gehalten zu haben, sich vergewissert zu haben, daß er noch immer ihr gehöre, sich zu überzeugen, daß er noch länger vergeblich hoffen und harren werde auf ihren Besitz. Er hätte heute wieder in Berlin sein sollen, hatte aber abgeschrieben gestern. Zum ersten Male.

Alles empörte sich in ihm gegen diese Art Minnedienst. Es fing an, ihn zu zerrütten, er fühlte es, er hatte keine Lust am Leben und an der Arbeit mehr, keine Ruhe, keine Freude am Schaffen, er kam zu Nichts. Er litt als Mann und als Künstler. Für den Künstler war es eine Gefahr, die er mit Grausen näher und näher kommen fühlte. Etwas Zerfahrenes, Verworrenes, Zeugungsunfähiges begann sich in ihm zu entwickeln. Es war ihm, als ob ihn etwas lähmte, als ob er Fesseln zerreißen müßte.

Was waren es immer für Tage gewesen in Berlin. Mit dem Nachtzuge hin. Einen Tag dort.

Mit dem Nachtzuge zurück. Sie wünschte es ausdrücklich so. Frau Senator Vermeulen hatte keine Ahnung. Um ungestört einige Stunden beisammen sein zu können, war eine möblirte Wohnung gemiethet worden. Die Frau, die sie abgab, kannte ihre Miether nicht. Sie erhielt ihr Monatsgeld stets im Voraus, und durfte nie zu sehen sein, wenn Katharine tief verschleiert kam.

Liebe, Begehren im Blick und in jeder Bewegung, hatte sie ihm das letzte Mal gegenüber gesessen und haarscharf entwickelt, wie sie ihren Mann zur Scheidung zwang, ohne Nachtheil für sich selbst. Kalt, scharfgeschliffen, fast mit einer gewissen Freude am Verfahren, wie ein rabulistischer Advokat. Etwas thun, was Folgen haben konnte, die sich nicht verbergen ließen, etwas unterlassen jetzt, was eine Form verletzte, woraus man ihr später einen Vorwurf würde machen können, das war ihr etwas Undenkbares.

Ihm aber war sie in ihrer wilden Sinnlichkeit, wie sie in seinen Armen bebte vor Leidenschaft, und trotzdem niemals des Verstandes kalte Selbstbeherrschung verlor, beunruhigend, unnatürlich erschienen, und etwas listig Unwahres haftete an ihr in seinem Erinnern. Eine Sklavin der Form. Und ein Freier, wie er! Der Gedanke an sein Künstlerdasein und an seine zukünftige Entwickelung machte ihn leise frösteln, es wurde ihm unheimlich.

Draußen lachte Hilde wieder auf. Ein schmerzlicher Zug um seinen Mund prägte sich schärfer aus. Was würde aus ihm werden? Er ging ja an Katharinen zu Grunde, noch ehe sie seine Frau wurde. Ja, weshalb opferte er sich denn? Des Mannes erste Pflicht ist Selbsterhaltung. Hatte ihn denn Circes Trank bezaubert? Ja, er war verzaubert: Jäh stieg die Erinnerung an heißes Bemühen in ihm auf, er fühlte sie in seinen Armen, und das Ziel war erreicht, er hielt sie als sein Weib, als ganz die Seine — welches Leben voll Geist, Kunst und Liebe.

Da kam der Rückschlag: Er sah sich um, wie erwachend — Luft, Luft! Und er riß die Fenster auf, die kühle Morgenluft einzulassen.

Rasch, wie mit einem gewaltsamen Entschluß, machte er sich jetzt fertig. Mit einem jubelnden „endlich“ flog ihm Hilde entgegen, als er hinaus kam, und führte ihn zum Tische, an dem ihr Bruder, bereits Messer und Gabel in der Hand, vor dem leeren Teller saß.

Ralf war heute ein schlechter Gesellschafter, die Beiden aber schienen es nicht zu bemerken.

„Höre mal“, rief Elis, „das grenzt ja an Mißhandlung! Ich hab einen Hunger, so etwas hab ich noch garnicht erlebt.“

„Ja,“ sagte Hilde, die inzwischen schon den Thee machte, nachdem sie Lundström in seinen Stuhl gesetzt

und ihm lachend eine Serviette mit zwei sehr großen Zipfeln um den Hals gebunden hatte. Ja, Ralf, heute Morgen kannst Du an uns etwas erleben. Dieser frische Maimorgen, und dann hier vor all den guten Sachen gesessen beinah zwei Stunden lang, Du sollst Deine Freude haben."

Der Frühstückstisch sah besonders einladend aus. Es war unverkennbar, Hilde Lövborg war seiner alten Aufwärterin sehr behilflich gewesen. Alles war schmuck und nett: Hübsch angeordnete Veilchen und Maiglöckchen dufteten von einer flachen Schale in der Mitte, die Karaffen mit den vaterländischen Getränken Aquavit und kalten Schwedenpunsch blitzten, die großen Stücke kalten Fleisches lagen höchst verlockend auf ihren Platten, die Pickles, die Sardellen und die kleinen Heringe verbreiteten reizenden, säuerlich salzigen Geruch aus den geöffneten Gläsern und Dosen.

Alles das verfehlte seine Wirkung nicht auf Lundström. Ihr erheiternder Appetit regte den seinen an. Selbst ihm fing es an zu schmecken. Und unter dem lustigen, fröhlichen Geplauder der Beiden begannen die schweren Gedanken zu verblassen, die ihn eben noch beschäftigt hatten. Er lebte auf.

Nach beendetem Frühstück traten sie die geplante Wanderung an. Zunächst durch das Birkenwäldchen und den Waldpark nach Blasewitz. Durch den Schillergarten wollten sie zur Fähre gehen. Ralf machte die

Beiden auf die Linde aufmerksam, unter der Schillers Büste in unwürdigster Ausführung mit der Inschrift steht: „Wandrer, hemme den Schritt, Du stehst auf geheiligtem Boden . . ." und so weiter.

Hilde kannte die deutsche Litteratur und Schillers Leben: „Abscheulich!" sagte sie. „Nach seinem Tode dürfen ihn die Wirthe der Kaffee- und Kuchengärten als Reklame mißbrauchen, nachdem ihm seine Deutschen, da er lebte, fast Alles haben entbehren lassen. Sei froh, Elis, ganz so schlecht werdet ihr doch nicht mehr behandelt. Thus mir zu Gefallen, werd ein großer Dichter, und ich verspreche Dir, daß es Dir noch bei Lebzeiten erträglich gehen soll: Wohl Dir, daß Du ein Enkel bist!"

„Sei nicht leichtsinnig im Versprechen", antwortete Elis. „Kein großer Dichter, lieber ein . . . . Doch wir wollen an diesem schönen Vormittag nicht vom Laden sprechen, wie die Engländer sagen. Freuen wir uns des Lebens und verlassen wir den geheiligten Boden des Schanklokals."

„Hier durch die hintre Gartenthür", sagte Ralf.

Sie setzten mit der Dampffähre nach dem Loschwitzer Ufer über, und Hilde war entzückt über das Bild, das sich stromauf und stromab ihren Blicken vom Bord des Fährdampfers aus darbot. Drüben angekommen stiegen sie auf der steilen Plattleite hinauf zum weißen Hirsch, wanderten dann durch die Park-

anlagen des Ortes und endlich durch den zum Theil uralten Wald nach der Ullersdorfer Schmiede, wo sie zu kurzer Rast einkehrten.

Der Aufenthalt in dem dumpfen, niedrigen Gastzimmer mit den kleinen viereckigen Fenstern in den dicken Mauern war nicht sehr verlockend; sie folgten gern der Einladung der Wirthin, doch lieber in der „guten Stube" Platz zu nehmen, wie die Biedre mit gutmüthiger Selbstironie einige draußen im Freien mit Bänken und Stühlen umstellte Tische nannte. Sie stärkten sich an einem Glase „Radeberger Böhmisch", und Hilde sagte lachend zu Lundström: „Wir müssen Dich öfter lüften, großer Bruder! Du machst schon ganz andre Augen, Ralf, als heute Morgen."

„Kein Wunder", fiel Elis ein, „es ist ja herrlich, dieser Wald im Frühling. Dresdner Haide! Man hat keine Ahnung davon, wie schön das ist."

„Den besten Theil des Wegs haben wir noch vor uns", sagte Lundström.

„Hast Du ihn schon früher gemacht?" fragte Hilde. „Allein?"

„Nein, im vorigen Herbst, kurz bevor ihr eintraft, als ich eben hierher gekommen war, in Gesellschaft eines Hamburger Herrn mit seiner Tochter — — Ich hatte sie auf Norderney kennen gelernt. Als ich vom Norden zurückkam, war ich einen Tag dort. Sie hielten sich einige Zeit hier auf."

Hilde hielt ihre Augen niedergeschlagen, damit sie nicht ihre Spannung verriethen: „Ei, sieh da! Ein Hamburger Herr mit seiner Tochter? Das erste Wort, das wir davon hören! War das junge Mädchen hübsch?"

„Ueberhaupt kein junges Mädchen, liebe Neugier", antwortete Lundström. „Eine verheirathete Frau, eine Frau Doktor Marschall."

„So. Aber schön war sie doch? Selbstverständlich war sie schön, denn mit Häßlichen macht ihr Maler doch keine Landpartien, wenn es nicht die kleine Schwester ist."

„Hilde, Hilde, Du wirst kokett!" rief lachend ihr Bruder.

„Schön ist Frau Doktor Marschall allerdings, sehr schön sogar", sagte Lundström ruhig, auf seiner Stirn aber lag die dunkle Wolke, die seine Freunde nun schon seit Monaten kannten: „Sie stammt mütterlicherseits aus alt venetianischem Geschlecht, und ihr Vater, Herr von Spreckelsen, ist der letzte Namensträger einer historischen Hamburgischen Patrizierfamilie."

„Nun", meinte Elis, „so wunderbar schön kann sie doch nicht gewesen sein, sonst hättest Du als Künstler längst schon von ihr erzählt."

Um Hildens Lippen zuckte es leise bei ihres Bruders Worten. „Kennt sie Dich nur gesellschaftlich oder auch als Künstler? Hat sie Deine Bilder gesehen? Aber natürlich! Nicht wahr?" fragte sie.

„Jawohl! Die Mittagschwüle hatte ich eben aufgestellt in der Gallerie und den Brautraub haben sie auf der Staffelei gesehen, er war ja auch schon ziemlich weit vorgeschritten.“

„Ganz richtig“, sagte Elis, „den hattest Du ja schon in München angefangen, gleich nachdem Du vom Norden zurückkamst. — Da kennst Du wohl auch den Doktor Marschall?“

„Nein. Auf Norderney war sie auch allein mit ihrem Vater und ihrem Söhnchen.“

„Ah, sie hat einen Sohn?“ fragte Hilde im Plauderton und lächelnd, aber ihre Stimme zitterte leise.

„Sie hatte“, antwortete Lundström. „Sie hat ihn vor Kurzem an einem Diphtheritisanfall verloren.“

„Stehst Du denn im Briefwechsel mit Hamburg?“ erkundigte sich Elis.

„Frau Doktor Marschall wohnt jetzt in Berlin. Ich habe sie neulich getroffen“, antwortete Lundström.

Hilde sah, wie sich die Schatten dichter zusammen zogen auf Lundströms Stirn: „Aber wir verplaudern uns ganz und gar“, rief sie, „das kannst Du uns ja Alles zu Haus erzählen. Kommt! Ralf, an die Spitze als ortskundiger Pfadfinder.

Dicht hinter der Schmiede wurde der Weg schöner und schöner. Hundertjährige Eichen, Fichten, Buchen und Tannen bildeten den hochragenden Wald. Zur

Linken hüpfte, hie und da aus dem Grün aufblitzend, lustig plätschernd die Prießnitz im jugendlichen Eifer dahin. An einer Wegbiegung stürmte ein Rehrudel von links kommend rechts den ziemlich steilen Hang hinauf.

„Der Wildstand muß sehr geschont werden", meinte Ralf. „Vorigen Herbst haben wir ganz in der Nähe, es war am frühen Nachmittag, einen wundervollen Sechzehnender stolz sein Rudel führen sehen. Der Wald ist auch meist einsam hier, die Sonntage natürlich ausgenommen; wir sollten öfter herkommen."

„Wir Beide", sagte Elis, „werden wohl nicht mehr viel Vortheil davon haben."

„Wieso", fragte Lundström, sich überrascht umwendend, „wollt Ihr denn Dresden verlassen?"

„Jawohl, großer Bruder! Wir hätten Dich aber vorher noch gefragt", sagte Hilde, indem sie sich an seinen Arm hing. „Nach München soll es nämlich gehen. Elis meint, daß es für seine Studien förderlicher, die Benutzung der Bibliothek und so weiter bequemer wäre, und ich möchte es auch gern kennen lernen. Wir hatten darauf gehofft, daß wir Dich verführen könnten, mitzugehen. Dich hält ja hier Nichts", fuhr sie, zu ihm aufblickend, fort. „Die kleineren Arbeiten, die bei Dir bestellt waren, sind fertig, und zu etwas Größerem kommst Du hier doch nicht. In dieser Beziehung ist Dir und der Kunst

der Münchner Aufenthalt viel vortheilhafter gewesen. Ueberleg es Dir mal, Ralf; aber nicht jetzt, bitte, jetzt sind wir nur für den Wald da."

Sie überschritten die Prießnitz auf einem Stangenübergang, kreuzten auf engeren Pfaden verschiedene breitere Wege und endlich die Radeberger Landstraße, dann traten sie wieder in den Hochwald ein, bis ihr Pfad rechtwinklig auf einen anderen traf und sich jenseits nicht fortsetzte.

„Sind die Wege hier alle numeriert?" fragte Hilde, als sie bemerkte, wie Ralf sich an einem tief in die Rinde eines alten Baumes geschnittenen Zeichen vergewisserte, daß sie richtig gegangen waren: „Sieh mal, Elis da ist eine große Eins eingeschnitten; das finde ich praktisch, aber etwas prosaisch."

„Garnicht", sagte Ralf, „die Namen der alten Haidewege sind Jahrhunderte alt, zum Theil sehr seltsam und sagenumwoben. Der Weg hier führt nach dem Saugarten, dem Mittelpunkt des meilenweiten Waldes, von dem die Parforcejagden ausgingen unter August dem Starken und seinen Nachfolgern. Das war ein Achteck und acht Wege gingen davon aus, die Nummern tragen; ganz alte Stämme haben noch die damals eingeschnittenen Zeichen. Jenseits des Saugartens gehen wir dann auf der alten Sechs weiter."

Hilde hörte aufmerksam zu, sie fragte weiter, und

Lundström war bald mit allen seinen Gedanken hier im Walde und bei ihr, die er am Arme hatte.

Elis schritt jetzt voran. Die Unterhaltung der Beiden wurde immer lebhafter. Hie und da standen sie still und blieben ein Stück zurück. Er lächelte zufrieden in sich hinein und ging ruhig weiter. Erst in der Schwedenschlucht, gefesselt von dem hübschen Anblick, blieb er selbst stehen, und wartete dann auf sie, von denen er garnichts mehr sah. Endlich erschienen sie oben. Ralf einen halben Schritt voran, sodaß Hilde fast gleich groß erschien, so schritten sie den geröllbedeckten, steilen Abhang herunter. Bei heftigen Regengüssen hatten die stürzenden Wasser den Weg theilweise tief ausgewaschen und die Wurzeln der alten Bäume blos gelegt. Auf der Mitte des Hanges war durch ein solches Hinderniß, das besonders stark, wohl lange Zeit eine Art Wasserfall hervorgebracht hatte, eine tiefe Stufe und schwer zu überschreitende Stelle entstanden. Hilde zögerte im Herabsteigen und stand einen Augenblick frei auf dem mächtigen Knorren, da wandte sich Ralf zu der jetzt halb über ihm Stehenden, umfaßte sie und trug sie einige Schritte bergab.

„Fritjof und Ingeborg", murmelte Elis, und seine blauen Augen leuchteten auf, als ob er eine glückliche Zukunft sähe für die beiden schönen, geliebten Menschen, die da herab kamen.

Auf der anderen Seite ging es wieder bergauf,

und so zogen sie weiter auf den Waldhöhen, den reizenden Prießnitzgrund unten zur Rechten. Ihr Mittagessen in Königswald erhielten sie heute etwas verspätet, dafür aber verlief es in fröhlichster Stimmung. Selbst Ralf war fast der Alte.

Am Abend in Dresden wurde noch im Löwenbräu Rast gemacht und München gelobt, dann brachte Ralf die Beiden nach Hause.

„Ich werde sie sehr vermissen, die liebe Hilde, wenn ich erst mit Katharinen verheirathet bin", sagte er zu sich, als er die Treppen zu seiner Wohnung hinaufstieg. „Ich werde sie dem Glücklichen immer neiden, der sie einmal heimführt. Was wird der Mann für einen guten Kameraden haben an diesem frischen, gesunden, schönen Mädchen."

„Sind Sie es, Herr Lundström?" hörte er jetzt oben auf dem letzten Treppenabsatz fragen, und der Schein einer Lampe fiel herunter.

„Mein Gott, was machen Sie denn noch hier mitten in der Nacht, Frau Eltze? Was hat sich zugetragen, daß Sie auf mich warten?"

„Ach Gott, ja, Herr Lundström! Sie waren eben weg heut Morgen. Ich war beim Reinemachen. Da ist eine Dame gekommen und hat nach Ihnen gefragt. Eine große Dame in Schwarz. Es muß etwas ganz Wichtiges sein. Sie ist den ganzen Tag hier gewesen und hat auf sie gewartet und hat von mir wissen

wollen, wohin Sie wären und mit Wem und alles Mögliche. Und ich konnte ihr doch weiter Nichts sagen, als daß Sie mit Fräulein Lövborg und Herrn Lövborg aus wären. Und dann wollte sie durchaus warten, bis Sie zurückkämen. Sie hat keinen Augenblick Ruhe gehabt, alles Mögliche von mir wissen wollen, und hat mich angefahren, als ob ich ihr etwas zu Leide gethan hätte. Ich habe mich ordentlich gefürchtet. Keinen Bissen hat sie gegessen, nichts getrunken den ganzen Tag. In diesem Augenblick erst ist sie weg. Nach Berlin, glaube ich. Sie hat nach den Zügen gefragt. Sie hat auch einen Brief geschrieben, der liegt drin auf Ihrem Schreibtisch. Es wird doch kein Unglück sein, es wird doch kein Unglück sein!" wiederholte Frau Eltze noch einige Male, während sie Lundström durch den Flur in seine Wohnung leuchtete.

Der legte auf dem Gange mit ruhigen, maschinenmäßigen Bewegungen Stock, Hut und Ueberrock ab. Jetzt öffneten sich die zusammengezogenen Lippen, und er sagte sehr höflich zu der alten Frau: „Es wird hoffentlich Nichts auf sich haben, liebe Frau Eltze. Es thut mir leid, daß Sie soviel Mühe gehabt haben. Ich danke Ihnen sehr. Nun halten Sie Sich aber auch keinen Augenblick mehr auf, wir sehen uns morgen wie gewöhnlich."

Er hörte die Alte draußen sich zum Fortgehen rüsten und darauf die Flurthür öffnen und schließen.

Dann war Alles ruhig, und er saß allein vor dem Briefe, der mitten auf dem Tische lag. Er öffnete ihn endlich:

„Ralf, Geliebter! Wie konntest Du mir das anthun? Wie ist es möglich, daß Dein Herz so grausam ist? Alle meine Gedanken kreisen um Dich, Du bist mein Traum, mein Wachen, seit Monden kämpf ich um Dich, Dich zu besitzen opfre ich Alles, mich selbst, meiner Seele Seligkeit, wie die Furchtsamen sagen, und Dir wirds zu unbequem, zu lästig, auf einige Stunden zu mir zu eilen, wenn ich Dich rufe? Und nichts Wichtiges hält Dich. Ich hab es geahnt. Mit dem unbedeutenden Mädchen und ihrem Bruder, dem Dutzend-Schriftsteller, machst Du Spaziergänge, Ausflüge, gehst vielleicht dieselben Wege, die wir gewandelt sind im Herbst, Eins uns fühlend mit der großen Natur, uns findend in Stolz und Seligkeit. Sie gehören nicht zu Dir, sie gehören nicht in Deine Gesellschaft, die Kleinen. Zu mir gehörst Du! Wir gehören zusammen, wie das Adlerpaar, das seine Kreise zieht hoch im Aether, allein im weiten Revier, über dem Gewürm und dem Gewimmel der Niedrigen. Nur den Göttern und Gottähnlichen ist erlaubt, was den Gemeinen verboten ist. Daß wir Zwei uns besäßen, dafür durfte ich thun, was ich that. Wenn Du mich aber verläßt, Ralf, wenn Du mir untreu bist, wenn Du zu einem Abenteuer machst, in den

Schmutz ziehst, was mir ein Schicksal war, ein Menschengeschick, das die Welt angeht — — Ralf, ich werde wahnsinnig bei dem Gedanken. Hier liege ich zu Deinen Füßen, ich, die sich nie gebeugt. Verlasse nicht, die Dein ist, Herr. Du darfst nicht, Ralf, ich würde — —

Der Brief brach ab, dann begann er wieder; die Schriftzüge waren ruhiger, ebenmäßiger, und blieben es fast bis zum Schluß:

Stunden sind vergangen, und Du kommst nicht! Ich wollte Dich in Berlin sehen, auch um Dich über den Fortgang meines Processes zu unterrichten. Schon seh ich die Freiheit deutlich, Ralf. Bald sind wir am Ziel: Mein Vater schreibt mir, daß es ihm gelungen ist, das Nöthige zu sammeln, um wenigstens in einem Falle Doktor Marschall ein ehebrecherisches Verhältniß nachzuweisen. Wie ich Dir schon früher mittheilte, war es unzweifelhaft, daß sein Leben während unserer Ehe Vieles enthalten mußte, was einen derartigen Scheidungsgrund abgäbe. Die Schwierigkeit lag aber darin, den juristisch bündigen Beweis eines Ehebruchs zu erbringen. Das ist gelungen. Der Fall kennzeichnet den Mann: Eine Dirne ists. Sie hat sich nach meiner Abreise in der Klinik behandeln lassen. Er hat sie dann in ihrer Wohnung aufgesucht, ein Aufsichtsbeamter hat ihn gelegentlich eines Kontrolbesuchs überrascht, und da er zufällig von dem Proceß

gehört hatte, ist er auf den Gedanken gekommen, die Thatsache meinem Vater mitzutheilen. Meine Hamburgischen Anwälte und auch mein Berliner Rechtsfreund halten es für wahrscheinlich, daß der Proceß nunmehr zu meinen Gunsten werde entschieden werden. Eine gewisse Gefahr liegt darin, daß ich sein Haus verließ. Das war ja aber nöthig, um soweit zu gelangen, wie wir jetzt gelangt sind. Wir werden noch mehr thun, den Erfolg zu sichern. Ich gehe Ende nächster Woche nach Venedig, und werde dort einige Monate in größerem Stil, immerhin nicht mehr als standesgemäß, leben, und ihm dann schreiben, daß ich bereit bin, ihm zu verzeihen, daß ich aber dazu nie die Einwilligung der Meinigen erhalten würde, und daß er mir also Geld schicken müßte, damit ich in Venedig eingegangene Verbindlichkeiten erledigen, Rechnungen und dergleichen bezahlen und zu ihm zurückkehren könne. Er ist wirthschaftlich heruntergekommen. Entbehrlichere Möbelstücke, Theile der Einrichtung, die mit meinem Gelde bezahlt ist, sind schon versetzt. Er wird seine Mittellosigkeit, seine Unfähigkeit bekennen müssen, mich in die eheliche Gemeinschaft wieder aufzunehmen. Das wird die Sache vollends für mich entscheiden. Sobald als das Urtheil gegen ihn fällt, ruf ich Dich, daß Du mich holst — — Ralf, wenn Du mich nicht holtest — — ich fühle Furchtbares in mir sich erheben, vor dem mir schaudert — — Doch

ich sehe ja Gespenster, ich bin nervös geworden hier, einsam mit meinen Gedanken den ganzen Tag. Es wird Unmuth gewesen sein darüber, daß ich auch das letzte Mal nicht that, wie Du wolltest: Der Herrensinn, Ralf, der uns verehrt, und uns doch als Sklavin sehen will. Du hast mir zeigen wollen, daß ich Dich nicht am Zügel führe. Wie thöricht, großer, lieber Mann, mir gegenüber, die ich nur in Dir bin, nichts ohne Dich. Und wenn Du wüßtest, was es mich kostet, wie ich mich nach Dir sehne, mich um Dich verzehre. Wonnen harren unser, Ralf, in deren Schauern die aus dem Haufen vergehen müßten, wir aber werden wie die Götter sein, und nahe schon ist die Zeit. — Doch still!

Du wirst mir nicht versagen, noch einmal nach Berlin zu kommen, bevor wir nach Italien gehen. Ich schreibe Dir noch den Tag.

Vor Allem aber beruhige mich! Wenn ich Dich hie und da gequält habe, Ralf: Die Marter dieser endlosen Stunden war furchtbare Rache!

Schreibe mir, schreibe mir schnell, daß Du Hilde Lövborg nicht liebst, Keine liebst außer mir, daß Du noch mein bist, daß Du noch gehörst Deiner Katharine.

Lundström hatte gelesen. Er war längst fertig, und noch immer saß er, den Kopf in die Hand gestützt, und starrte auf die Blätter, die vor ihm lagen im Lampenschein. — Endlich erhob er sich: Welch ein

Weib! Und wie liebte sie ihn. Sie war halb im Wahnsinn. Wie sie Alles übertrieb, Alles in sich steigerte ins Maßlose. Und dennoch dieses kalte Sichversagen und dieses nüchterne Verfolgen des vorgesteckten Ziels. Gewiß nüchtern. Thaten schlauer Pfiffigkeit waren es, was in ihren Augen zu Opfern geworden war, zu unerhörten Opfern. Und diese Eifersucht! Wie kam sie nur immer gerade auf Hilden? Gewiß, er hatte Hilden lieb, sehr lieb. Aber sie hatte doch keinen Grund zur Eifersucht. —

Wie nackt und scharfkantig sie über den Prozeß sprach, der da geführt wurde vor den Schranken des Gerichts und im Dunkel außerhalb. Es hatte etwas Abstoßendes. Allerdings, sie dachte nur, logisch, wie sie war, das zweierlei Recht gesondert: Der Mann hatte sie betrogen, und da sie ihn nicht mehr liebte, wollte sie das benutzen, sich von ihm frei zu machen, damit sie einem Anderen gehöre, den sie liebte. So fühlte sie unzweifelhaft ihr natürliches, ihr inneres Recht. Und dennoch stieß es ihn ab, es stieß ihn schon als Künstler ab. Es war häßlich. Weniger klug, selbst vom Gericht und von der Welt verurtheilt, wäre sie ihm lieber gewesen.

Also nach Italien wollte sie gehen, nach Venedig. Das war ihm eine Erleichterung. Dieser aufreibende, heimliche Verkehr mit seinen Aufregungen, seiner nervenzerrüttenden Beunruhigung würde endlich aufhören.

Er konnte sich sammeln, und dann, wenn es Zeit war, offen erscheinen. Der kurzen Bewerbung würde eine stille Hochzeit folgen, und in ihren Armen würde er dann seine Ruhe wieder finden, im Hafen des Glücks. Des Glücks? Ralf Lundström versuchte es, sich vorzustellen, wie Katharine als seine Frau mit ihm hause, ob sie ihm ein freundlicher, erheiternder Kamerad sein würde.

Er fand es schwierig, es gestaltete sich ihm kein festes Bild. Nun, die Aufregung, das Verzehrende, dieser Größenwahn, von dem er nicht genau wußte, ob er aus dem Herzen oder aus dem Kopfe käme, würden ja schwinden hoffentlich, wenn sie nur erst Ruhe hatte. Ruhe, Ruhe! Auch er brauchte sie. Gott sei Dank, er würde sie haben, zunächst. Nach Berlin mußte er natürlich. Aber dann konnte er ja nach München gehen mit Lövborgs. Der Luftwechsel würde ihm gut thun, und seine Arbeitsfreudigkeit sich schon wieder einstellen. Er hatte mehrere Monate vor sich. Er freute sich auf das behagliche Beieinanderleben und Arbeiten.

Katharinen schrieb er gleich noch: Eben komm ich von unserem Ausfluge zurück und finde Deine Zeilen, Geliebte. Welche Aufregung. Welche thörichte Sorge. Ich danke Dir für Deine Mittheilungen. Daß Du nach Italien gehen willst, halte ich für einen guten Plan. Wir müssen uns weiter trennen, damit wir

die Trennung ertragen können. Laß uns Alles mündlich besprechen. Ich werde übermorgen dort sein, wenn ich nicht morgen durch den Draht von Dir Andres höre. Ich umarme Dich, Geliebte, und bin und bleibe ganz der Deine. Ralf.

Er siegelte den Brief und trug ihn noch hinunter zu dem Kasten an der nächsten Straßenecke, damit sie ihn am andren Mittag in Berlin hätte. — —

„Gute Nacht, Hilde!" sagte Elis zu seiner Schwester und küßte sie zärtlich. „Glückliche Träume, mein Liebling!"

Hilde sah in seine treuen, klugen Augen und antwortete langsam, nachdenklich und ernst: „Ein guter Rath, das Glück sich träumen. Ich wills versuchen."

Auf seinen Lippen schwebte ein neckendes Wort. Sie sahs und schnitt es ab. Leise Röthe stieg ihr auf bis in die weiße Stirn. Sie legte die Hände auf ihres Bruders Schultern und sah ihm in die Augen.

Wie sie aussieht, sagte sich Elis mit brüderlichem Stolz. Und dabei zweifelt sie noch, ob er sie liebt. Sie muß keine Ahnung haben von ihrer Schönheit.

„Es giebt hochbegabte Schriftsteller, Herr Bruder, die in ihren Werken ihrer Geschöpfe Seelen zerlegen mit haarscharfem Messer, und die dennoch in schweren Irrthum fallen, wenn sie ihre nächsten Bekannten beurtheilen. Und es giebt bescheiden geborne Sterbliche, deren Wiege Apoll und die Neun fernstanden, die

aber aus besonderem Grund Einen durchschauen, als wär er Krystall."

Elis lächelte und wollte Etwas sagen . . .

„Still, still!" fuhr Hilde fort. „Es giebt auch Gedanken und Wünsche, von denen man nicht reden darf. Wer weiß, wer das vorlaute Wort hört. Die Götter sind neidisch. Willst Du mir einen Gefallen thun?"

„Aber gewiß, Hilde", antwortete ihr Bruder, durch das sonderbar feierliche Wesen seiner Schwester beunruhigt. „Mein Gott, was hast Du nur?"

„Still, still!" antwortete sie. „Willst Du unsere Abreise nach München beschleunigen, soviel als möglich?"

„Ich bin fertig, Hilde. Ich habe einige Bücher an die Bibliothek zurück zu bringen, ein paar Besuche zu machen, das Uebrige hängt von Dir ab. Wirst Du mit Packen fertig, so können wir diese Woche noch reisen."

„So reisen wir Sonnabend. Heut ist Dienstag. Willst Du morgen früh zu Ralf gehen und ihn fragen, ob er mitkommt? Du mußt ihm gut zureden, sag ihm, daß Dir und mir daran läge, daß wir Drei beisammen blieben. Daß mir daran liegt, betone jedoch nicht zu stark. Es könnt ihn stören. Gelingt es Dir aber, ihn zu überreden, so bist Du ein sehr lieber Bruder und ein treuer Freund. Dresden ist ihm nicht förderlich und die Nähe von Berlin. Gute Nacht, Elis!"

Lundström war am andern Morgen leicht für den Plan gewonnen. Er müsse noch einmal nach Berlin, er werde das Nöthige aber in einem Tage dort erledigen, und sich wohl ebenfalls noch bis Ende der Woche fertig machen können, sagte er; und so konnte Elis schon zu Mittag seiner Schwester Ralfs Zustimmung bringen.

Es war ihr ersichtlich eine große Freude: „Er will morgen nach Berlin, und sagt dennoch sofort zu?" fragte sie, und das schien sie angenehm zu überraschen.

Sie mußte sich sehr auf München freuen: Sie betrieb die Vorbereitungen zur Uebersiedlung mit regstem Eifer, und nicht nur für Elis, sondern auch für den großen Bruder sorgte sie. Sie war stundenlang bei Frau Eltze, um ihr beim Einpacken zu helfen, nahm ihm eine Menge Wege, Besorgungen ab, bestellte sachverständige Leute, die seine Cartons, seine Mappen, seine Kunstgegenstände geschickt und schnell versandtfertig machten und so konnte auch er, fast ohne selbst etwas dazu gethan zu haben, Ende der Woche mit ihnen reisen.

Mit leichtem Gepäck ging man voraus. Nur das Nothwendigste für einige Wochen Hotelleben hatten sie mitgenommen, alles Uebrige kam gemächlich als Frachtgut nach. In München interessierte sich Hilde sehr für die Stadt. Sie wollte Alles sehen. Man finge, wie sie lächelnd sagte, den Aufenthalt mit einigen

Wochen Ferien an, die man sich dann durch fleißiges Arbeiten verdienen würde. Ihr Bruder und Ralf waren immer in Bewegung, ihr Alles zu zeigen, sie überall hinzuführen, in die Sammlungen, zu den sehenswerthen Gebäuden, den hübschesten Punkten der näheren Umgebung, zu den Seen, den Königsschlössern.

Und es war ihnen Beiden eine angenehme Aufgabe. Ralfs Stimmung wurde immer freier und froher. Der Wechsel schien ihm in der That förderlich zu sein. Als es ans Wohnungssuchen ging, fragte er, ob sie ihn nicht mit aufnehmen wollten. Ein Atelier ohne Wohnung würde sich finden, und sie könnten dann wieder zusammen hausen, ganz wie früher daheim.

Elis fand den Gedanken vorzüglich, und auch Hilde hatte Nichts dagegen einzuwenden. Sie nahm eine erfahrene Köchin und ein Mädchen, und binnen Kurzem war der gemeinschaftliche Hausstand in einer sehr hübschen Wohnung eingerichtet, die zwar etwas abgelegen war und zu der man drei Treppen steigen mußte, die aber dafür sehr schöne, weite, große Räume und eine herrliche Aussicht über die Isar bot. Ralf wurde bei Lövborgs Kostgänger, und Hilde gewann für ihn einen neuen, außerordentlich drolligen Reiz in der neuen Würde als Alles leitende Hausfrau.

Lundström war heiter wie zuvor. Er wurde hie und da sogar wieder lustig und ausgelassen, wie der

kecke Junge der Kinderjahre, und war ein musterhafter großer Bruder. Der ritterliche Dienst, den er Hilden widmete, war ihm eine große Lebensfreude. Die Drei waren unzertrennlich, man sah sie stets zusammen. Die Vormittage wurden der Arbeit gewidmet. Elis arbeitete mit Hilden an seinem neuen Roman. Lundström hatte in der Nähe ein vorzügliches Atelier gefunden, und ging jeden Morgen pünktlich dahin.

Von seinen Entwürfen aber sprach er nicht, und als er auch graden Fragen auswich, ward Hilde wieder um ihn besorgt. Und ihre Sorge wuchs, als im Laufe der Wochen und Monde auch seine Stimmung wieder litt, die alte Gereiztheit zuweilen über ihn kam, und hie und da die schwere Wolke wieder auf seiner Stirn lagerte, wenn er sich unbeobachtet glaubte. Zum ersten Mal hatte es Hilde bemerkt, als während seiner Abwesenheit im Laufe des Vormittags ein Brief für ihn angekommen war, ein großer, schwerer Brief, der den Poststempel Venedig trug und mit einem Wappen gesiegelt war.

Gegen Ende des Sommers kamen solche Briefe häufiger. Lundströms Stimmung wurde düstrer, seine Unruhe, seine Zerfahrenheit nahmen zu. Und als er eines Abends wieder stumm und abgekehrt in seinem Schaukelstuhl saß, mit einem Buche, das er nicht las, gewann es Elis nicht mehr über das Freundesherz, das stumm mit anzusehen, und sagte: „Ralf, zartfühliges und bescheidenes Sichzurückhalten ist eine schöne

Sache. Wir wollen gewiß weder neugierig noch zudringlich sein, aber Du machst uns zu schweren Kummer, lange schon, Ralf. Irgend Etwas bedrückt Dich und lastet auf Deiner Seele. Kannst Dus uns nicht sagen, Ralf, daß wir es Dir tragen helfen?"

Da erhob sich Hilde leise und ging hinaus.

Ralf Lundström aber sah erst der Davongegangenen eine Weile stumm nach, als ob ihm ein Gedanke käme: „Wie gut sie ist für uns," sagte er zu Elis, ohne seine Frage zu beantworten. „Wie glücklich wird er sein, wie sehr glücklich, der sie einmal bekommt. Du wirst sie schwer entbehren, Elis."

Elis wurde todtenblaß. Ihm war, als müßt er seiner Schwester nacheilen und sie in die Arme nehmen und sie trösten in schwerem Leid und sie schützen vor dem Hohn der Welt und vor dem Mann dort vor ihm. Er wußte und fühlte deutlich, er, der Bruder, daß das herrliche Mädchen, deren Gleichen er nie gefunden, den Mann da liebte mit heißem Herzen. Und der da jauchzen sollte, daß ihm solches Glück zu Theil wurde, war blind, sah diese Liebe nicht, oder sah sie doch, und saß da und sagte: Irgendein Mann wird sie einst heirathen, und Du wirst sie sehr entbehren in der Wirthschaft.

In seinen kühlen, grauen Nordlandsaugen glomm ein Funken auf, das erste Zeichen gefährlichen Grimms.

Doch da hob Lundström wieder an, müde, mit ruhiger

Stimme, als wenn er von einem Dritten spräche: „Was mir fehle, fragtest Du? Ich darf noch nicht darüber reden, Elis, lieber Junge, ich hätte es Dir sonst längst gesagt. Es ist ein Jahr alt heute. Auf Norderney knüpfte die Norne die Fäden, und die Fäden banden mich gut. Seit einem Jahre steh ich im Kampf um mein Glück, um meine Zukunft, als Mann und als Künstler. Es reibt mich auf. Die Ungewißheit, die Art des Kampfes zerstört mich. Doch die Entscheidung naht, sie steht fast unmittelbar bevor, und die Gewißheit, denk ich, wird mich retten, wird mir meine Ruhe, meine Kraft, meine Freudigkeit, wird mich mir selbst wiedergeben. Bald werde ich reden können. Du wirst der Erste sein, dem ich mein Glück verkünde. Ich gehe morgen nach Italien. Von Venedig schreib ich, bald, wie es scheint. Gute Nacht!" Er gab Elis nicht die Hand, er sah nicht auf, sondern wandte sich und ging. —

Du siehst nicht aus, als ob Du dem Glück entgegen zögst, murmelte der Zurückbleibende, und ob er sich schon des Gefühls fast schämte, es war ihm wie ein bittrer Trost, wenn er seiner Schwester dachte. Er hörte sie in diesem Augenblicke draußen mit Ralf reden. Nur wenige Worte waren es, die sie wechselten. Wenn er ihr so sagte, wie ihm, daß er sie morgen verließe —

Als Ralf gleich darauf gegangen war, suchte er sie auf und fand sie auf ihrem Zimmer und sah sie

ohne Maske. Auf dem Teppich vor ihrem Sofa lag sie in wildem Schmerz, die Hand in die Kissen gekrampft und das Gesicht tief in die Polster gedrückt, daß Niemand das Wimmern und Weinen höre, das sie trotz aller Anstrengung des mächtigen Willens nicht unterdrücken konnte, und in dem ihr Herz schrie um ihr verlornes Leben, um ihre verlorne Liebe.

Fassungslos stand er zuerst, rathlos diesem Unglück gegenüber. Wie er nach Trostgründen suchte, und wie die Gedanken jagten in seinem Hirn, wie er ihr das sagen und jenes sagen wollte, wie sich seine Lippen bewegten, und doch nur flache Worte fanden, Worte, die nicht taugten für seine Schwester, die so klug wie schön war. Da kniete er neben ihr nieder und weinte mit ihr, nahm ihren Kopf an seine Brust, streichelte und liebkoste sie und sagte nur: „Hilde, meine liebe, süße Hilde, mach mir doch das Herz nicht so schwer.“ — Das war besser als Gründe. Sie wurde ruhiger und ruhiger, denn sie mußte ja nun ihn trösten und ihm zeigen, daß es so gar schlimm nicht sei, daß sie schon wieder die alte, fröhliche Hilde werden würde mit der Zeit, mit der Zeit.

Dann war Tag auf Tag dahingerollt, einer wie der andre, und dennoch jeder folgende drückender, schwerer als seine Vorgänger. Sie fragte schon nicht mehr: Hat Ralf geschrieben? Ihren Augen begegneten allmorgentlich die seinen und sagten: Nein!

Die Blätter fielen, und ein ungewöhnlich früher Herbst, rauh, neblig, stürmisch, hielt seinen Einzug in die Isarstadt. Hilde Lövborg hatte das Lachen verlernt. Still, ruhig, freundlich, unermüdlich in der Arbeit mit ihrem Bruder und stets in liebenswürdigster Sorge für sein Wohlergehen, bereitete sie ihm doch unendlichen Kummer. Er hing an seiner Schwester mit der innigsten Zärtlichkeit. Mit den scharfen Augen der Liebe und der Sorge beobachtete er sie. Wenn er, seiner Schwester nachschauend, des Abwesenden gedachte, wenn er darüber sann, wie reizend sie gewesen war in ihrer sonnigen, glücklichen Heiterkeit, dieses schöne, dieses herrliche, dieses kluge und gute Mädchen, wenn ihm vor die Seele trat, wie es hätte sein können, und wie es nun war, da zog sich sein Herz zornig zusammen gegen den Freund seiner Jugend, gegen den Bruder, der ihm so nahe gestanden hatte, zu dem er aufgesehen hatte in Bewunderung und Verehrung bis zu jenem Tage, da ihm klar ward, daß er eine Andre liebte als seine Schwester, daß er gebunden war seit Jahr und Tag, und nichts davon gesagt hatte, und mit ihm und ihr verkehrt hatte, wie früher, bis daß der Pfeil in seiner Schwester Herzen so tief saß, daß sie nun zu Grunde gehen würde an ihm.

Sie sprachen nie darüber und wußten doch Beide, daß sie gemeinschaftlich litten.

Schon November wars. In den feinen, grauen,

eiskalten Regen mischten sich hie und da schmutzige Flocken. Da kam sein erster Brief: Der Tod reitet schnell, lieber Elis, das sogenannte Glück pflegt sich Zeit zu lassen. Ich kann Dir noch nicht die Nachrichten geben, die Du schon seit Wochen erwartet haben wirst. Es ist auch noch nicht einmal mit Sicherheit abzusehen, wann ich sie werde geben können. Da muß ich doch schreiben wenigstens, daß ich am Leben bin, und daß es mir gut geht, wie man ja zu sagen pflegt, wenn man keinen Schnupfen und satt zu essen hat. Die Arbeit? Nun, ich bin auch hier zu Nichts gekommen. Einige Entwürfe, die mir verleidet sind, ehe ich bis zur Ausführung gelange. Merkwürdig! Die Aussichten sind schlecht für den unsterblichen Ruhm Ralf Lundströms. Es scheint, ich kann nicht im Schweben arbeiten. Das heißt, das könnte ich wohl, ruhend auf den tragenden Schwingen schöpferischer Phantasie. Just jetzt ists aber anders. Euer großer Bruder mit seiner Zukunft und seiner Kunst hängt zur Zeit an dem Haken einiger Gesetzesparagraphen, einiger sehr geistvoller juridischer Unterschiede, einiger außerordentlich wichtiger formeller Nothwendigkeiten. Die Lage hat ihr Unbequemes, geliebter Elis. Ich möchte mal wieder stehen, aber auf festem Boden. Ich sehne mich manchmal sehr nach norwegischem Felsengrund. Venedig gefällt mir nicht mehr, ich werde müde hier, auch etwas mißtrauisch gegen den Sumpf

der Lagunen. Sie haben ja ganze dalmatinische Wälder hinein gerammt und sehr stolze Paläste drauf gebaut, aber ich weiß nicht, es ist mir verdächtig, es riecht hier Alles so alt und morsch.

Vielleicht gehe ich nächstens von hier nach Rom. Frau Doktor Marschall, die mit ihrer Tante, Frau Senator Vermeulen, in dem ehemaligen Morosinischen Palazzo fürstliche Wohnung aufgeschlagen hat, sprach neulich davon, den Winter in der Hauptstadt zuzubringen. Vermuthlich schließe ich mich den Hamburger Damen an.

Wie lebt sichs dort? Bald sitzt Ihr im kühlen, weißen, glitzernden, knirschenden Schnee. Ich neid ihn Euch. Wenn ihr nach Hause schreibt, so bringt dem Norden meine Grüße. Was macht Deine Arbeit? Schreibt mir bald einmal und sagt mir etwas Liebes, ich kanns gebrauchen.

Als Elis geendet hatte mit Vorlesen, wandte er die Blätter hin und her: Ein seltsamer Brief, sagte er.

Hilde aber erhob sich, kniete vor ihrem Bruder nieder und sah ihm, die Arme auf seinen Knien gekreuzt, ernst und bittend in die Augen: „Willst Du mir zu Liebe sein, Elis, und thun, was ich sage?“

„Ich will thun, was Du willst und ich kann, sicher, liebe Hilde!“

„So gehen wir nach Venedig. Schreibe Ralf heute noch, daß Du Deiner Gesundheit wegen den Winter im Süden zubringen wolltest, daß wir hier bereits in der Auflösung des Haushaltes und im Aufbruch begriffen wären, daß wir über Venedig kommen und uns einige Tage dort aufhalten würden.“

„Du willst . . . .? fragte Elis.

„Frau Doktor Marschall sehen,“ antwortete Hilde. „Wissen will ich, ob in ihrer Hand Ralf Lundströms Glück ist.“

* *
*

„Wir werden zu intim mit den Leuten, liebe Katharina“, sagte Frau Senator Vermeulen, „zu intim an und für sich, namentlich aber mit Rücksicht darauf, daß wir sonst jeden Umgang meiden. Schon des Malers wegen hatt ich Bedenken, wie Du weißt, aber das war doch noch etwas Andres: Er kannte Dich von früher her, er kannte Deinen Vater, ist Euch wochenlang in Dresden gefällig gewesen, es ließ sich nicht vermeiden, ihn zu empfangen und einen freundlichen Verkehr mit ihm zu unterhalten, nachdem er einmal hier aufgetaucht war. Was geht uns aber der Schriftsteller Lövborg an und sein Sekretär, Fräulein Hilde. Als die kamen, hätten wir die Gelegenheit benutzen sollen, uns auch von Lundström etwas zurück zu ziehen. Man hat Dich monatelang viel mit ihm

und nur mit ihm gesehen. Wir müssen Deinetwegen nun einmal sehr vorsichtig sein. Statt dessen drängen wir uns fast auf. Ich habe nicht einmal den Eindruck, daß es ihnen sehr erwünscht ist. Ich bin überzeugt, Herr Kunstmaler Lundström trägt sich ernstlich mit dem Gedanken, diese sogenannte kleine Schwester zu seiner sehr groß gewachsenen Frau Lundström zu machen, und sie würde augenscheinlich ganz gern einmal einige Tage mit den beiden „Brüdern" allein zubringen. Wir sollten wirklich die drei Leute mehr sich selbst überlassen. Es ist die höchste Zeit. Ich glaube, wir haben dann in acht Tagen die Verlobungsanzeige, dadurch wird der Verkehr viel unverfänglicher, und falls wir noch hier sind, können wir sie ja dann noch ein oder das andre Mal sehen."

Während dieser langen Rede der Frau Senator hatte Katharine, die am Tisch ihr gegenüber saß, die Einladung, die das Gespräch veranlaßt hatte, in den Umschlag gesteckt und ihn überschrieben. Jetzt klingelte sie und sagte zu dem eintretenden Diener: „Hier, nach Hotel Bauer, es ist Antwort." Das Auge des Dieners streifte ganz flüchtig die Aufschrift. In seinem wohlgeschulten Geheimrathsgesicht verzog sich keine Miene, und doch durchfuhr Katharinen das brennende Gefühl, als säße ganz tief im Hintergrunde seiner Augen etwas wie eine leichte, lächelnde Bosheit, als er jetzt sagte: „Ich werde die Herrschaften vielleicht

nicht treffen. Als sie gestern Abend spät weggingen, hörte ich zufällig, wie der Herr Maler mit seiner Braut einen Ausflug für heut Morgen besprach."

Katharinens Linke ballte sich auf der kostbaren Mosaikplatte des Tisches: „Mit wem?" fragte sie scharf.

„Bitte um Verzeihung!" sagte der Diener, indem er that, als ob er ein wenig verlegen würde, „ich vermuthete, ich . . . mit Fräulein Lövborg und Herrn Lövborg, mein ich."

„So so! Nun dann beeilen Sie Sich. Sollten Sie aber in der That die Karte nicht persönlich übergeben können, so bringen Sie sie wieder mit."

„Wie gnädige Frau befehlen."

„Nun", sagte Frau Vermeulen, als die Thür sich hinter dem Diener geschlossen hatte, „die Zeichen scheinen auf den Gängen und Treppen noch deutlicher zu sein. Ich sehe wirklich nicht ein, weshalb wir diese glückliche Entwicklung im Schooße der Künstlerfamilie aufhalten."

Katharine wandte sich ab, nahm von einem kleinen, runden Marmortischchen eine italienische Rundschau und ließ sich in einem der großen Bambuslehnstühle in der Fensternische nieder, die als flacher Erker nach dem großen Kanal zu vorsprang: „Ich vermuthe, Du irrst Dich. Sie sind ja zusammen aufgewachsen alle Drei. Der vertrauliche Umgang ist also natürlich.

Uebrigens hab ich bisher nicht darauf geachtet. Wäre Deine Vermuthung richtig, so dürften wir allerdings nicht fortfahren, selbstsüchtig zu sein. Es wäre dann wohl angebracht, sie weniger in Anspruch zu nehmen, obgleich es mir, wie ich bekenne, leid thun würde. Lundström ist mir ein sehr anregender Gesellschafter, ein vorzüglicher Führer und der Einzige gewesen, der mir zur Verfügung gestanden hat, und so hab ich auch die Andern gern mit in den Kauf genommen."

„Gewiß, liebe Katharina, ich verstehe das ja vollkommen, ich hab aus diesem Grunde auch immer nachgegeben. Aber ich glaube wirklich, es ist jetzt Zeit, uns etwas zurück zu halten. Du mußt nun einmal ganz außerordentlich vorsichtig sein. Das wird ja bald aufhören. Bist Du erst wieder in Hamburg bei Deinem Vater und mir eingerichtet, so steht Dir das gesellschaftliche Leben sehr rasch wieder in vollstem Umfang offen. — Uebrigens erwarten wir Fred in diesen Wochen. Schon deshalb müssen wir uns von Lundström und Lövborgs etwas zurück ziehen. Ich glaube kaum, daß ihm der Umgang Vergnügen machen würde, und es ist doch billig, daß wir etwas Rücksicht auf ihn nehmen."

Die Zeitschrift in Katharinens Händen knisterte, aber ihre Antwort erfolgte in ganz gleichgültigem, ruhigem Tone: „Da hast Du allerdings Recht, Tantchen, die Elemente sind zu verschieden, als daß sich

daraus eine Gesellschaft machen ließe. Wir werden uns darüber schon vertragen.“ Sie hatte sich dabei erhoben, das Heft geschlossen und auf das Tischchen zurück gelegt. „Für heute Vormittag beurlaubst Du mich wohl. Ich will noch einmal nach dem Dogenpalast. Da die Abreise näher rückt, möcht ich Abschied nehmen. Zum Lunch bin ich wieder hier. Guten Morgen, Tantchen!“

Frau Senator Vermeulen hatte kaum noch Zeit, ihr: „Guten Morgen, liebe Katharina.“ zu sagen, dann war sie allein.

Frau Senator war garnicht entzückt über diesen Ahnenkultus ihrer Nichte. Und weiter war es ja Nichts, was sie immer und immer wieder nach den geschichtlichen Stätten Venedigs zog. Das, was an Katharinen zu tadeln und was ihr Unglück geworden war, das kam von ihrem Mutterstamme. Was hatte sie nun davon, daß sie die Heirath mit diesem Windbeutel von Doktor erzwungen hatte. Jetzt konnte sie froh sein, wenn Fred sie noch nähme. Er würde es ja thun, der gute Junge, ein so edler, ruhiger und solider Mensch, wie er war. Auch in dieser Stetigkeit seiner Gesinnungen und Empfindungen Katharinen gegenüber bewährte sich seine ruhige und vornehme Art. Ja ja, Katharine konnte sehr froh sein. Sie hatte alle Ursache, dankbar der Hamburgischen Art und Ahnen zu gedenken. Sie hatte garnicht nöthig,

sich an den verflossenen Morosinis und ihrem Anhang zu berauschen.

Nun, ihr Stolz würde sich schon legen. Gegen früher hatte er sich schon sehr gelegt. Und da ungefähr ein Jahr sowohl gesetzlich als anständiger Weise vergehen mußte, bevor nach der ausgesprochenen Scheidung eine Wiederverheirathung stattfinden konnte, so würde sie ja Zeit haben, die deutliche Erfahrung zu machen, daß eine geschiedene Frau keine beneidenswerthe Stellung in Hamburg hat, die da nach sechsjähriger Ehe, nach einem skandalösen Prozeß plötzlich wieder als Haustochter bei ihrem Vater auftaucht, und unter dem Drucke des Bewußtseins leben muß, daß der, der ihr Mann gewesen ist so lange Zeit und der Vater eines eben verstorbenen Kindes, irgendwo verkommt, die da weiß, daß, so lange sie in dieser schiefen Lage, so lange sie die Geschiedene bleibt, die Gesellschaft immer aufs Neue veranlaßt wird, diese traurige Vergangenheit durchzuklatschen. Oh, sie würde sehr froh sein, wenn Fred ihr endlich wieder ein eigenes Haus und eine unabhängige, gesellschaftliche Stellung böte mit seiner Hand.

Reich war sie ja. Außer ihrem eigenen Vermögen hatte sie noch sehr viel von ihrem Vater zu erwarten, mehr als man hätte voraussetzen können, vielmehr als die allernächsten Verwandten erwartet hatten. Fred hatte jetzt genauen Einblick in das Ge-

schäft. Aber daß er eine gute, eine sehr gute Partie mache, das konnte doch ein Bräutigam unter solchen Verhältnissen mindestens verlangen.

Es wurde übrigens Zeit, daß man nach Hamburg kam. Ein mühsames Amt, eine solche Nichte unter solchen Umständen so im Auslande herum zu begleiten. In den ruhigen, abgeschlossenen Hamburger Gleisen würde Alles viel leichter, von selbst gehen. Es war ein kluger Gedanke von ihr gewesen, daß sie den Plan hintertrieben hatte, ein halbes oder ein ganzes Jahr noch in Rom zuzubringen.

Glücklicher Weise war ihr Bruder ganz auf ihrer Seite und unbedingt dafür gewesen, daß seine Tochter wieder nach Hamburg käme. Du sollst nicht aus Scheu vor einigen Unannehmlichkeiten, hatte er ihr geschrieben, im Auslande herum ziehen, als ob Du Dich fürchtetest, hier gesehen zu werden. Ich verlange die nöthige Ueberwindung und den Muth von Dir, hierher zurück zu kommen. In solchen Fällen giebt es nur Eins: Man behauptet sich in seinen Kreisen und lebt so Etwas nieder.

Katharina hatte sich gefügt. Man konnte sich eigentlich nicht mehr über sie beklagen in Bezug auf Lenksamkeit und Nachgiebigkeit. Es würde sich schon Alles machen. Aber nur keine neuen Zwischenfälle. Das italienische Blut machte vielleicht sonst doch noch einmal Seitensprünge. Dieser Maler Lundström, der

da plötzlich erschienen war und sich nun schon monatelang in Venedig, um Studien zu machen, aufhielt, war ihr schon einige Male gefährlich vorgekommen. Es war ganz gut, daß sich seine Sippe auch eingestellt hatte. Diese Herren Künstler wirken immer verführerischer, wenn sie allein auftreten, nur umgeben von ihren Werken, umstrahlt von der Glorie ihrer Kunst, als wenn man das, was ihnen so bürgerlich anhängt, ihr Drum und Dran, ihre Verwandten, den Geruch der Kreise, denen sie entstammen, mit in den Kauf nehmen muß. Katharina schien es fast übel zu nehmen, wenn man von der Wahrscheinlichkeit sprach, daß Lundström und Hilde Lövborg ein Paar werden würden. Lächerlich! Es war ihr wohl nicht genug für ihn, da sie ihn ausgezeichnet hatte, oder hatte sie darauf gerechnet, daß er in Liebe zu ihr verschmachten, daß auch er ihr getreuer Sklave bleiben würde? Nun, diese kleine Enttäuschung konnte ihr nur bekömmlich sein. Man war eben nicht von so vollendeter Unwiderstehlichkeit mehr, als man vielleicht glaubte. Sechs Jahre solcher Ehe hinterlassen ihre Spuren, Frau Nichte. Ein bescheidnes, ruhiges, bürgerliches Loos, wie Fred ihr das bieten konnte, würde ihr sehr annehmbar erscheinen nächstes Jahr.

Die Gedanken der Frau Senator wurden immer angenehmer, ihre Züge immer ruhiger, zufriedener. Sie lächelte vor sich hin. Die Fernsichten in die Zu-

kunft waren auch reizvoll, geradezu glänzend. Welche Stellung würde Fred einnehmen: Der Vermeulensche Familienbesitz, der sich zuletzt auf ihren verstorbenen Mann zusammen gezogen hatte, die mütterlichen Millionen Katharinens, das ganze Vermögen der Spreckelsen! Wie viel weiter brachte es ihr Fred als alle seine Schulkameraden und Studiengenossen, von denen doch Mancher gedacht hatte . . . .

Der Diener unterbrach sie im Nachsinnen, er brachte Antwort aus Hotel Bauer, er hatte Lundström noch getroffen. Der Herr Maler hätte für sich und Lövborgs zugesagt.

Als Katharine bald darauf zum Lunch kam, theilte sie es ihr mit leichtem, bedauerndem Achselzucken mit.

Ihre Nichte that, als ob sie es nicht bemerke, vermied aber jede weitere Unterhaltung und zog sich bald darauf in ihre Zimmer zurück.

Die Tante war garnicht mehr so bequem wie früher. Daß Katharine jetzt auf sie angewiesen war, gab ihr ein gewisses Uebergewicht, und sie benutzte das manchmal recht deutlich, wenn auch stets in guten Formen. In dem, was sie sagte, waren häufig versteckte Spitzen, feine; kleine Stiche, gegen die man sich nicht wehren konnte. Siehst Du, siehst Du, schien immer hindurch zu klingen, wie herrlich weit Du es gebracht hast, Du, die sich immer für so überlegen

hielt. Wie froh kannst Du sein, daß Du uns jetzt hast.

Wie kleinlich das war. Und eben noch hatte sie im Geist unter ihren mütterlichen Ahnen gewandelt, diesen gewaltigen Künstlern des Lebens und des Herrschens, die denen, die sie unter die Füße traten, unverdiente Ehre erwiesen, wenn sie sie auch Menschen nannten. Vor der Rückkehr nach Hamburg graute ihr geradezu. Schon kroch all das Kleine, Gemeine wieder an sie heran und an ihr herauf. Sie durfte nicht nach Rom. Fred kam zur Unterstützung. Sie sollte zu Hause mit ihm, ihrem Vater und der Tante zusammen leben, es war Plan darin.

Und dabei die rasende Angst um Ralf. Bis jetzt hatte sie noch keine Sorge gehabt, daß er ihr untreu wäre, nur Angst, daß er es werden könnte. Der Mann log nicht, der Mann konnte nicht lügen. Vielleicht aber glaubte er nur, sie noch zu lieben. Schon hatte sie zuweilen die fürchterliche Empfindung: Du wirst ihm innerlich fremd und fremder, das stärkste Band ist nur noch sein gegebenes Wort. Katharine schrie dumpf auf vor Schmerz und Qual. Das wär ein Ende, der Opfer werth! Oder sie in Hamburg Frau Vermeulen von Freds Gnaden! Niemals!

Noch liebte Ralf diese Hilde nicht, bewußt wenigstens nicht, hoffentlich nicht! Hilde liebte ihn. Das war klar. Wie haßte sie dieses Geschöpf. Aber sie

würde ihren Besitz vertheidigen, sie mußte siegen. War die Andre vielleicht jünger, sie war nicht schöner und reichte nicht heran an sie, ihre Gaben und ihren Geist, in ihr waren die bevorzugten Rassen, sie war das gewaltigere Weib, das ihn, den großen Künstler, ganz anders fesseln konnte. —

Sie machte große Toilette heute. Es galt das Leben, es galt die Zukunft, auch die Kleinigkeiten sind wichtig. Sie sollte verschwinden, die Andre, vor der Majestät ihrer Erscheinung.

Katharine kleidete sich allein an. Von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick in den ovalen Spiegel des Toilettentisches, vor dem sie saß. Ihre mißtrauische Selbstkritik war nicht ganz zufrieden mit sich: Die Hände zitterten beim Frisieren, der Teint war grau, die Augen müde. — Die Nerven, die Nerven — So ging es nicht, neben der brutalen Jugendfrische der Andern. Sie zog ein kleines Fach. Schon öffnete sie das kleine, schwarze Besteck mit der Morphiumspritze, dann zauderte sie doch. Sie kannte die wunderbare, augenblickliche Wirkung und kannte auch den Rückschlag und die Folgen von der Klinik her. Wenn sie dem Dämon verfiele. Gegen die schlaflosen Nächte, die entsetzlichen Nächte hatte sie damit begonnen damals — als sie — nach Tonios Tod. Und um ihre Nerven in der Gewalt zu haben, wenn es darauf ankam. — Es half immer, aber es hieß vom Capital

des Lebens zehren, schon brauchte sie mehr und mehr, und die Wirkung war kürzer. Nein nein, nicht! Sie schob das Fach zu. Aber nach einigen Sekunden sah sie wieder in den Spiegel: Die Hände zitterten stärker, die Augen schienen noch matter. Während ihr Blick an ihrem Bilde haftete, tastete die Hand schon nach dem Knopf des kleinen Faches. Es mußte sein, heute grade, nur heute noch ein Wenig — Ah, — schon das Bewußtsein, daß es helfen mußte, half, ihre Bewegungen wurden lebhafter, freudiger, und immer zufriedner ihr Blick, wenn sie ihr Bild schaute.

Endlich stand sie vor dem großen Pfeilerspiegel, sich zum letzten Male musternd: Ein schönes Weib. Gewiß. Der schwere, schwarze Atlas schmiegte sich verführerisch um die königlichen Glieder. Die wundervolle Robe, tief ausgeschnitten, ließ von ihren Reizen mehr ahnen, als es bedurfte, um einen kälteren Künstler als Lundström zu berauschen. Sie hob den wundervoll gemeißelten, schönen Arm leicht über das goldene Haar, sodaß die echten Spitzen des halblangen Aermels zurück fielen. Die schwarzen Augen unter den feinen Strichen der Brauen blitzten im Triumpf: O nein, Dich giebt ein Mann so leicht nicht auf!

Es klopfte. Ihr Mädchen kam. Frau Senator ließ bitten, die eingeladenen Herrschaften wären bereits angekommen.

„Dann können wir ja zu Tisch gehen, wenns den Herrschaften gefällt", sagte Frau Vermeulen, nach-

dem Katharine die Gäste begrüßt hatte. „Herr Lövborg hat die Güte, Dir seinen Arm zu geben, und ich werde mich mit seiner liebenswürdigen Schwester in unseren großen Künstler theilen.“

Ralf schritt mit Frau Senator am rechten und Hilde am linken Arme voraus, Elis Lövborg folgte mit Katharinen. So wurden auch die fünf Plätze an der Tafel eingenommen. Obenan saß Frau Senator zur Rechten Lundströms, der an seiner Tischseite Hilde zur Linken hatte. Ihm gegenüber hatte Elis mit Katharinen Platz genommen. Die eine Tischseite, Frau Senator gegenüber, blieb leer, aber der prachtvolle Tafelaufsatz mit zu beiden Seiten verlaufendem Blumenschmuck war statt in der Mitte hier aufgestellt, und bildete einen hübschen Abschluß.

Die Unterhaltung war zunächst etwas gequält, dann folgte eine kleine Pause. Alle schienen mit sich selbst beschäftigt. Katharine betrachtete heimlich ihr Gegenüber. Dieses junge Mädchen in ihrer blendenden Frische war ein gefährlicher Gegner. Nun ja, sie hatte wieder das unvermeidliche grauseidne Kleid an, das so eine Art halbreisemäßigen Eindruck machte, und das ihr in allen Fällen dienen mußte, wenn gesellschaftliche Verpflichtungen zu erledigen waren. Dieses bis an den Hals geschlossene Kleid stand ihr aber, stand ihr gut.

Da bemerkte sie, wie auch Ralf Lundströms Augen

an seiner Nachbarin zur Linken hingen. War es nur rein künstlerische Freude an dieser Schönheit, an diesen Formen, die stählerne Jugendkraft mit Fülle und Anmuth paarten? Die Eifersucht schlug ihr die glühende Kralle ins Herz, und jähe Angst und Grimm vor der Räuberin ihr gegenüber stiegen erstickend in ihr auf. Ihr Löffel klirrte laut auf dem Teller, und aufblickend sah Lundström, wie sich ihre Züge für den Bruchtheil einer Sekunde furienhaft verzerrten. Es war nur wie ein Blitz, aber ein greller Blitz, der einen Abgrund zeigte. Es überlief ihn kalt.

„Nun, war es heute wieder sehr voll im Palazzo ducale?" fragte in diesem Augenblicke Frau Senator Vermeulen.

„Jawohl", antwortete Katharine, „sie füllten wieder all die herrlichen Säle an, die Haufenweisen, dieses Dutzendgelichter, die immer in Schaaren auftreten, wie die Wanderratten. Sie können Einem beinah Venedig verleiden. Nirgends fallen sie mir unangenehmer auf, als in dieser historischen Umgebung, im Vergleich mit den glänzenden Gestalten einer erhabenen, großen Zeit."

In Lövborgs Augen war es aufgeblitzt: „Sie sind ja der reine Nietzsche, gnädige Frau!" sagte er. „Aber die verflossenen Geld- und Pfeffersäcke Venedigs lassen wir uns nicht als Uebermenschen verkaufen. Krämerseelen durch und durch. Reich gewordene Mo-

nopolinhaber. Man sieht sie nur meist ganz falsch in der überlieferten Beleuchtung einer verkehrten Geschichtsschreibung. Hinter dem Ruhm und Glanz genialer Dichter, Künstler, Gelehrter und Heerführer verbirgt sich das traurige Gesindel, das weiter Nichts gethan hat, als das Alles zu bezahlen.

Katharine zuckte zusammen. Das war ja ein fast unpassender Ton, den der junge Herr da anschlug. Auch Lundström hatte aufgesehen und Frau Senator. Merkwürdiger Weise lächelten Beide. Ralf hatte schon einige Male so eine Art ästhetischer Freude daran gehabt, wie keck und fröhlich sich die Dialektik seines Freundes in letzter Zeit entwickelte, der früher doch fast blöde gewesen war.

Und Frau Senator machte es einfach Spaß, daß Katharine auf Gebieten, wohin sie ihr nicht folgen konnte, sich etwas sagen lassen, sich etwas gefallen lassen mußte, und namentlich, daß die Herren Venetianer einmal schlecht wegkamen: „Ei ei, Herr Doktor", sagte sie, „Sie werden ungalant! Es handelt sich um meiner Nichte Ahnen!"

„Galanterie?" sagte Elis, zu Katharinen gewandt, lachend, „einem so klugen und wohlgeschulten Kopfe gegenüber? Das würde gnädige Frau doch übel nehmen. Aber in der That, die Entartetsten der Entarteten warens. Wo sind sie denn und ihre Spuren, wenn sie Artverbesserer, Menschheitserhöher waren?

Um Lug und Trug kämpften sie so ruchlos, wie vergeblich, morsch bis in die Wurzel. Die höchste Zeit, daß sie verschwanden!"

„Ich sehe das anders an", sagte Katharine, „sie waren wohl die Erhabenen, Bevorzugten, Höherbegabten und zum Herrschen Berufenen und sind untergegangen, weil sie anfingen human zu werden, zuviel klägliche Rücksicht zu nehmen, aufhörten, hart zu sein. Sie erwähnten Künstler und Gelehrte. Die Zeitgenossen waren gerechter als Sie. Künste und Wissenschaften saßen dienend zu den Füßen dieser Gewaltigen, weil sie wußten, daß die Welt Kunst und Wissenschaft ihnen verdankte."

„Ich bin Lövborgs Meinung", fiel hier Lundström mit ruhiger, tiefer Stimme ein, die ihm aber aus dem Herzen zu quellen schien. „Geld erzeugt nie Kunst, es würgt sie! Die kümmerlichen Reste, die paar Talente, die erhalten bleiben, werden allerdings dahin gezogen, wo man sich den Luxus leisten kann, auch einige Künstler von dem Ueberfluße mit zu füttern. Der Druck aber, der nöthig war, an jener einen Stelle den Ueberfluß zu schaffen, hat vorher die Talente zu Tausenden und Hunderte von Genies erstickt."

„Du hast zweifellos Recht, Ralf", sagte Hilde, und es klang wie Frohlocken aus ihrer Stimme, „wie wir zu Haus uns immer die Zukunft malten, so wird sie sein."

Katharinens Augen wanderten wieder von Lundström zu seiner Nachbarin. Wie erwärmend schön das Mädchen war mit ihren begeisterungsfähigen Augen. Das Gefühl ihrer eigenen Verstandeskühle stieg erkältend in ihr auf im Vergleich dazu. Ihr war das ja alles so gleichgültig, so eisig gleichgültig. Kunst, Wissenschaft? Was war ihr Kunst und Wissenschaft, was war ihr Vergangenheit und Zukunft. Nur Eins war heiß in ihr, glühte in ihrer Seele: Ihre Liebe und ihre Angst um seinen Verlust. Hildens vertrauliches „Ralf“ that ihr fast körperlich weh. Dies Mädchen da nannte ihn Du und durfte ihre Liebe zeigen vor allen Leuten, während sie, der er gehörte, sich verstellen mußte am eigenen Tisch.

Und jetzt sah sie, wie Hilde einem Blick ihres Bruders begegnete, wie sich gleich darauf ihre Augen mit denen ihres Nachbars trafen und wie sie dann statt dessen, was sie hatte sagen wollen, scherzhaft sich an ihren Bruder wandte: „Es ist viel zu streiten über diese Dinge. Ich glaube, Du hast angefangen, Elis. Bekümmern wir uns lieber einmal um die näher gelegene Zukunft. Wann gehts nach Rom? Und die Herrschaften“, fuhr sie zu Katharinen fort, „wollen Venedig auch mit der Hauptstadt vertauschen, glaub ich gehört zu haben?“

Katharine knirschte innerlich vor Zorn. Wie eine Art Freimaurerei war es gewesen. Durch einen Augen-

wink hatten sich die Drei gesagt: Weshalb von unsren besten Gedanken an dieser Stelle reden. Wie Aristokraten fühlten sie sich. Diese Hilde Lövborg, die unter ihres Bruders Diktaten selbst eine Philosophin geworden zu sein sich vorredete. Nicht zu glauben! Eine hohe Wissende däuchte sie sich, die sich rechtzeitig erinnert, daß sie ihre Gesichte, ihr Schauen nicht vor den Augen der Ungeweihten offenbaren darf. Die Drei waren ein Herz und eine Seele, sie lebten in derselben Gedankenwelt. In Lundströms Augen hatte sie das Aufleuchten bemerkt, das auch sie kannte von früher her, wenn er sich selbst in ihr gefunden hatte. Das Mädchen da stahl ihn ihr, langsam, unmerklich, aber sicher, nach und nach, Herz und Geist. Und diese Frage nach Rom. Sie hatte ängstlich vermieden, mit Ralf von ihren veränderten Absichten zu sprechen. Sie hatte gehofft, Lövborgs würden vorher abreisen. Sie wollte nicht, daß die Drei zusammen blieben. Es ging ihr durch Mark und Bein, als sie jetzt ihre Tante sagen hörte:

„Wir hatten flüchtig einmal den Gedanken, sind aber schon seit Wochen davon zurück gekommen. Es besteht die größte Wahrscheinlichkeit, daß wir in einigen Tagen nach Hamburg zurückkehren. Soeben hatte ich einen Brief von meinem Sohn — das sagte sie gleichzeitig zu Katharinen mit, die sie ja erst in Gegenwart der Andern wiedergesehen hatte — wir dürfen ihn

morgen oder übermorgen erwarten und in einigen Tagen werden wir dann gemeinschaftlich nach Hause reisen.“

Hildens Augen leuchteten auf in freudiger Ueberraschung. Katharine sah es deutlich, und ihr Herz zog sich zusammen.

Lundströms Augen richteten sich mit der erstaunten Frage auf sie: Nach Hamburg, in den nächsten Tagen, Rom seit Wochen aufgegeben, und ich weiß nichts? Dann wandte er den Blick ab, und es war, als sähe er sie nicht mehr. Auch an der Unterhaltung der Andern betheiligte er sich nur noch wenig. Er war sehr still geworden, und eine Falte stand zwischen seinen Augen.

Frau Senator schien es nicht aufzufallen. Sie unterhielt sich mit den Geschwistern Lövborg über alles Mögliche in angenehmster Weise. Die Stimmung dieser Beiden war vorzüglich. Leicht und spielend vermieden sie alle Klippen, und Frau Senator Vermeulen konnte nicht umhin, zu finden, daß, abgesehen von einigen Schrullen und etwas beschränkten Ansichten, es doch eigentlich ein paar ganz nette, liebenswürdige Leutchen wären, mit denen man sich recht wohl einmal einen Nachmittag unterhalten könnte.

Als Frau Senator die Tafel aufhob, war zwischen Katharinen und Lundström kein Wort mehr gewechselt worden. Frau Senator war beim Abschied nicht ganz

so gemessen, wie sie es sich vorgenommen hatte, sie war in zu guter Laune. Diese letzten Venediger Tage mußten noch ganz nützlich wirken auf ihre Nichte. Und morgen, übermorgen spätestens, war alle Gefahr vorbei. Fred würde sie in ganz richtiger Stimmung treffen.

Die Gäste verabschiedeten sich. Lundström wollte mit einigen allgemeinen Redensarten zu Frau Senator und einer stummen Verbeugung für Katharinen sich empfehlen. Da sagte plötzlich Katharine zu ihm: „Würden Sie mir morgen einen Theil Ihres Vormittags schenken, Herr Lundström? Sie haben mir neulich Ihre Begleitung zu einer Gondelfahrt nach dem Lido angeboten. Wir haben eine ganz leichte zweisitzige Gondel unten an den Pfählen liegen, und der lange Giuseppe ist ein Meister in seiner Kunst. Ich würde Sie so gegen zehn Uhr erwarten." Die Stimme klang trocken, belegt. Frau Senator war unangenehm überrascht. Es war aber nur ein Augenblick. Bah, noch eine Laune, es kommt Nichts darauf an, wenn wir nur erst in Hamburg sind, dachte sie. Die beiden Lövborgs sahen erstaunt auf. Lundström verstand sofort. Er sah ihr zum ersten Male wieder voll ins Auge, ich erwarte durchsichtige Aufklärung diesmal von Dir, stand darin, sein Blick aber wurde sofort mild, als er sie sah, es mischte sich etwas wie Mitleid hinein: Wie grau, wie scharf Katharinens Züge waren.

„Ich stehe zur Verfügung. Es wird mir eine hohe Ehre und ein besonderes Vergnügen sein, gnädige Frau“, sagte er.

Man schied. — Bald sank die Nacht hernieder auf Venedig, und aus der Nacht ward ein neuer Tag.

Kurz vor zehn Uhr ließ sich Lundström bei Katharinen melden.

Gnädige Frau erwarte Herrn Lundström bereits, sagte der Diener zu ihm.

Er trat ein und hörte die große Flügelthür hinter sich wieder schließen. Katharine trat ihm aus der Nische entgegen in hochgeschlossenem, schwarzem Spitzenkleid. Sie war ungewöhnlich blaß, sie sah krank aus, etwas Flackerndes war in ihren Augen, ihre Bewegungen waren unruhig, gereizt: „Du wirst mir wieder Vorwürfe machen“, begann sie, „daß Du die Aenderung unseres römischen Planes von anderer Seite früher hören mußtest, als ich Gelegenheit fand, Dir davon zu sagen. Wenn ich klagen wollte! Was hast Du mich gestern wieder leiden lassen! Diese Hilde Lövborg ist abscheulich!“

Fast in dem Tone, wie man zu einem aufgeregten Kinde spricht, sagte er langsam und beruhigend: „Aber liebe Katharine, ich verstehe Dich nicht, was hat Hilde Lövborg damit zu thun, daß Ihr nun nicht nach Rom geht. Wer hat gestern Dich gequält, wenn nicht Du Dich selbst? Komm, komm, seien wir zwei verständige

Leute! Die Dinge außer uns, dieser elende Proceß, Deine Verwandten werden Dich wieder gepeinigt und krank gemacht haben. Also zunächst einmal die Thatsachen." Damit führte er sie zu ihrem großen Stuhl zurück und nahm ihr gegenüber in einem andern Platz: „Also Ihr geht nach Hamburg? Weshalb ist Rom aufgegeben?"

„Meine Verwandten waren dagegen", sagte sie und sah vor sich nieder auf ihren Schooß, während die feinen, langen, weißen Finger unruhig an den Spitzen ihres Aermels und ihres Kleides zupften und strichen. „Mein Vater verlangte schließlich aufs Bestimmteste, daß ich nach Hamburg zurück käme."

„Das thut mir leid, liebe Katharine, aber daß Du Dich fügen mußt, sehe ich ein. Die paar Wochen werden sich ja auch dort überwinden lassen. Wann darf ich kommen, Dich zu holen?"

„Das ist es ja", antwortete Katharine, und das Spiel ihrer Hände wurde noch aufgeregter, „weshalb ich immer den Muth nicht fand, mit Dir davon zu reden." Ein flüchtig prüfender Aufblick streifte ihn, dann irrten ihre Augen durch das Zimmer, während sie sagte: „Es sind ja nicht einige Wochen. Das Gesetz verlangt eine sehr lange Wartezeit der geschiedenen Frau, und eine Neuvermählung wird unmöglich sein der Gesellschaft gegenüber, bevor nicht mindestens ein Jahr verstrichen ist."

Lundström sprang auf: „Was ist das nun wieder!“ rief er, mit langen Schritten im Salon auf und abgehend. „Du sagtest doch . . .“

„Ich habe von der Rechtsvorschrift selbst erst kürzlich erfahren. Ich hatte doch auch angenommen, daß ich gar nicht nach Hamburg zurück müßte.“

Seine Augen suchten sie, sie aber vermied noch immer seinen Blick. Da setzte er sich wieder ihr gegenüber, nahm die unruhigen, schlanken Finger in seine Hand und sagte, während etwas wie ein trübes Lächeln um seinen Mund zog: „Meine liebe, gute Katharine, Du hattest wieder einmal nicht genügendes Vertrauen zu mir. Du theilst mir die Wartefristen nach und nach zu. So hast Du es von Anfang an gemacht. Du hältst mir das Ziel scheinbar nahe vor Augen, um es dann nach und nach immer weiter hinaus zu stecken. Fürchtest Du, ich könnte ungeduldig werden? Traust Du mir nicht?“

Da sprang sie wild auf und rief: „Nein, ich traue Deiner Liebe nicht, ich hab ihr nie getraut! Ich war immer in tödtlicher Angst! Du bist mein Elend und meine Schmach! Wie war ich einst stolz und frei in der kühlen Einsamkeit meiner Seele, und was hast Du aus mir gemacht! Mich so mitzunehmen, als leichte Frauenbeute mit keckem Handstreich, und über den Raub hinweg zu treten als über etwas Gewesenes, und neuem Leben entgegen zu ziehen, dazu hätte sie

gereicht, Deine Liebe! Da es aber eine ernste Sache galt, da Jahre des Kampfes dazu gehörten, ein Glück aufzubauen, das Dich dauernd bände, da verlorst Du die Geduld, und mit Angst und mit List mußte ich versuchen, Dich über die Zeit hinweg zu täuschen. Wenn Du wüßtest, was ich gethan habe um Deinetwillen! Und nun muß ich zittern, daß dieses Mädchen, das Dir nachläuft, Dich mir stiehlt, der Du mir gehörst, mir allein, denn ich habe Dich theuer erkauft!"

Sie hatte ihn mit beiden Händen an den Schultern gefaßt, und Ralf Lundström entsetzte sich vor ihrem Blick. Jetzt ließ sie ihn los, fiel wie tödtlich ermattet in ihren Stuhl zurück, bedeckte das Gesicht mit den Händen und brach in lautes Schluchzen aus.

„Mein Gott, Katharine, sei doch vernünftig, ich bitte Dich, wenn Deine Tante käme. Du thust mir vollständig Unrecht. Ich habe viel nachgedacht dies lange Jahr. Laß uns zur Klarheit, zur Verständigung kommen, liebe Katharine, die wir ein Leben lang mit einander dauern sollen. Grade dieses Dein Verfahren, dieses Kleine, Listige ist es, was Manches zwischen uns gebracht hat, was nicht hätte sein sollen."

Katharine sah auf. Daß er von einem künftigen, gemeinsamen, langen Leben im Ton innerer Wahrheit sprach, beruhigte sie für einen Augenblick. Sie trocknete sich flüchtig die Thränen und folgte ihm gespannt.

„Ich mache keine Vorwürfe, Geliebte," fuhr er

fort. „Ich habe die Erklärung für uns Beide gesucht in bittrer Qual, und ich glaube, ich habe sie gefunden. Männliche und weibliche Liebe sind verschieden. Du hast mir zuviel gegeben oder zu wenig. Hättest Du mir damals, als ich Dir in Dresden meine Liebe offenbarte, gesagt: Auch ich liebe Dich, Ralf Lundström, aber ich kann Dir nur gehören in aller Form; nenn es Vorurtheile, aber sie sind mir Fleisch und Blut, sie sind meine Art. Ich kann nicht leben sonst. Du mußt warten auf mich zwei, drei Jahre. Willst Du das?

Siehst Du, Katharine, dann hätte ich freudigen Herzens Dich nach Hamburg abreisen lassen und ruhig gewartet, bis Du mich riefst. Das kann ein Mann. So aber thatest Du nicht. Du hast des Mannes Begehren geweckt. Du trautest nicht Deinem Geist, nicht Deinen Gaben, nicht meiner Liebe, mit meinen Sinnen wolltest Du mich binden. Es ist ein gefährlich Spiel, zu verlangen, daß auch der Andre dann Halt sagt an bestimmter Stelle. Daß Du es konntest, hat mich erbittert und gereizt. Deine Angst um meinen Besitz ist völlig thöricht. Wenn mich nichts Andres bände, Leute wie ich halten Wort!“

Katharine war ihm gespannt gefolgt. Seine Ausführungen fesselten sie, beruhigten sie. Es leuchtete wie Freude, wie Befriedigung auf in ihren Augen. Das also war es, sagte sie sich, es lag Wahres darin.

Aber da kam der Schluß — — „Und ich will nicht, daß Du mich nimmst, weil Du Wort halten mußt, ich will, daß Du mich liebst!" schrie sie auf. „Du glaubst vielleicht noch, Du hättest mich lieb wie einst! Es ist nicht wahr. Diese Hilde, die ich hasse, sie nimmt Dich mir stückweise! Du hast mich nicht geküßt vorhin, als Du kamst, Du kannst Dich jetzt so meisterhaft beherrschen! Wie schwer wurde es Dir früher!"

In Lundströms Augen prägte sich der Unmuth deutlicher aus: „Ich habe gelernt, mich zu beherrschen und Gefahr zu meiden. Ist das Vergehen an unsrer Liebe? Was Du willst, ist Unnatur. Ich soll heiß werden und kalt dabei bleiben. Das kann der Mann nicht. Hilde Lövborg ist mir eine liebe Schwester und treue Freundin. Sie liebt mich wie ihren Bruder. Nicht das leiseste Zeichen hat mir je verrathen, daß ihre Wünsche weiter gehen. Es wäre furchtbar, wenn es anders wäre, wenn ich denken müßte . . . Doch es ist ganz ausgeschlossen."

„Es ist nicht ausgeschlossen, es ist so! Ich sehe es, ich fühle es! Belügst Du nicht mich, so belügst Du Dich selbst!"

„Katharine", antwortete er, „ich weiß nicht, was in Dir ist? Wenn ich Dir sage, daß ich Deiner harren will, weshalb zweifelst Du?"

„So versprich mir, daß Du nicht mit Lövborgs

nach Rom gehst, daß Du den Verkehr mit ihnen abbrichst, sie nicht mehr siehst!“

Lundströms Augen blitzten auf in hellem Zorn: „Wie darfst Du solches Verlangen stellen! Das ist nicht mehr krankhafte Laune, das ist unerträgliche Tyrannei. Die mir ein Leben lang nahe standen, und die ich lieb habe von ganzem Herzen, soll ich verletzen und meiden, ohne Grund? Es ist unwürdig, das von mir zu fordern!“

„Während ich in Hamburg sitze in Einsamkeit und Angst, willst Du ein Jahr lang mit den Beiden nach Rom, nach Süditalien, nach Sizilien ziehen, nicht wahr? Lachend das Leben genießen unter Italiens Sonne an der Seite der lieben Schwester, die jeder Bediente für Deine Geliebte hält. Ich leide es nicht! Du darfst nicht!“

In Lundströms Gesicht stieg dunkle Röthe auf, die Adern seiner Stirn schwollen an: „Ich verbiete Dir, von Hilden zu reden in diesem Ton! Und was ich darf, werde ich entscheiden! Ich habe mich nicht als Sklave verkauft, denk ich, an dem Tage, da ich Dir von Liebe sprach!“

„Du darfst nicht!“ und ihre Augen bohrten sich in die seinen. „Ich will leben! Ich lasse Dich nicht, denn Du kämst nicht wieder! Du gehörst nicht dem ruhigen, klugen, schlauen Mädchen!“ Im nächsten Augenblick lag sie vor ihm auf den Knien: „Schicke

sie weg, Ralf, bei Deiner Seele beschwöre ich Dich!“

Er beugte sich zu ihr nieder: „Mein Gott, Katharine, so sei doch vernünftig!“

Sie las in seinen Augen die Sorge, daß Jemand käme, den Unmuth über eine peinliche Scene, aber kein Versprechen. Im nächsten Augenblick schnellte sie auf: „Ich will Euch scheiden!“ zischte sie. „Du bist mein, Du kannst ihr nie gehören, Ralf Lundström! Die Opfer binden! Der Mann, der zwischen uns stand, fiel durch Verrath. Und Tonio, der Bengel, nach dem Du Dich nicht sehntest ....“

Lundströms Haare sträubten sich.

„Mein Gott, was geht hier vor?“ ertönte in diesem Augenblick eine Stimme vom Zimmer her.

Mit einem Schrei brach Katharine zusammen.

Ralf Lundström beugte sich, hob sie empor und trug sie in seinen Riesenarmen wie ein Kind an Frau Senator Vermeulen vorbei nach dem Divan: „Das ist nicht die Stunde zu Erklärungen“, sagte er dann, und furchtbarer Ernst lag in seinen Zügen. „Frau Doktor Marschall ist in Ohnmacht gefallen. Bleiben Sie bei Ihrer Nichte, ich sende Ihnen einen Arzt.“

Die hohe reckenhafte Gestalt schwankte, als sie die Palasttreppe hinab schritt. Mit offenem Munde, die sonst so diplomatisch gekniffenen Augen weit aufgerissen,

starrte ihm der Diener nach, dessen Gruß er übersehen hatte.

* * *

Der Arzt hatte Katharinen schon wieder bei vollem Bewußtsein gefunden. Sie hatte alle Hilfe schroff abgelehnt, und sich in ihre Zimmer zurück gezogen. Die rathlose Tante erhielt nur die eine Antwort, daß sie Nichts für ihre Nichte thun könnte, als sie allein, sie in Ruhe zu lassen. Anfälle von schüttelndem Fieber kamen und gingen. Auf das Lager geworfen, todesmatt, erhob sie sich nach kurzer Zeit wieder, von der steigenden Aufregung aufgestachelt. Sie wartete.

Es war am zweiten Tag. Gestern Abend war das Urtheil gekommen von Hamburg, das die Scheidung aussprach und Doktor Marschall für den schuldigen Theil erklärte. Sie hatte es flüchtig durchgelesen und auf den Tisch geworfen, wo es noch lag. Das Erkenntniß erschien ihr so gleichgültig, so furchtbar gleichgültig. Und dafür hatte sie gekämpft? Weshalb denn nur? Ralf war gegangen, und kam nicht wieder. Wie Hamburg über sie dachte und das Gericht, was lag daran. Wie war nur Alles gekommen? Um Lug und Trug gekämpft, sagte nicht Elis Lövborg so? und Ralfs Liebe darüber thöricht verspielt. War es denn möglich, daß er ging, daß sie ihn verloren hatte? Wie war es nur gekommen, wie war es nur gekommen?

Ihre Tante erschien: „Es ist ein Brief für Dich da, Katharina, von hier. Der Handschrift glaube ich mich von Lundströms Karten her zu erinnern. Willst Du mir nicht sagen, was vorgegangen ist, liebe Katharina? Fred depeschirt eben an mich, daß er heute Nachmittag ankommt. Wär es nicht besser, wenn Du mir ....

„Den Brief, bitte“, sagte Katharine. „Laß mir noch ein wenig Zeit, Tante.“ Sie schloß die Thür hinter Frau Senator Vermeulen.

Gnädige Frau! begann Ralf Lundströms Brief... Katharine sank auf einen Stuhl am Tisch und ihr schönes Haupt auf die Arme. Die rechte Hand hielt den zerknitterten Brief. Sie wußte genug. Es war Alles aus.

Die Zeit verrann, Stunden waren vergangen. Sie hatte keine Thränen mehr. Aus den Zügen war die Spannung verschwunden. Fast, als sei der Brief gar nicht an sie, las sie ihn:

Gnädige Frau! Alle Worte sind eitel. Wir können nicht zusammen leben, und wissen es Beide. Nicht wissen wir, ob wir es tragen werden. Ich gehe nicht nach Rom. Wenn Sie diesen Brief lesen, sind wir nach der Heimath abgereist. Ich will versuchen, in den nordischen Skären, an der wilden Schönheit meiner Heimath, am Busen der